ARMIN MOHLER

Von rechts gesehen

SEEWALD VERLAG
STUTTGART

Liebeserklärungen 289

Persönliches 315

Für Robert Hepp
in Erinnerung an Marcel

»Ne pas succomber.
Ne pas renoncer. Ne pas plier les genoux. Ne pas accepter la défaite qui en nous s'installe. Récuser la laideur qui nous lèse, en vue de jouissances immondes, de sa langue tiède. Dire non pour sauver l'éclat de notre oui.«

Jean Cau

Vorbemerkung

Zur Zeit schwappt eine Welle von Salonkonservatismus durch die deutschen Lande. Zeitgenossen, die über Jahrzehnte hinweg einem linken oder zum mindesten linksliberalen Zeitgeist ihre Rauchopfer gebracht haben, suchen neuerdings ihre Positionen unter konservativer (oder doch »liberalkonservativer«) Fahne abzusichern. So entsteht der Eindruck, als sei der Konservatismus eine bloße Fortsetzung des Liberalismus mit anderen Mitteln; er wird zu einer beliebigen, konturlosen Angelegenheit.

Was soll in dieser Situation das vorliegende Buch? Ein konservativer Publizist steckt in ihm seinen Gesichtskreis ab. Er will zweierlei zeigen. Erstens: daß »konservativ« kein unbestimmtes Gefühl ist – und kein Alibi für solche, die kapitulieren möchten. Zweitens: daß die Konservativen nicht, wie ihre Kontrahenten, auf den Barrikaden des 19. Jahrhunderts sitzen geblieben sind, sondern die Probleme von heute sehen. Die Konservativen interessieren sich nämlich weit weniger für die Vergangenheit, als manche meinen (oder glauben machen wollen) – was sie fasziniert, ist vielmehr das, was *ist*. »Von rechts gesehen« heißt darum: die Wirklichkeit nicht durch die utopistische oder die moralisierende Brille gesehen, sondern in ihrer paradoxen, komplexen Einheit.

DIE KONSERVATISMUS-DEBATTE

1. Der Konservative in der technischen Zivilisation

Seit dem Erscheinen meines ersten Buches, der »Konservativen Revolution« (1950), habe ich mich immer wieder zu der Frage »Was ist konservativ?« geäußert. In der westdeutschen Publizistik lief diese Diskussion zunächst in den gewohnten Bahnen. Etwas lebhafter wurde sie erst, als zu Beginn der sechziger Jahre das Ende der Ära Adenauer sich abzuzeichnen begann. Als der Griff des großen Alten Mannes sich allmählich lockerte, wurden Ansätze zu einer Linken und damit auch Ansätze zu einer Rechten sichtbar. Systematisch setzte die Konservatismus-Diskussion 1962 mit einer Debatte in der Zeitschrift »Der Monat« ein, die ich im April-Heft mit einem Beitrag »Konservativ 1962« eröffnen konnte. In den folgenden Jahren habe ich dann immer wieder zu Abgrenzungsversuchen angesetzt, so am 15. August 1964 in der Zürcher »Weltwoche« mit »Die Bundesrepublik und die neuen Konservativen« oder am 15. Juli 1967 in der »Welt« mit dem Beitrag »Die komfortable Sackgasse ... oder Der Konservative in der Konsumgesellschaft«. Aus Distanz zeigt sich, daß diese Beiträge mit ihren vielen Entschuldigungen doch noch ganz in die Atmosphäre bundesrepublikanischer Vergangenheitsbewältigung gehören; sie waren in manchem ein Schritt hinter jenes erste, noch in der Schweiz geschriebene Buch zurück. »Auf den Nerv« kam die deutsche Konservatismus-Diskussion im Grunde erst mit dem Revolte-Jahr 1968, als der Abmarsch der Linken aus der Geschichte, ihr Sturz in die Nostalgie offen sichtbar wurde. In diesem Jahr wurde der erste Beitrag dieses Buches geschrieben. Er erschien unter dem Titel »Konservativ 1969« in dem Band »Formeln deutscher Politik«,

worin Wischnewski und Günther Müller die sozialdemokratische Position umrissen, Scheel und Hans Reif die liberale Position, Guttenberg und Mohler die der Konservativen.

Für die Beschäftigung mit dem deutschen »Konservatismus« von heute hat sich ein beliebter Ritus herausgebildet. In einer Wochenzeitung, die den Katholizismus zeitgemäß repräsentieren möchte, erschien vor kurzem ein Artikel, der das recht schön illustriert. Er stammte von einem bekannten Publizisten, der sich gerne »liberalkonservativ« gibt, in Wirklichkeit aber eifrig mithilft, das Schwergewicht des Establishments nach links von der Mitte zu verlagern. Der Artikel beklagte das »Schweigen« der Konservativen. Gerade jetzt, wo die Linke so viel Lärm mache, wären konservative Stimmen nötiger denn je. Drum sei so schade, daß »es« den Konservativen »die Sprache verschlagen« habe.

Nun, was den Konservativen die Sprache verschlagen hat, ging aus dem Artikel auch recht deutlich hervor. Sein Verfasser sagte zwar über den Konservatismus: »es gibt ihn noch, gottlob«. An dem, was auf diesen Stoßseufzer folgte, ließ sich jedoch ablesen, daß der Verfasser außer sich selber wenig »Konservative« auf der politischen Bühne sah. Das lag aber ganz einfach daran, daß er alle, die auf andere Weise als er »konservativ« waren, für abseits erklärte. Sie gehörten für ihn nicht mehr in den Konservatismus; für sie hatte er die Verdammungsvokabeln »Reaktion, Diktatur, Faschismus« bereit. Womit wir bei der Feststellung angelangt sind, die am Anfang jeder Beschäftigung mit dem Konservatismus von heute stehen muß: die Definition, was »konservativ« sei, ist bereits ein politischer Akt.

Der Konservative als Störenfried

Das ist die Situation von 1969: der Konservative wird theoretisch begrüßt und praktisch da, wo er auftritt, bekämpft. In unserer Wohlstandsgesellschaft spielt der Konservative nämlich eine eigenartige Rolle. Halb gehört er dazu, halb wieder nicht. Die meinungsbildenden Organe bestätigen ihm, daß auch diese Gesellschaft ihn brauche; zugleich aber schreiben sie ihm vor,

wie er zu sein hat und welchen Rubikon er nicht überschreiten darf. Man zeigt den Konservativen gerne vor, um an ihm pluralistische Weitherzigkeit zu demonstrieren – doch gleichzeitig beobachtet man ihn argwöhnisch. Warum? Das, was die Wohlstandsgesellschaft am meisten fürchtet, ist die Betonung des »Primats des Politischen« – vor allen konjunkturellen, versorgungstechnischen und freizeitgestalterischen Erwägungen. Und diese Betonung scheint man dem Konservativen am ehesten zuzutrauen.

Von innen her kann darauf nur geantwortet werden, daß ein solcher Argwohn den Großteil der Konservativen von heute gewaltig überschätzt. Die sind in der Regel ihrer Sache gar nicht so sicher. Der einzelne Konservative hat sich eines gesellschaftlichen Klimas zu erwehren, das ihm zu suggerieren sucht, er und seinesgleichen seien »Nachzügler der Weltgeschichte«. Er spürt, daß er vielen Mitbürgern lästig fällt. Nicht daß man seine Ideen für falsch hielte – viele Konservative übersehen, daß es *darum* gar nicht geht. Man fürchtet vielmehr, mit solchen Ideen, die durchaus richtig sein mögen, Unannehmlichkeiten zu haben. Und Unannehmlichkeiten haben heißt heute: im Konsum gestört werden. Zuletzt glaubt der Konservative dann selber, der Schnellzug der Geschichte fahre in die entgegengesetzte Richtung als die von ihm eingeschlagene.

Diese Unsicherheit wurde in einer Diskussionsreihe des »Monat« von 1962 fast grotesk sichtbar. In ihrem Rahmen wurden prominente Konservative gefragt, was denn ihrer Meinung nach »konservativ« sei. Die Antworten waren mehrheitlich recht unbestimmt; für den einen schien wesentlich, daß der Konservative »nach oben blicke«, ein anderer wies auf die Anlage von Grünflächen in Industrierevieren als auf eine konservative Tat hin. Nichts gegen Grünflächen – aber die sorgsame Beschränkung der meisten Interviewten auf den kulturellen Bereich war auffällig. Allenfalls wagte der eine oder andere noch sich als »christlichkonservativ« zu bekennen – das hat im offiziösen Pluralismus noch Platz. Je mehr der Konservative sich jedoch dem Bereich der Politik nähert, desto heißer wird es und desto mehr droht er sich die Finger zu verbrennen.

Bei dieser Halbgetto-Situation ist es bis heute geblieben. Bezeichnenderweise gibt es in der Bundesrepublik keine politische

Gruppierung von Belang, die offen als »konservativ« firmiert. Man redet sich darüber hinweg mit der schon recht abgeklapperten Formel, daß das Konservative »quer durch die Parteien gehe« – daß es eine allgemeinmenschliche »Haltung« sei, die darum auch keiner politischen Verortung bedürfe. Deshalb kommt einem auch kaum ein Politiker in den Sinn, den man guten Gewissens einen Konservativen nennen könnte. Allenfalls kann man bestimmte soziale Schichten (keineswegs die reichen Leute) als latent konservativ bezeichnen. Soll das Wort aber überhaupt etwas Bestimmtes meinen, so bleibt nur die Feststellung: zur Zeit sind nur Einzelgänger konservativ, und zwar meist Schriftsteller und Publizisten, die in (geistige) Guerilla-Aktionen verwickelt sind.

Guerilla um so mehr, als diese Konservativen untereinander meist wenn nicht verfeindet, so doch ohne Solidarität sind. Auf der Rechten ist jene selbstverständliche Gruppensolidarität selten, welche sich auf der Linken bei Angriffen von außen fast automatisch, über alle Fraktionsbildungen hinweg, herstellt. Es gibt nur zu viele Konservative, die sich unter Etiketts wie »liberalkonservativ« oder »christlichkonservativ« vor jener demagogischen Abstempelung als Extremisten (»Reaktion, Diktatur, Faschismus«) retten möchten und darum den Nebenmann als »pseudo-konservativ« den Wölfen zum Fraße vorwerfen. Und dieses Rezept rettet sie auch, solange sie sich hüten, die wirklichen heißen Eisen anzufassen. Diese heißen Eisen aber sind nun mal – die kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Probleme mögen noch so dringlich sein – die politischen Fragen, bei denen es um *Sein oder Nichtsein* geht: Atomsperrvertrag, Vergangenheitsbewältigung und innere Souveränität, außenpolitische Partnerwahl, Abwehr des Totalitarismus (des jetzigen wohlverstanden, nicht desjenigen von anno dazumal).

Konservatives »Who is who«

So gliedern sich denn auch die »Konservativen« nach dem Grad der Harmlosigkeit, die ihnen der Gegner zubilligt. Den »Kulturkonservativen« (Harpprecht, Holthusen, Siedler, Gürster,

Joachim Günther u. a.) ist das Mitspielrecht im pluralistischen Konzert nur geringfügig beschränkt – so wenig wie den offiziösen Verfechtern des politischen »Liberalkonservatismus« (Gerstenmaier, Merkatz, Mühlenfeld, Ibach, Gaitanides, Johannes Gross, Zodel, der schweizerische Nationalrat Peter Dürrenmatt). Dann gibt es eine ganze Reihe von »Partial-Konservativen«, für die sich entlastend auswirkt, daß sie die konservativen Optionen nur in Auswahl mitmachen. Bei Matthias Walden und Krämer-Badoni täuscht ihr heftiger Antikommunismus so wenig über ihre linksliberale Grundeinstellung hinweg wie bei Ziesel dessen kulturpolitische Idiosynkrasien über den ethischen Purismus, der ihn von den eher skeptischen Konservativen trennt. Helmut Schoeck mag den Konservativen mit seiner Gesellschaftskritik noch so ansprechen – seine Blindheit für das am Staat, was über die Gesellschaft hinausgeht, weist ihn deutlich als Statthalter des anderen Liberalismus (desjenigen Röpkes) aus. Den Zonenflüchtlingen Zehm und H. D. Sander kommt zugute, daß sie die Sprache der Linken besser beherrschen als diese selbst; Fredericia-Petwaidic ist durch seinen k. k.-Charme geschützt wie die Norddeutschen Barnick und Gerhard Nebel durch ihre grobianische Sonderlings-Maske. In ähnlicher Lage sind jene Autoren, die zwar oft recht scharf politisch Stellung nehmen, aber durch ihre jüdische Herkunft von den schlimmsten Verunglimpfungen ausgenommen sind (Schoeps, Torberg, Schlamm, Ludwig Freund, der verstorbene Robert Ingrim). Auch die Jugend kann einen gewissen Schutz darstellen, wie das Beispiel von Marcel Hepp zeigt: sein Buch gegen den Atomsperrvertrag konnte nur von jemandem geschrieben werden, der schon generationsmäßig von allen Belastungen frei ist.

Im übrigen sind nicht alle Gettos gleich dicht. Dasjenige, in welches die primär religiös bewegten Konservativen gesteckt werden, hat nicht allzu hohe Mauern. Das gilt für die Katholiken (Roegele, Anton Böhm, P. W. Wenger, Elimar v. Fürstenberg, Pesch, Berglar, Kuehnelt-Leddihn u. a.) wie für die Protestanten (Wilhelm Stählin, Schomerus u. a.). Pfarrer Evertz als Sprecher der »Notgemeinschaft Evangelischer Deutscher« ist hingegen jenem solideren Getto schon näher, in das man als »Nationalkonservativer« oder »Rechtskonservativer« gesteckt

wird (und wo unter anderen bereits Martini, Studnitz, Emil Franzel, Schrenck-Notzing und der Schreiber dieser Zeilen schmoren).

Doch damit ist die Topographie des konservativen Lagers noch nicht vollständig. Diese in den Nahkampf verstrickten Publizisten sind – um in ein kühleres Bild zu wechseln – nur derjenige Teil des Eisberges, der übers Wasser ragt. Aus Distanz wird man wohl einmal feststellen, daß in diesen beiden ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik die intensivsten und am längsten anhaltenden konservativen Anstöße von Männern ausgingen, die sich *mittelbar, am Objekt,* ausdrückten. Wir denken an geschichtliche und zeitgeschichtliche Erzähler, die den linken Legenden den Bericht dessen, was war, entgegenstellen; an Dichter und Künstler, deren Werke und Poetologien durch ihr Anderssein wirken; vor allem an Vertreter der verschiedensten Wissenschaften, die auf ihren jeweiligen Arbeitsgebieten zu Ergebnissen kommen, die nicht ohne Rückwirkung auf das allgemeine Bewußtsein sind. All das geht tiefer, weil unbewußter, ein als die ideologieförmigen Konzentrate der konservativen Publizisten. Aber es entzieht sich vorerst der Darstellung. Kehren wir in die Arena zurück.

Die Gretchenfrage

Es wäre falsch, die skizzierte Gruppierung der konservativen Publizisten bloß auf den Druck von außen und das Mehr oder Weniger ihrer Standfestigkeit zurückzuführen. Es gibt auch einen großen sachlichen Streit, der sie entzweit. Alle Richtungskämpfe, alle Fraktionsbildungen im konservativen Lager und das immer häufiger werdende Ausscheren gerade jüngerer Leute aus diesem Lager gehen auf eine folgenschwere Frage zurück. Es ist die Frage, welche die Konservativen seit je, heute jedoch noch heftiger als früher bewegt: *was bleibt? – und was ändert sich?*

Die Virulenz dieser Frage wird durch den Wortsinn von »conservare« (lat. für bewahren) verwischt. Er verleitet den Außenstehenden (und zuweilen auch Konservative selbst) zur Annahme, das Konservative erschöpfe sich darin, überholte Zu-

stände der Geschichte entweder krampfhaft am Leben zu erhalten oder gar, wenn sie völlig vergangen sind, wieder zum Leben zu erwecken (sie zu »restaurieren«). Selbstverständlich ist es aber den Klügeren unter den Konservativen nie verborgen geblieben, *wieviel* sich wandelt, *wie viele* geschichtliche Zustände und Formen vergänglich sind. Was sie jedoch stets bewegte, war die Frage, ob den wechselnden Zuständen jeweils und in welchem Ausmaß die gleichen Strukturen zu Grunde lägen. Das hat Albrecht Erich Günther in die berühmte Formel gefaßt: »Konservativ ist nicht ein Hängen an dem, was gestern war, sondern ein Leben aus dem, was immer gilt.«

Wie alle Formeln, unter denen sich eine größere Zahl von Menschen begreift, ist auch diese unbestimmt und allgemein. Ins Konkrete übersetzt, heißt sie etwa: Ein Mann, der ein schönes altes Haus bewohnt, wird dieses räumen, wenn es einzustürzen droht und der mürbe Grund keine Neukonstruktion erlaubt. Der Bau, den er andernorts errichtet, wird nicht der gleiche sein. Er wird zu den dort verfügbaren Materialien und Konstruktionsweisen greifen, und wenn seit dem Bau jenes alten Hauses neue Funktionen des Hausens hinzugekommen sind, wird er ihnen im Neubau Raum und Auslauf schaffen. Selbst den Stil des Hauses von einst wird er nicht übernehmen, wenn seine Zeit über ein eigenes, sicheres Stilgefühl verfügt. Und doch wird der Neubau mit dem alten Haus das Wesentliche gemeinsam haben: er muß stabil sein, gegen außen abschirmen, Licht hereinlassen, Heizung ermöglichen, den Raum unterteilen, Türen öffnen usw. Hier gibt es weniger Variationen, als man denkt. Es sei denn, man verwechsle aus ideologischen Gründen Fenster und Wände und übersehe dabei, daß der Mensch nicht nur Licht und Sonne braucht, ja ein Übermaß an Sonne und Licht gar nicht erträgt.

Zieht jemand in ein Haus, in dem es nur Wände ohne Öffnungen oder, andere Möglichkeit, gar keine Wände gibt, so ist es selbstverständlich, wenn er da Abhilfe schafft, d. h. das Element Wand und das Element Öffnung wieder in ein vernünftiges Verhältnis bringt. Der Konservative von heute ist in der kuriosen Lage, daß man ihm so etwas nicht gestatten will. Er hat den Unsinn, den er vorfindet, zu »bewahren«, und dem Unsinn, der sich vor seinen Augen abspielt, soll er nicht wehren,

weil das angeblich »pseudokonservativ« wäre. Dabei ist es wirklich kein Trost für ihn, daß ihm die Meinungsgouvernanten auf die so verpaßte Zwangsjacke schöne Sprüche von Burke gestickt haben.

In der Burke-Falle

Nichts gegen Burke – dieser konservative Klassiker war ein großer Mann. Heute aber wird er von Leuten mißbraucht, die seine historische Form des Konservatismus absolut setzen und damit jede unserer Situation entsprechende, notwendig andersartige Form des Konservativen ersticken möchten. Auch der eingangs zitierte Publizist hat seinen Burke gelesen. In dem erwähnten Artikel schreibt er: »Konservativ heißt: Zweifel setzen in rationale Machbarkeit, in die Hoffnung auf Organisation, in die Staatsallmacht. Konservativ heißt auch: Mißtrauen in den Menschen, der, wie jedermann inzwischen weiß, tief abgründig sein kann. Konservativ heißt: nichts ohne Not ändern, denn jede Änderung zeugt auch Gefahr, bringt den Teufel, den großen Verwirrer, ins Spiel, kann den Menschen irritieren und haltlos machen, ihn zum Diktator oder zum Körnchen im Schwemmsand zugleich werden lassen.«

Das alles stimmt. Der Autor hat die konservative Grundgestimmtheit recht genau beschrieben. Es geht jedoch nicht an, aus einer solchen Grund*gestimmtheit* nur ein einzig mögliches *praktisches Verhalten*, nämlich das Nichtstun, abzuleiten. Die zitierte Definition sichert sich zwar durch die Wendung »ohne Not« gegen den Verdacht ab, so etwas zu suggerieren. De facto tut sie es aber doch. Sie akzeptiert ja nur den von Burke meisterlich formulierten Konservatismus: also den Liberalkonservatismus, der für Länder mit nicht abgebrochener Tradition wie England und die Schweiz auch heute noch sinnvoll sein mag, weil man sich dort – vielleicht – noch auf das Hegen und Pflegen des von selbst Wachsenden sowie gelegentliches Unkrautjäten beschränken kann. Alle anderen möglichen Konsequenzen aus jener Grundgestimmtheit aber werden unter »Reaktion, Diktatur, Faschismus« eingereiht.

Dieser liberalkonservative Absolutheitsanspruch kann sich

allerdings darauf berufen, daß die Konservativen selber aus jener Grundgestimmtheit nur zu oft eine solche quietistische Lehre als einzig mögliche Konsequenz abgeleitet haben. In der Nachfolge nicht nur von Burke, sondern auch von Tocqueville und Justus Möser hat sich ein Secondhand-Gemurmel herausgebildet, das bis heute in »konservativen« Zirkeln kultiviert wird. Es läßt fast alle Gespräche über Konservatismus, wie sie nicht nur auf Schlössern, sondern auch in Akademien gepflegt werden, mit tödlicher Sicherheit im Kreise drehen.

Als Beispiel dafür mag ein Text von *Karl Anton Prinz Rohan* dienen, der sich vom Üblichen immerhin durch seine bessere Formulierung unterscheidet. Der Prinz hat ihn 1937 in seinem Buch »Schicksalsstunde Europas« veröffentlicht, hält ihn aber offensichtlich noch heute für aktuell: das zeigt der drei Jahrzehnte später erfolgte Vertrieb des Textes über eine Pressekorrespondenz. Rohan definiert den Konservatismus und dessen Gegenteil so: »Die Jakobiner, und es gibt deren nicht nur auf der Linken, verstehen unter Konservativ ein Programm, eine politische Philosophie, eine Weltanschauung, einen Glauben ... Konservativ sein ist aber eine *Haltung*. Der Gegensatz zu konservativ ist *radikal*. Revolutionen werden immer von Radikalen begonnen und in der Regel von Konservativen zum Ziel geführt.« Wer mit dem »nicht nur auf der Linken« gemeint war, ist klar: Rohan, der damals, 1937, noch eine der besten konservativen Zeitschriften, die »Europäische Revue«, herausgeben konnte, zielte damit auf die Nationalsozialisten.

Die Konservativen als Gärtner?

Daß diese Unterscheidung jedoch nicht bloß auf die »braunen Jakobiner« (so nannte Emil Franzel sie) angewendet zu werden braucht, zeigt Rohans Vergleich zweier Gemütstypen: »Der Radikale ist Optimist, glaubt die Welt verändern und im Sinne seiner Thesen verbessern zu können; der Konservative ist *Skeptiker* und *Pessimist* und strebt nach dem *Bestmöglichen*... Er ist in geschichtlichem Sinne wirklichkeitsverbunden und geneigt, den Willen und seine eigenen Möglichkeiten zu unterschätzen;

der Radikale ist Utopist . . . Der Konservative benimmt sich dem Leben gegenüber wie ein liebender *Gärtner*; der Radikale wie ein doktrinärer Pädagoge: von der Wahrheit und historischen Sendung seines Weltbilds überzeugt, glaubt er, dieses nachkommenden Generationen mit der Strafgewalt des Lehrers und mit Ideenpropaganda eintrichtern zu können; der Konservative hingegen glaubt an das *eigenständige Wachstum* seiner Kinder und hält es eher für wahrscheinlich, daß sie sich aus dem natürlichen Gegensatz von Eltern und Kindern weltanschaulich gegen ihn stellen oder wenigstens anderen Idealen nachgehen werden als er.« Wer möchte nicht in diesem Sinne konservativ sein? Diese Mischung aus richtiger Umschreibung der konservativen Grundgestimmtheit (Skeptiker, Suchen des Bestmöglichen, d. h. des kleinsten Übels) und vorschneller Festlegung der Praxis (konservativ als bloße Haltung, Gärtner, eigenständiges Wachstum) gibt jedoch den Nichtkonservativen die Formel in die Hand, mit der sie die Konservativen auf passive Gärtner-Bescheidung und das Hegen des jeweiligen Status quo einengen können. Hat der Konservative einen unbequemen Gedanken, so steht er gleich unter Ideologie-Verdacht, denn Konservativ-sein ist ja nur eine »Haltung«. Das Schild »Denken und Handeln verboten« steht dem Konservativen sogleich vor der Nase, wenn ihn der Unmut über einen Zustand befällt. Sucht er gar mit andern Konservativen eine organisatorische Bindung einzugehen (wobei er jener Grundgestimmtheit gemäß das Organisatorische sicherlich nicht überschätzt), so kann man ihm auch gleich Rohan entgegenhalten: »Der Gegensatz zwischen konservativ und radikal ist keine Meinungsfrage; der Unterschied liegt im *Wesen*, in der *Substanz*, im gesamten Verhalten zum Leben. Es gibt *in allen Lagern* Konservative und Radikale . . .«

Wagt der Konservative aber – »Ideologie« hin oder her – doch zu denken, so entdeckt er bald die schwache Stelle der Rohanschen Formel: sie steckt dort, wo der Prinz inmitten seiner NS-Umwelt die Hoffnung durchschimmern läßt, die Konservativen könnten die NS-Revolution domestizieren. Die Zähmung einer Revolution ist beispielsweise einem Napoleon gelungen – also einem harten, selbst dem revolutionären Wirbel entsprungenen Tatmenschen, der mit dem besten Willen nicht zum Gärtner-Konservativen stilisiert werden kann. Allenfalls kann man

in ihm einzelne Elemente eines solchen Konservatismus entdekken (Rohan: »Es gibt Mischtypen, die in verschiedenen Lagern oder Ebenen des Lebens einmal radikal und einmal konservativ reagieren«).

Wendepunkte des deutschen Konservatismus

Auf jeden Fall waren solche Gärtner-Konservative den Nationalsozialisten gerade recht. Man konnte sie gut als vornehme Dekoration des totalitären Staates verwenden – gefährlich zu werden vermochten sie ja nicht. Gewiß hat Rohan recht, wenn er sagt: »Für jeden Radikalen hat noch immer die Welt, und nicht er und seine Wahrheit, unrecht gehabt, wenn die Dinge anders gekommen sind, als er glaubte. Der Radikale ist gegenüber dem Leben ehrfurchtslos; der Konservative weiß, daß er die Gesetze des Lebens nie ganz zu erfassen vermag und ist daher letztlich niemals erstaunt.« Auch hier ist wieder die konservative Grundstimmung richtig umschrieben. Und wieder muß sich der Konservative hüten, daraus die falsche Schlußfolgerung für die Praxis zu ziehen, daß der jeweilige Status quo unter allen Umständen zu akzeptieren sei. Dem kommt Rohan bedenklich nahe, wenn er fortfährt: »Wie beim Gärtner die Pflanze, hat bei ihm das Leben fast immer recht; nur manchmal und nach sehr genauer Überlegung müssen wilde Triebe abgeschnitten werden.« Sind solche »Triebe« bloß Wucherungen an einem sonst gesunden Ast? Wer damals, vor drei Jahrzehnten, unter den Konservativen die selbsterrichtete Gärtner-Schranke übersprang und den totalitären Staat an sich verneinte, endete am Galgen.

Gewiß ist die Alternative nicht immer so dramatisch. Die folgende Formel Rohans ist recht verführerisch: »Der Konservative pflegt Form. Ihm ist nur Gestaltetes Wirklichkeit. Der Radikale glaubt gern auch dort an Wirklichkeit, wo erst Intention oder Idee ist. Deshalb führt Radikalismus leicht zu Formlosigkeit und Auflösung aller Gestaltung, oder aber zur Herrschaft von Abstraktionen ...« Gerade an dieser Formel wird die

Schwäche des konventionellen Liberalkonservatismus sichtbar. Gewiß ist der Widerstand gegen die Tyrannei von Abstraktionen, gegen das Messen und Abwerten der Wirklichkeit von absoluten Maßstäben her, *der* konservative Grundinstinkt. Wer verbürgt dem Konservativen aber, daß er sich in jeder geschichtlichen Situation auf die Position der »Form« zurückziehen kann? Was dann, wenn jene »Auflösung«, jene Abstraktionen die Form längst zerrieben haben?

Das war genau die Situation des deutschen Konservatismus nach der Katastrophe von 1945. Für die Katholisch-Konservativen war diese Problematik zwar weniger spürbar, weil ihnen das (damals noch unerschütterte) Dogma der Kirche Halt bot; das Deutsche Reich war der Verlierer von 1945, nicht die katholische Kirche. Im protestantischen Bereich, in dem das Christentum höchstens noch als »unbewußte Religion« (im Sinne Max Webers) eine Rolle spielt – in diesem Bereich nahm die Wiedergeburt des Konservatismus teilweise groteske Züge an.

Die Virtuosität, mit der die Nationalsozialisten die konservativen Traditionen be- und vernützt hatten, ließ in diesem Bereich tiefe Unsicherheit zurück. Als ob sich seit den Zeiten Burkes und Mösers nichts geändert hätte, flüchtete man sich in einen Gärtner-Konservatismus, wie er sogar einem Möser, einem Burke in ihrer Zeit fremd war. »Bewahren« wollte man in einer Zeit, wo das Vorhandene, das ja allein bewahrt werden kann, in erster Linie aus zerstörten Städten, KZs, primitiver Tauschwirtschaft, einer durch Denunziation geregelten Gesellschaft und anderem wirklich nicht Bewahrungswürdigen bestand. In dieser Situation, die nur durch aktivstes Eingreifen und »radikales« Umdenken überwunden werden konnte, standen wirklich »Konservative« da und predigten das bloße Hegen und allenfalls noch das Kappen wuchernder Triebe! Sie begnügten sich mit diesem landläufigen und für sie erfreulich harmlosen Gerede. Es wäre besser, sie hätten geschwiegen. Von dieser geschichtlichen Blamage hat sich nämlich der deutsche Konservatismus bis heute nicht erholt – so blendende Federn ihm inzwischen auch zugewachsen sein mögen. Seither lastet der Fluch der Unverbindlichkeit auf ihm.

Allerdings scheint manche Konservative die Hoffnung auf eine *stabilisierte* Situation zu beleben. Könnten sich nich[illegible]

lich die Gegensätze so abschleifen, daß eine bloß eindämmende und regulierende Funktion der Konservativen wieder möglich würde? Solche Hoffnungen übersehen die Kehrseite der angeblich alle Konflikte verdauenden »Konsumgesellschaft«. Dicht unter der dünnen Plastik-Hülle liegt ein ungeheuerliches Potential an Explosionsmöglichkeiten in Lauerstellung. Man sollte dabei nicht immer nur an die Nukleargewalten und die Bevölkerungsexpansion denken. Gewisse biologische und psychologische Experimente sind nicht minder gefährlich. Die natürlichen Reserven werden in einem von keinem andern Zeitalter gekannten Ausmaß verwirtschaftet; eine bedenklich gesteigerte Kunst der Meinungsmanipulation hat zu einem geistigen Terror geführt, dem der Mißbrauch humanitärer Parolen Pfiff verleiht; die bisher die Gesellschaft regulierenden Konventionen werden aufgesprengt, ohne durch neue ersetzt zu werden. Außerdem ist ein erheblicher Teil der Erdoberfläche von offen totalitären Regimen belegt, die man auch dann nicht übersehen sollte, wenn sie nicht in braunen Uniformen einhermarschieren.

Dies ist die Lage. Allein schon ihre Skizzierung läßt erkennen, daß ein bloß zuwartender und hegender Konservatismus in dieser Situation genauso grotesk ist wie in derjenigen von 1945 oder der von 1937.

»Organische Konstruktion«

In dieser Lage darf sich der Konservative den Weg zu aktivem Eingreifen nicht durch Tabus wie den »Ideologien«- oder den »Radikalismus«-Schreck versperren lassen. Er muß das Idyll des »Gärtner-Konservatismus« hinter sich bringen, wenn er sich die letzten Möglichkeiten offenhalten will, dem Abrutschen in Katastrophen Widerstand zu leisten. Die Epoche der revolutionären Erschütterungen liegt noch nicht hinter uns.

Ein für diese Erschütterungen sensibler Geist wie der 35jährige Ernst Jünger hat kurz vor Beginn des Dritten Reiches den paradoxen Gedanken einer »organischen Konstruktion« erwogen. Das trug ihm damals schon die Verdächtigung als »Faschist« ein – und zwar gerade von solchen Konservativen, die

nach 1933 im Gegensatz zu Jünger fröhlich mitgärtnerten. Was meinte Ernst Jünger mit dem seltsamen Begriff? Er ahnte, daß die Zerstörungen ein Ausmaß erreichen werden, das jeden Ansatz beim Status quo unmöglich macht. So begann sein im Kern konservatives Denken um ein »radikales« Eingreifen zu kreisen, das Zustände schafft, die ihrerseits wieder »Natur« zu werden vermögen. Er meinte damit den genauen Gegensatz zu der an Abstraktionen orientierten Utopie.

Utopien gab es für ihn nicht nur auf der Linken. Jünger war – damals – zu sehr Realist, um nicht zu sehen, daß der landläufige Konservatismus (wie wir ihn am Beispiel des Prinzen Rohan skizziert haben) inzwischen auch zur Utopie degeneriert war. Eine solche »konservative Utopie« mag auf den ersten Blick harmloser erscheinen als die offen zerstörerischen Utopien des andern Flügels. Man verurteilt sich jedoch mit ihr nicht bloß zu geschmäcklerisch aufgeputzter Untätigkeit und zur Beliebigkeit (was schließlich nur die Konservativen selbst treffen würde). Die Konservativen laden sich auch eine schwere Verantwortung auf, wenn sie ihrerseits in Utopismus verfallen: sie vermögen damit die dem Abrutschen Widerstand leistenden Kräfte in der Gesellschaft, die schließlich auch nicht unerschöpflich sind, in Sackgassen zu blockieren.

Seit längerer Zeit schon stecken die Konservativen in einer solchen Sackgasse. Und zwar, weil sie mit dem Phänomen der »industriellen Gesellschaft« – also der Gesellschaft, in der wir leben – nicht fertig geworden sind. Vor vier Jahren prägte sich das Unbehagen darüber in dem von Freyer, Papalekas und Weippert herausgegebenen Sammelwerk »Technik im technischen Zeitalter. Stellungnahmen zur geschichtlichen Situation« (Verlag Joachim Schilling, Düsseldorf-München) aus. In diesem Buch setzten sich mehrheitlich konservative Autoren intensiv mit den von der Technik bewirkten Veränderungen unseres Lebens auseinander. Es war symptomatisch, daß dieses Sammelwerk – fast das einzige auf der Rechten gegenüber so vielen auf der Linken – zwar von der Wissenschaft, kaum jedoch von den Konservativen beachtet wurde, vom übrigen Publikum ganz zu schweigen.

Der Konservative vor dem Tabu »Technik«

Wie stellt sich der durchschnittliche Konservative zur technischen Zivilisation? Auf eine abkürzende Formel gebracht: sie ist ihm eine »seelenlose« Apparatur, in der alle »echten Werte« zermahlen werden. Nach dieser Meinung produziert die technische Zivilisation stumpfe »Massenmenschen«, die »wie Automaten« reagieren – damit sei diese Zivilisation »naturwidrig«, denn die natürliche Ungleichheit des Menschen erfordere einen gestuften und gegliederten »hierarchischen« Aufbau der Gesellschaft, wenn diese lebensfähig sein solle. Wenn diese Gesetzlichkeit mißachtet werde, setze sich eben eine Stufung auf Umwegen und in verzerrter Form durch. Außerdem werde durch die Technik mehr und mehr der Bereich der »Wildnis« – also des Unberührten, Unkultivierten, Nichtorganisierten – eingeengt, ohne dessen Reserven der Mensch auf die Dauer nicht zu existieren vermöge. Aber nicht nur Naturwidrigkeit – auch Kulturwidrigkeit wird vom durchschnittlichen Konservativen der technischen Zivilisation, der industriellen Gesellschaft vorgeworfen. Heißt dort der Vorwurf »Funktionsunfähigkeit wegen mangelnder Gliederung und fehlender Reserven«, so lautet er hier »Gestaltlosigkeit, Monotonie, Verflachung, Spannungslosigkeit«.

Man kennt den Topos. Er ist gewiß nicht ohne Anlaß entstanden, und die Vorwürfe können nicht einfach unter den Tisch gewischt werden. Es ist kein Zufall, daß sich im Menschen der industriellen Gesellschaft bedrohliche »Frustrationen« ballen – daß ihn eine Art seelischer Atemnot ergreift. Der durchschnittliche Konservative macht es sich jedoch mit der Bewältigung dieser Probleme meist zu leicht. Er sucht sich mit Utopismen über sie hinwegzuschwindeln und vergißt, daß Konservativsein ein Bestehen der Wirklichkeit ohne Flucht in Abstraktionen ist. Konkret gesagt: mit »Abstinenz« von der technischen Zivilisation ist es nicht getan.

Zunächst bleibt jeder Versuch einer solchen Abstinenz in der Koketterie stecken: man kann wohl auf das Fernsehen und vielleicht sogar auf das Telefon verzichten, niemals aber auf den Anschluß an die Wasserleitung. Vor allem aber kann man ein-

fach nicht hinter die technische Zivilisation zurück. Und zwar aus einem ganz simplen Grund: ohne sie sind die heutigen Menschenmassen gar nicht zu ernähren. Nicht einmal eine brutale Geburtenkontrolle vermag daran etwas zu ändern. Ein Zurück hinter die technische Zivilisation hätte die Abschlachtung von Millionen zur Voraussetzung – und verbietet sich deshalb von selbst. Und wer die Rückkehr zu prätechnischen Zuständen predigt und diese Konsequenz verschweigt, ist ein beliebiger Schwätzer, stehe er nun rechts oder links vom »Establishment«. Für den Konservativen, der sich nicht in Romantizismen verlieren will, gibt es nur einen Weg, sich mit den Problemen seiner Zeit zu befassen: durch die industrielle Gesellschaft mitten durch. (Das beliebte Wortspiel, es gelte sich nicht »prätechnisch«, sondern »supratechnisch« zu verhalten, ist bloß eine snobistische Umschreibung des eben Gesagten.)

Katalysator: die Barrikaden

Es führt kein Weg um die Technik herum. Wenn die Konservativen das bisher nicht gemerkt haben sollten, so müßte sie doch eigentlich die Wohlstandsrevolte von 1968 stutzig machen. Insbesondere die Pariser Barrikaden vom Mai – les événements«, die Ereignisse, wie man in Frankreich so keusch sagt – haben einiges sichtbar gemacht, dessen Umrisse man bisher nur ahnte. Als Denkhilfe sollten die Konservativen dabei weniger George Kennans »Rebellen ohne Programm« (Goverts Verlag, Stuttgart 1968) in Anspruch nehmen – das ist das honorige, aber nutzlose Rückzugsgefecht eines Liberalkonservativen alter Schule. Mehr hilft ihnen da ein Mann wie *Raymond Aron*, der sich wirklich auf die industrielle Gesellschaft eingelassen hat. Von ihm stammt das wichtigste Buch über die Anarcho-Revolte des letzten Frühjahrs: *»La Révolution introuvable. Réflexions sur la Révolution de Mai«* (Verlag Fayard, Paris 1968). Es bezieht sich auf die Vorgänge in Paris, seine Schlußfolgerungen gelten jedoch auch für die Bundesrepublik und die angelsächsischen Länder.

Was meint der französische Soziologie-Professor mit der »ré-

volution introuvable«, der »unauffindbaren Revolution«? Das ist ein Wortspiel mit dem berühmten Ausruf einer »chambre (Kammer) introuvable«, mit der Louis XVIII. die erste nach Napoleon gewählte französische Kammer, von August 1815, begrüßte. In ihr saßen nämlich fast nur Anhänger des Königtums. Für Aron sind die Barrikaden ein ähnliches Geschenk des Himmels. Obwohl er lange selber Anhänger von de Gaulle war, meint er aber mehr als nur ein Geschenk für den General, dem der Barrikaden-Schock zum Wahlsieg verhalf. Aron begrüßt die Barrikaden vielmehr, weil sie sowohl die »Partei der Revolution« (von Cohn-Bendit) wie die »Partei der Ordnung« (der Gaullisten) »entsakralisierten«.

Was haben »die Ereignisse« auf der Seite der Barrikadenstudenten sichtbar gemacht? Indem sie sowohl die Sozialdemokraten wie die französische KP zu Teilen des »Establishments« degradierten, haben diese Rebellen zwar das linke Banner an sich gerissen (das traditionelle Rot stritt mit dem Schwarz des Anarchismus). Dabei aber haben sie gerade das aufgegeben, was bis dahin immer die besondere Stärke der Linken gewesen war: nämlich das Pathos, »mit der Zeit zu gehen«. Sie flüchteten in *vor-industrielle Bewußtseinszustände:* das »Räte«-System des unmittelbaren Mitredens von jedem über jedes ist nun einmal in der extrem arbeitsteiligen industriellen Gesellschaft nicht möglich.

Die Linke hat so mit den Konservativen die Rollen getauscht. Sie, die sich so lange im avantgardistischen Glanze sonnte, hat nun die Rolle der Maschinenstürmer und damit der »Nachzügler der Weltgeschichte« übernommen. Die Konservativen aber hat ihr Widerstand gegen mutwilliges Zerstören unversehens auf die Seite der Industriegesellschaft gedrängt, der sie so lange mißtrauisch gegenübergestanden waren. Die Bedeutung dieses Vorganges ist noch gar nicht ins allgemeine Bewußtsein gerückt, und nicht einmal in das der Konservativen selbst.

Daran ist wohl schuld, daß es am andern Pol, dem der »Partei der Ordnung«, ebenfalls zu einer krassen Demaskierung gekommen ist. Aron gibt selber zu, daß er die industrielle Gesellschaft nicht für so verletzlich gehalten hätte. Gewiß hatte beispielsweise das Chaos, in das einige Zeit vorher der Ausfall einer elektrischen Zentrale eine ganze USA-Provinz stürzte, be-

reits einen Vorgeschmack gegeben. Den eigentlichen Schock lösten aber erst die Ereignisse des Mai 1968 in Paris aus. Sie zeigten, daß kleinste Grüppchen gegen den Widerstand des Staates und der stärksten Gewerkschaftszentrale zugleich weite Bereiche der Industriegesellschaft zu lähmen, die Währung zu erschüttern und den technischen Fortschritt um Jahre zu verzögern vermögen.

Hier spätestens hätten die Konservativen eigentlich merken müssen, daß sie es sich mit der »Massengesellschaft«, der angeblich »gestaltlosen« und »nur mechanischen« Welt der Technik zu leicht gemacht haben. Sie glaubten ihre Modelle aus verflossenen Gesellschaftszuständen holen zu müssen, weil sie dort allein klare Hierarchien und Strukturen sahen. Das war ein Irrtum.

Die zwei Gesichter des Menschen in der Industriegesellschaft

Die Konservativen sind übrigens noch einem andern folgenschweren Irrtum erlegen. Es gibt eine Diagnose der heutigen Gesellschaft, mit der sie sich einlullen: sie sagen gerne, daß die Mehrheit der Bevölkerung »konservativ« reagiere (was von eigenwilligen Männern der andern Seite wie Carl Amery übrigens auch immer wieder behauptet wird); »links«, auf der Seite der Revolution, stünde hingegen nur eine kleine Minderheit. Dort hätten sich Intellektuelle und Jugendliche mit den Neureichen der »Schickeria« und der »Play-Boys« zu einer gar nicht so paradoxen Symbiose zusammengefunden. Daß daran etwas ist, beweist schon der ohnmächtige Haß der revolutionären Grüppchen gegen die als »Establishment« verketzerte Mehrheit. Und es läßt sich an ihrer Erbitterung gegenüber der Arbeiterschaft ablesen, in der erst wieder das »revolutionäre Bewußtsein« geweckt werden müsse. Und bei Aron lesen wir: »Das allgemeine Wahlrecht ist eine konservative Kraft.«

Auch de Gaulles Wahlsieg von 1968, wenige Wochen nach den Barrikaden, wird gemeinhin als Beweis für diese These zitiert, genauso wie der mächtige Rutsch nach rechts bei den amerikanischen Präsidentenwahlen des gleichen Jahres. Aber gerade die Pariser Barrikaden zeigen, daß man da differenzieren muß.

Es besteht kein Zweifel daran, daß sehr viele Franzosen, die sich dann an der Wahlurne für de Gaulle entschieden, zum mindesten zu Beginn der Barrikaden mit den Rebellenstudenten sympathisiert hatten. Für dieses Umschwenken sind zum Teil recht vordergründige Erklärungen gegeben worden. Erst sei eben der Uniform-Koller, den jeder Franzose kenne, stärker gewesen, nachher habe man sich aus Furcht vor den wirtschaftlichen Folgen dann doch auf die Seite der traditionellen »Partei der Ordnung« geschlagen (die andere lieber »Partei der Angst« nennen möchten). Spaßvögel datierten den Zeitpunkt des Umschlagens auf den Augenblick, in dem die Barrikadenjünglinge sich am heiligsten Gut der Franzosen, ihren Autos, zu vergreifen begannen. Ernsthaftere wiesen auf die unverminderte Kraft der jakobinisch-revolutionären Ideologie hin.

»Stimmung« wäre in diesem Falle wohl präziser als »Ideologie«. Dem Manne, der in Arons Buch die Fragen stellt, auf die der Verfasser dann antwortet, war an der breiten Mehrheit der Franzosen aufgefallen, daß sie während der Wirren *völlig verschiedene Verhaltensweisen* zeigten – und zwar *simultan, parallel und hintereinander.* Der vorsichtige Professor drückt sich nicht so summarisch aus wie sein Interviewer, aber auch er sieht, daß »stabil« im Grunde nur die Minderheiten sind, die entweder die Industriegesellschaft fraglos tragen oder sie ebenso summarisch ablehnen. *Die breite Mehrheit hingegen schwankt in ihren Reaktionen.* Im gleichen Menschen meldet sich einmal der Drang zum revolutionären Hinausschreien von in ihm Unterdrücktem, und er läßt sich von den Barrikaden entflammen; das andere Mal wieder meldet sich ebenso unwiderstehlich das Bedürfnis zur »Rückkehr in die Wirklichkeit« und treibt ihn aus dem Traumland der Utopie. Auf der Ebene der »allgemeinen Ideen«, die so schön wie unverbindlich sind, wehrt er sich mit anarchischen Schwärmereien gegen die Industriegesellschaft und ihren Zwang. Auf der Ebene der täglichen Praxis jedoch steht er zu dieser Gesellschaft, von der er sich abhängig weiß. Wer diese »Schizophrenie« des Menschen in der Industriegesellschaft nicht sieht, wird die Problematik der Politik in der sogenannten »Konsumgesellschaft« nie begreifen.

Die »Partei der Sorge«

Raymond Aron mag übrigens den Begriff »Konsumgesellschaft«, als zu polemisch, nicht. Er zieht den sachlicheren Namen »Produktionsgesellschaft« vor oder spricht einfach von der Industriegesellschaft. Und er spricht mit brutaler Offenheit von der Struktur dieser Gesellschaft. Sie sei keineswegs, wie die Utopisten glauben, als eine Gesellschaft der Gleichen konzipierbar. Die Hierarchie einer Leistungsgesellschaft sei sogar unerbittlicher als die der alten Ständegesellschaft. Die Industriegesellschaft kann nicht, wie die »Neue Linke« träumt, nach den Regeln der »direkten Demokratie«, also unter gleichzeitigem Mitreden aller, aufgebaut werden. (Aron: »Wenn es eine Institution gibt, der parlamentarischer Geist von Natur fremd ist, dann sicher jedes wirtschaftliche Unternehmen.«) Hier ist vielmehr *Delegation* und *Zentralisation* alles. Die Industriegesellschaft beruht auf Produktion – und die ist ohne bürokratische *Organisation* und eine technische *Hierarchie* nicht möglich. Egalitäre Ideologie und »efficiency« stoßen sich.

Wer daraus ableitet, der Mensch in der Industriegesellschaft sei »nur ein Rädchen«, ein bloßer und auswechselbarer Bestandteil, kurz: ein »Massenmensch« – der sieht die Wirklichkeit durch die ideologische Brille. Wenn es einen solchen Menschentyp überhaupt je gegeben hat (nämlich als durchgehenden Typ quer über die natürlichen Unterschiede zwischen plumperen und feiner organisierten Menschen hinweg), dann sicher nicht in der industriellen Gesellschaft. Deren *Differenzierung* zwingt auch den Menschen zur Differenzierung. Je mehr einer mit der technischen Apparatur zu tun hat, desto besser weiß er, wie sensibel und verletzlich diese Apparatur ist. Wenn ein Bauer seine Kuh nicht melkt, ist das nur für die allernächste Umgebung unangenehm. Nachlässigkeit oder Sabotage eines einzelnen Arbeiters kann ganz andere Folgen haben. Im einzelnen Mitglied der Industriegesellschaft steckt ein recht waches Gespür dafür, daß *das freiwillige Mitmachen jedes einzelnen* Voraussetzung für das Funktionieren dieser Gesellschaft ist.

Das ist die »Wirklichkeits«-Seite am Menschen der Industriegesellschaft, welche immer wieder der andern Seele in seiner

Brust, derjenigen der egalitär-anarchischen Träume und Affekte, korrigierend gegenübertritt. Darum ist es auch unsinnig, vom Auftreten der »Partei der Angst« zu sprechen, wenn es einmal zu dieser Korrektur gekommen ist. »Partei der Sorge« wäre richtiger, oder – etwas pathetisch – »Partei der Verantwortung«. Die modernen Maschinenstürmer rekrutieren sich ja nicht zufällig aus den beiden Kategorien der Jugendlichen und der Intellektuellen: die einen haben sich auf die Existenz in dieser Gesellschaft noch nicht eingelassen, die andern vermögen einer Abstraktion leichthin die Wirklichkeit zu opfern. (Wobei nicht übersehen werden sollte, daß zuweilen auch Verbandssekretäre Intellektuelle sein können.)

Finden sich die Konservativen, die sich als »Partei der Sorge« erkennen, damit aber nicht plötzlich an die Seite der Kommunisten gerückt? (Der richtigen Kommunisten wohlverstanden, nicht unserer Salonkommunisten.) Diese machen ja jene Maschinenstürmerei auch nicht mit, haben in Frankreich sogar dem gaullistischen Regime kaum verhüllte Hilfe gegen die »Linksabweichler«, die »enragés« (Tollwütigen) geleistet. Ist nicht doch etwas dran an dem Taschenspielertrick, die Statthalter Stalins »Konservative« zu nennen? Aron drückt sich hier vorsichtig aus (was er sich allerdings als einer der prominentesten Antikommunisten der Nachkriegsjahre leisten kann): bei den sogenannten sozialistischen Staaten nehme die hierarchische Stufung der Industriegesellschaft teilweise andere Formen an, »vermutlich mit einer Milderung der wirtschaftlichen Ungleichheiten, dafür aber mit einer Steigerung der sozialen Differenzierung und einem verstärkten Gewicht der politisch-ideologischen Disziplin«.

Nun, das letztere weist auf den entscheidenden Unterschied hin. Aron sagt an anderer Stelle, daß für die Industriegesellschaft angesichts ihres Angewiesenseins auf die *freiwillige Disziplin* jedes einzelnen die »Liberalität« ebenso wichtig sei wie die »efficiency«. Eines sei ohne das andere nicht möglich. Daß die Volksdemokratien es weitgehend mit der Efficiency allein zu schaffen suchen, läßt sich denn auch am Zustand ihrer Wirtschaft ablesen. In der nichtkommunistischen Welt hingegen besteht die Aufgabe darin, den Ausgleich von Efficiency und Li-

beralität zu finden, ohne die permanente »Disponibilität zur Revolution« in der Gesellschaft zu nähren.

Das konservative Dilemma

In dieser Landschaft, keiner andern, hat sich der Konservative heute zu bewähren. Für sein Land definiert Raymond Aron sie so: »Vielleicht leistet sich Frankreich noch lange und gemütlich das Paradox eines konservativen Volkes und einer revolutionären Intelligenz. Das Volk kompensiert seinen Konservatismus mit revolutionärer Rhetorik, während für die andern die revolutionäre Rhetorik der bequeme Vorwand ist, das Volk zu verachten.« Auf die Bundesrepublik mit ihren labileren Grundlagen muß das wohl dahin abgewandelt werden, daß es wegen dieser Labilität hier nicht einmal zu Barrikaden oder Streiks größeren Ausmaßes kommt; der Libertinismus des frustrierten Bürgers der deutschen Wohlstandsgesellschaft sucht sich vorerst Ausläufe, welche diese Gesellschaft (und ihre Währung) nicht unmittelbar in Frage zu stellen scheinen.

Wenn der Konservative das Dilemma nicht sieht, mit dem ihn diese historische Situation konfrontiert, wird er – manche werden sagen: bleibt er – eine komische Figur. Einerseits kommt er um die Industriegesellschaft nicht herum. Andererseits ist das tiefe Unbehagen an dieser Gesellschaft, wie es in der Anarcho-Revolte an die Oberfläche brach, weder Zufall noch bloß das Ergebnis bösen Willens. Dieses tiefe Unbehagen hat seine guten Gründe. Um wieder Aron zu zitieren: »Die Konsumgesellschaft produziert als solche noch keinen Sinn des Lebens. Der Mangel und die Armut allerdings auch nicht.«

Es gilt also nicht nur, die Lebensformen zu finden, welche Efficiency und Liberalität versöhnen. Es gilt auch, das Fragen nach dem Sinn des Lebens nicht nach Rebellen-Manier in Zerstörungswut auslaufen zu lassen. (Nochmals Aron: »Es genügt nicht, sich aller Verantwortung zu entledigen, um ein guter Demokrat zu sein.«) Wenn die Konservativen diesen Aufgaben einigermaßen gewachsen sein wollen, müssen sie eine ganz neue Sprache, müssen sie zu einem neuen Denken und Handeln fin-

den. Und vor allem müssen sie sehr viel Überflüssiges über Bord werfen.

Beispielsweise nützt die Einsicht, daß auch die Industriegesellschaft, der Natur des Menschen gemäß, von hierarchischer Struktur ist, recht wenig, wenn sie bloß zur Rechtfertigung überständiger Hierarchien benützt wird. Jede Epoche hat ihre *eigenen* Hierarchien. Nicht nur Aron sieht da Veränderungen voraus, die zwar nicht die Entscheidungsgewalt, um so mehr aber »formelle Hierarchien« in Frage stellen, die unbesehen von früher herübergenommen wurden. Es wirkt peinlich, wenn man auf »Konservative« stößt, die heute noch mit Mösers Vokabular oder dem des Herrenklubs, dem von Rerum novarum um sich werfen. Selbst die Worte eines Burke, so richtig sie damals waren, werden in der heutigen, so veränderten Situation zu Geschwätz.

Mit anderen Worten, die Konservativen dürfen vor einer »organischen Konstruktion« nicht länger zurückschrecken. Das heißt nicht, daß sie die »Wildnis«, aus der frühere Konservative zu leben glaubten und die von der Technik mehr und mehr verzehrt wird, nun gewaltsam wieder erschaffen sollen. Täten sie das, so ließen sie sich vom Popanz einer »heilen Welt« verführen; sie übersähen dabei, daß die Welt des Menschen, seit es sie gibt, immer *künstlich* war. Der Mensch der Industriegesellschaft lechzt zwar nach »Natur«: nach dem Unbebauten, Nichtorganisierten, dem Überraschenden, Nichtvorhergesehenen – das wissen wir. Aber es wäre falsch, das Unverbaute einfach dort zu suchen, wo früher einmal unbebautes Gelände war. Von Cocteau – er war ein Clown, doch Clowns treffen oft ins Schwarze – gibt es ein bezeichnendes Wort aus den letzten Lebensjahren. Als man ihn fragte, ob er nicht gerne noch auf den Mond flöge, antwortete er: »O nein, ich habe ganz andere Reisen vor.«

Die Fronten haben sich in kurzer Zeit überraschend verändert. Der Wind hat umgeschlagen. Mit dem unaufhaltsam scheinenden Abrutschen der Welt nach links ist es vorbei. Den Konservativen haben sich Möglichkeiten aufgetan, von denen sie vor einem Jahr noch kaum zu träumen wagten. Sie stehen nun vor der Wahl, endlich wieder zu einer politischen Kraft zu werden – oder endgültig zu einem Kapitel der Sektengeschichte zu verkalken.

2. Warum nicht konservativ?

Der erste Beitrag hat dem Verfasser die Abstempelung als »technokratischer Konservativer« eingetragen. Diese Klassifizierung übersah, daß dort zwar das ernsthafte Eingehen der Konservativen auf die besonderen Zwänge der technischen Welt gefordert wurde, aber nicht in Form einer bedingungslosen Kapitulation. Im folgenden Beitrag, zuerst erschienen Anfang 1971 im »Bayernkurier«, wird angesichts des aufkommenden Salonkonservatismus versucht, den politischen Konservatismus in seinen Umrissen zu zeigen.

Eine Schwalbe macht bekanntlich noch keinen Sommer, und eine zweite auch noch nicht. Von der dritten an beginnt man sich zu fragen, ob der Vogelzug sich gewendet hat. In den letzten Wochen und Monaten sind in der deutschen Presse Artikel aufgetaucht, die alle ungefähr den gleichen Inhalt haben: »Warum eigentlich nicht konservativ?« Wenn ein Günter Zehm in der »Welt« über eine Neubesinnung auf das viel geschmähte »Konservative« meditiert, so kann man das immer noch damit abtun, daß die Springer-Presse nicht typisch sei. Schreibt ein Dolf Sternberger einen Leitartikel gleichen Inhalts in der »Frankfurter Allgemeinen«, so kann man immer noch einwenden, daß der kapriziöse Politologie-Professor eben aus purem Snobismus gegen den Strom schwimme. Wenn aber kurz darauf ein so handfester Kollege Sternbergers wie Waldemar Besson, immerhin Rundfunk-Kommentator, in der Zeitschrift »Monat« nachzieht, beginnt man doch zu stutzen. Besson hat nie in den Wolken gelebt; er steht mit beiden Beinen in unserer Welt und weiß sich ihrer zu bedienen. Wenn er nun in Nr. 265 des »Monat« sagt: »Ich bin überzeugt davon, daß die linke Mode, so wie wir sie jetzt betreiben, an der Natur des Menschen, so wie sie sich uns historisch offenbart hat, vorbeizielt« – wenn ein Besson uns das sagt, so dürfen wir sicher sein, daß er der Meinung ist, es solle nicht nur, sondern es könne auch anders werden. Und diese drei Symptome sind nicht die einzigen, an denen sich ablesen läßt, daß immer mehr Leute sich fragen, warum eigentlich »konservativ« so etwas Schlimmes sein sollte.

An dieser überraschenden Wendung hat das kleine Grüpp-

chen von Leuten, die sich während der letzten Jahre in der Publizistik als Konservative bekannt haben, eher einen symbolischen Anteil. Sie haben einfach die Erinnerung daran wachgehalten, daß es eine solche Position überhaupt gibt – daß die politische Landschaft sich nicht einfach auf ein Mehr oder Weniger an Linkem reduzieren läßt. An dem sich ankündigenden Wetterumschlag sind aber vor allem »die Verhältnisse« schuld, und dann auch die Maßlosigkeit der Linken. Was die Verhältnisse betrifft, so läßt sich beispielsweise die marxistische Heilslehre durch nichts wirksamer widerlegen, als wenn mit der Einsetzung einer »sozialistischen« Regierung sofort auch die Enteignung des Arbeitnehmers durch die Inflation einsetzt. Das Ausbleiben des Paradieses ist stets das Kreuz für Bewegungen, die durch großzügig ausgestellte Wechsel auf die Zukunft an die Macht gekommen sind; zumindest schlechter als bisher darf es nicht werden, wenn die Wartenden die Geduld nicht verlieren sollen. Und was die Maßlosigkeit betrifft: die von der Linken betriebene Verketzerung des Wortes »konservativ« beginnt nun auf die Zauberlehrlinge zurückzuschlagen. Propaganda ist nämlich eine Sache der Dosierung. Ist die Dosis zu stark, so fühlt sich der Behandelte »manipuliert«, und sein Widerspruch regt sich.

Wir erleben auch auf anderen Gebieten, daß politische Schimpfworte ihre Wirkung verlieren, wenn sie ohne Maß verwendet werden. Wen schreckt schon die Bezeichnung »Faschist«, wenn man damit bloß mit so braven Leuten wie OB Vogel oder Schmidt-Schnauze in einen Pott kommt? Die Vokabel »Nazi« löst sich in Luft auf, wenn schon jeder schlechte Schüler sie auf seinen Lehrer anwendet und meint, diesen wegen »autoritärer Haltung« mit Auschwitz in Beziehung bringen zu müssen. Was soll das Wort »Antisemit« noch, wenn man es ausgerechnet einem Publizisten anhängt, der mit einer Jüdin glücklich verheiratet ist? Wer scheut sich noch, »repressiv« zu sein, wenn schon derjenige es ist, der Exhibitionisten an der öffentlichen Verrichtung ihrer Notdurft verhindert? Und der allzusehr nach »Prawda« duftende Vorwurf des »revanchistischen Nationalismus« kann keinen Bayern mehr erschüttern, seit 56 Prozent seiner engeren Landsleute bei der Landtagswahl auch gegen den Moskauer und den Warschauer Vertrag gestimmt haben. Wir

sind da Zeugen eines gigantischen Totalausverkaufs. Recht heruntergekommene Vertreter der Linken benehmen sich wie Derwische und verschleudern im Handumdrehen das gesamte Kampfvokabular, das sich ihre geschickteren Vorgänger während vieler Jahrzehnte geduldig zusammengesammelt haben. Und wo einer der linken Ahnen noch überlebt – etwa Professor Horkheimer, der vor einem Vierteljahrhundert den Popanz vom »autoritären Menschen« in die Welt setzte –, da kann man sicher sein, daß er sich in seiner Tessiner Villa über seine tolpatschigen Schüler entsetzt und natürlich nichts mit dem zu tun haben will, was er angerichtet hat.

Dieser Verschleiß-Prozeß stimmt den Konservativen zwiespältig. Natürlich erfüllt es ihn mit Behagen, daß sich als wirksamste Mikrobe gegen die Linke diese Linke selber erweist. Mit Unbehagen erfüllt ihn hingegen, daß überwunden geglaubte politische Phänomene wie Faschismus, Nazismus, Antisemitismus durch die unterscheidungslose Diskriminierungspraxis der Linken wieder zum Leben erweckt wurden, und zwar mit fast völlig verdunsteter Schreckwirkung. Positiv zu werten ist jedoch zweifellos, daß Worte wie »Autorität« oder »Ordnung« wieder einen Sinn bekommen haben, seit sie allzu dumm verketzert worden sind. Und vor allem entdeckt der Konservative zu seiner Verwunderung, daß das Wort »konservativ« (mit dem er selber nie recht zufrieden war) dank der derwischhaften Besessenheit seiner Verächter dabei ist, eine neue Jungfräulichkeit zu gewinnen. Wer vor anderthalb Jahren noch weit von sich wies, konservativ zu sein, bekennt nun schon im engeren Kreise, es doch zu sein. Zu Hurra-Geschrei ist allerdings noch kein Anlaß. Und zwar aus zwei Gründen. Zum einen hat es den Konservativen verwirrt, sich plötzlich in einer kuriosen Ausnahmesituation zu finden. Zum andern hat er sich von seinen Gegnern in einen eigens für ihn konstruierten Laufstall sperren lassen.

Die Ausnahmesituation besteht darin, daß der Konservative überraschenderweise nicht mehr mit dem Status quo verheiratet ist. Nach landläufiger Meinung klammert sich der Konservative an den Status quo oder will gar die Vergangenheit wiederherstellen; der Linke hingegen gilt als derjenige, welcher den Status quo verändern will und damit die Türe in die Zukunft auf-

stößt. Und die Zukunft kann bekanntlich, trotz aller entgegengesetzten Erfahrungen, immer nur besser sein als die Gegenwart. Es nützte dem Konservativen wenig, wenn er darauf hinwies, daß der Marxismus (als der harte Kern der Linken) die eigentliche reaktionäre Kraft unserer Zeit ist: das marxistische System stellt ja – wie zur Zeit gerade die Polen wieder feststellen können – einen Rückschritt in eine primitive, von Gendarmen geregelte Tauschwirtschaft dar, in welcher der Mensch all das wieder verliert, was er sich in den verflossenen Jahrhunderten an persönlicher Freiheit errungen hatte. Es nützte ihm nichts, wenn er darauf hinwies, daß das Fortschrittsgerede nur diesen Abmarsch in die Vergangenheit verschleiern soll und die Sache höchstens für den versüßt, der als Salonbolschewist das Schauspiel von ferne, d. h. von einem liberal gebliebenen Land aus, betrachtet. Wenn auch Abmarsch in die Vergangenheit, so war es doch Marsch, Bewegung – der Konservative jedoch galt als derjenige, der sich an den Status quo klammert und nicht will, daß sich irgend etwas verändert. Und das schien das Böse an sich zu sein.

Das ist nun von Grund auf anders geworden. Die Linke schießt zwar immer noch auf den Pappkameraden eines Status-quo-Konservativen, der die Linke am Verändern der Welt hindern will. Aber man fragt sich, ob sie nicht weiß oder ob sie vertuschen will, *daß heute die Konservativen die unzufriedene, auf Veränderung bedachte politische Schicht sind.* Und wissen das die Konservativen selber? Man muß es an den Fingern aufzählen: sie halten sowohl die derzeitige Außenpolitik wie die derzeitige Wirtschaftspolitik für eine Katastrophe, sie billigen weder den derzeitigen Zustand der Bundeswehr noch denjenigen von Universität und Schule, und sie wollen auch den industrialisierten, sterilen Sex nicht, den man ihnen als Beruhigungspille verordnet. Wer aber will den vorhandenen Zustand bewahren?

Wer klammert sich an den Status quo? Es ist die linke Koalition, die sich schützend vor die von ihr errichtete Attrappe einer kitschigen Schein-Revolution stellt, hinter der sich nichts anderes verbirgt als die große Abschlaffung, als die Kapitulation vor den sich uns stellenden Aufgaben, als der Rückzug in die Sackgasse des angeblich geringsten Widerstandes, nichts als die

Flucht in eine als »Fortschritt« aufgeputzte Untätigkeit und Sklerose. Der mit roten Fahnen geschmückte Expreß fährt stets in den gleichen tristen Endbahnhof: den ideologisch und bürokratisch verschnürten Zwangsstaat, in dem jede lebendige Kraft erlischt. Wer einmal durch den Mief einer »Volksdemokratie« mit der unvergeßlichen Mischung aus Trostlosigkeit, Desinfektionsgeruch und kaputter Apparatur gewandert ist, der nimmt die Unarten der westlichen »Konsumgesellschaft« (die ja verändert werden kann) in Kauf.

Wirklich, auch der unkonventionellste Konservative hätte bis vor kurzem nicht zu träumen gewagt, daß er plötzlich als der wirkliche Revolutionär dastehen würde – als der einzige nämlich, der den Status quo nicht akzeptiert, sondern der Meinung ist, daß es durchaus einen besseren Weg geben könnte als den, auf welchem wir uns im Schafstrott bereits befinden. Er erlaubt sich plötzlich zu denken. Er mißt den Status quo zwar nicht an einer Utopie, aber doch an einer aus dem Gesamtzusammenhang der Wirklichkeit gewonnenen Idee. Er bleibt zwar nach wie vor mißtrauisch gegen Systeme, in deren Schubladen alles Platz hat, aber er scheut nicht mehr, wie früher, vor grundsätzlichen Überlegungen zurück. Und zur rechten Zeit stellt sich auch die Entdeckung ein, daß es von Anfang an mit dem »Bewahren« (lat. conservare) im Wort »konservativ« seine besondere Bewandtnis hat.

Der Begriff wurde bekanntlich durch die von Chateaubriand inspirierte Zeitschrift »Le Conservateur« geprägt, deren erste Ausgabe 1818 erschien und die sich gegen den stur reaktionären Kurs der bourbonischen Restauration wandte – so wie sich die heutigen Konservativen gegen die von den Zwingburgen der Massenmedien ausstrahlende Reaktion wenden. Caspar von Schrenck-Notzing grub nun im »Conservateur« nach und entdeckte, daß dort nur von »conserver les saines doctrines«, vom Festhalten an der richtigen Einsicht, der »gesunden Lehre«, die Rede war – ändern wollte Chateaubriand mit seinen Freunden sehr viel an dem Status quo rund um sich herum, mit dem er ganz und gar nicht einverstanden war.

Für die eben genannten Zwingburgen sind Konservative, die denken statt sich an den Status quo zu klammern, eine tödliche Gefahr. Sie haben denn auch die ihnen zur Verfügung stehende

Meinungsbildungsapparatur dahingehend programmiert, daß ein Konservativer, der denkt, keiner sei. Sie suchen die Konservativen in den Laufstall des »Liberalkonservatismus« zu sperren. Nun ist natürlich gegen den Liberalkonservatismus gar nichts zu sagen – er ist eine schöne Sache, und wer ihn pflegen kann, ist glücklich zu preisen. Es ist aber doch auffällig, daß dieser Liberalkonservatismus im Grund die Angelegenheit eines einzigen Landes ist, nämlich des Inselstaates England, und auch dort nur in einer historisch begrenzten Zeit.

Dieser spezifisch englische, durch Edmund Burke großartig verkörperte Konservatismus war der Überzeugung, daß der Konservative gar keine Ideen brauche; es genüge, wenn er das von selber Wachsende ein wenig hege und pflege und allenfalls ein bißchen Unkraut jäte. Übereinstimmend hat die Forschung festgestellt, daß diese Art von Konservativsein neben England allerhöchstens noch in der Schweiz blühend angetroffen werden konnte – in einem Lande also, das auch lange Zeit keine an die Nieren gehenden Probleme hatte (heute beginnt es sie langsam zu haben). »Liberalkonservativ« kann man nur dort sein, wo man mit dem Status quo einverstanden ist und jede Veränderung des Status quo bloß eine Veränderung zum Schlechteren hin sein könnte. Und in dieser Lage dürfte sich die Bundesrepublik Deutschland unter der Herrschaft der Brandt-Scheelschen Koalition kaum befinden.

Damit man uns nicht das Wort im Munde umdreht: Burke war zu seiner Zeit und in seinem Lande das Richtige. Besson war auf dem Holzweg, wenn er seinen soviel Treffendes enthaltenden Aufsatz im »Monat« mit dem Titel versah: »Um einen deutschen Edmund Burke bittend.« Ein »Liberalkonservativer« in der Bundesrepublik von 1970/1971 ist ein Mann, der bereits kapituliert hat. Wenn er sich als »liberalkonservativ« bezeichnet, so möchte er damit auf seine absolute Harmlosigkeit hinweisen und zeigen, daß er mit den Massenmedien keine Schwierigkeiten haben will. Er gibt mit dieser Kennmarke zu verstehen, daß er den Status quo respektiert und auf jede eigenwillige Idee, ja auf Ideen überhaupt verzichtet, daß er vor jedem heilenden Einschnitt zurückschreckt und sich bloß mit Nebensächlichkeiten befassen will. Kurzum: er »spielt mit«. Und zum Dank dafür wird er von den Massenmedien zum ein-

zig möglichen Fall von »konservativ« erklärt; alle anderen Konservativen – diejenigen, welche tabuierte Themen noch anzupacken wagen – sind »Rechtsextremisten« oder ähnliches (der Katalog ist bekannt).

Der »Liberalkonservative« weiß solche Schonung natürlich zu schätzen. Und er widersteht selten der Versuchung, sich dafür in besonderer Weise erkenntlich zu zeigen: indem er nämlich an der Diskriminierung der etwas mutigeren Konservativen teilnimmt und sich von ihnen als von »Pseudo-Konservativen« abgrenzt (es heißt dann: »Seht, die Konservativen sagen es ja selber...«). Dabei vergißt er jedoch, wie nahe er der Grenze sitzt – macht er aus Versehen auch nur einen Schritt über die Grenze, so kommt er selber dran. Die Erfahrung hat nun auch H. J. Schoeps machen müssen, der im Verlauf der letzten zehn Monate vom »guten« zum »bösen« Konservativen geworden ist; er sitzt nun im gleichen Boot mit jenen, von denen er sich gerne distanzierte.

Daß die Konservativen Mut zu einer entschiedenen Haltung bekommen, ist für Deutschland eine Lebensfrage. Solange sie sich manipulieren und gegeneinander ausspielen lassen, besteht keine Hoffnung, daß aus dem in so vielen Symptomen sich ankündigenden Rückschlag »zum Konservativen« etwas Rechtes wird. Wenn die Konservativen dem Menschen von heute nichts anderes zu bieten haben als eine etwas abgeschwächte Fassung der großen Abschlaffung, eine etwas aufgeschminkte und mit »traditionellen Werten« verzierte – nun, dann wird dieser »Rückschlag« sich nicht lange an einer so unwichtigen Station aufhalten. Der Expreß fährt dann weiter. Die Deutschen werden sich an das einzige Ordnungsmodell halten, das in einem solchen Falle in unserm Umkreis noch vorhanden wäre. Nach dem Motto »Lieber eine schlechte Ordnung als gar keine« würden sie eine leichte Beute der roten Preußen jenseits der Elbe.

3. Brief
an einen italienischen Freund

Eine italienische Zeitschrift, »Intervento«, bat um einen Artikel über die verschiedenen Strömungen, konservative und andere, der deutschen Rechten seit Kriegsende. Daraus entstand dieser Brief, mit dem Untertitel »Die deutsche Rechte seit 1945«. Die deutsche Fassung erschien 1972 in der von Caspar v. Schrenck-Notzing herausgegebenen konservativen Zeitschrift »Criticón«.

Caro Amico,

Sie möchten von mir wissen, was es mit der deutschen Rechten von heute auf sich habe, in der Politik und in der politischen Publizistik. Ein Wunsch, der schwer zu erfüllen ist! Zunächst: von »rechts«, von einer »Rechten« sprechen hier nur die Gegner dieser Rechten. In der Politik will niemand »rechts« sein – man will »in der Mitte« stehen oder allerhöchstens etwas rechts von der Mitte. Wer unter den politischen Schriftstellern nicht links einzuordnen ist und sich auch nicht der liberalen Mitte zurechnet, zieht es vor, sich »konservativ« zu nennen, oder besser noch »liberalkonservativ« (das ist das zahmste Etikett). Als Bezeichnung für die eigene Position meidet man das Wort »die Rechte« wie die Pest, obwohl es im Deutschen dem gleichen Wortstamm angehört wie »das Richtige«.

Für diese Haltung sind vor allem drei Gründe zu nennen. Zwei davon kennen Sie auch in Italien. Zunächst hat die europäische Aufklärung die bis heute nachwirkende Suggestion verbreitet, die Linke sei das Gute und die Rechte das Böse. Nun, diese allzu simple Vorstellung hat dann unter dem Druck der täglichen Erfahrung Schaden gelitten: schließlich wurden unter den »guten« Parolen der Linken die Menschen genau so ihrer Freiheit beraubt oder ermordet wie unter anderen Parolen, und die versprochenen Paradiese wurden nie auch nur im Ansatz verwirklicht. Doch der Zweite Weltkrieg hat dann die alte Illusion durch eine neue ersetzt. Im populären Vorurteil gilt die Rechte ja als der Verlierer dieses Krieges. Man ist nun aus ganz anderen Gründen links (oder halblinks): nicht weil man die Linke für das Bessere hielte, sondern weil man glaubt, daß »Ge-

nosse Trend« unweigerlich und endgültig uns alle nach links führen werde. Gewiß hat man inzwischen die Erfahrung gemacht, daß die angeblich so fortschrittliche Linke dort, wo sie ihren Idealstaat verwirklicht, einst moderne Industriestaaten in vorindustrielle Zustände auf Tauschhandelsbasis, mit bürokratischer Diktatur im Gottesgnadenstil, zurückwirft. Doch man registriert diese Erfahrung bloß. Konsequenzen zieht man nicht aus ihr. »Man kann ja doch nichts dagegen tun.« Auf weite Sicht ist dieser neue Typus des opportunistischen Linken wirkungsvoller als der alte idealistische Typus des Linken. Er unterschätzt die menschliche Natur mit ihren Schwächen nicht so, wie sein Vorgänger das tat. Und er weiß kollektive Resignation mit individuellem Hedonismus angenehm zu verbinden: die Buß- und Demutshaltung alterniert bei ihm mit saftigem Lebensgenuß, solange die Puritaner die Elbe noch nicht überschritten haben. Doch wie gesagt: das alles kennen Sie auch. Auch Sie haben die Erfahrung gemacht, daß die Linke heute keine Angelegenheit der kleinen Leute mehr ist, sondern eine Anpassungsform der Bourgeoisie.

Der dritte Grund ist, daß die Entwicklung der deutschen Rechten seit 1945 – wie diejenige der deutschen Politik seit 1945 überhaupt – im Banne von Auschwitz steht. Das unterscheidet die deutsche Situation von der Ihren. Die Sieger von 1945 haben die deutsche Rechte mit dem Nationalsozialismus in einen Topf geworfen, obwohl der einzige ernsthafte Aufstandsversuch gegen das nationalsozialistische Reich ein Putsch von rechts war (der »20. Juli 1944«). Es setzte das ein, was man mit einem wohl unübersetzbaren Wort die »Vergangenheitsbewältigung« genannt hat und was die Deutschen zu einem völlig durchneurotisierten Volk machte. Die deutsche Rechte richtete deshalb ihre Politik und ihr Denken nicht danach aus, was die Wirklichkeit von ihr forderte – was sie tat und dachte, hatte vielmehr den einzigen Zweck, die behauptete Verwandtschaft mit dem Nationalsozialismus zu widerlegen. Wenn ein Deutscher einen Hut kauft, so kauft er sich nicht denjenigen Hut, den er für schön oder praktisch hält. Nein, er fragt sich zuerst, welchen Hut Hitler hatte, und dann kauft er sich das Gegenteil.

Nach dem Gesagten wird es Sie nicht überraschen, wenn ich

Ihnen sage, daß es in der deutschen Politik seit 1945 und bis heute eine Rechte, die zählt, gar nicht gibt. In Frankreich und Italien hatten sich die »Rechten« nach 1945 zunächst unter den Schutzschirm der Christdemokraten geflüchtet. In Deutschland war der Fluchtreflex noch stärker: er trieb die Männer der Rechten auch und fast mehr unter die Fittiche der Sozialdemokraten und die der Liberalen (FDP). »Rechts« wird oft mit »national« gleichgesetzt – und die SPD Schumachers war damals zweifellos nationaler als die CDU Adenauers und die FDP Dehlers. Gut, das war die Ausnahmesituation gleich nach dem Krieg. Hat sich seither eine politische Rechte gebildet? Zunächst ist zu sagen, daß die potentiell »rechten« Kräfte sich in ihrer Mehrheit verzweifelt gegen die erwähnte Gleichsetzung von »rechts« und »national« wehren, weil »national« schon fast so viel ist wie »nationalistisch« und diese wiederum wie »nationalsozialistisch«. Es ist ein Charakteristikum der deutschen Rechten, daß in ihr »Konservatismus« und »Nationalismus« – die in der Rechten so vieler anderer Länder sich überschneiden, wenn nicht gar decken – scharf voneinander getrennt sind. In einer Zeit, die des Lobes voll ist über den ghanesischen oder den bolivianischen Nationalismus, findet sich in der Bundesrepublik jede als »nationalistisch« deklarierte Gruppe sogleich im Ghetto: sie hat nicht nur die gesamte Meinungsbildungs-Apparatur gegen sich, sondern auch – wie zuletzt der Fall der NPD zeigte – die Staats-Apparatur.

Haben die konservativen Kräfte mehr Spielraum? Es ist kennzeichnend für die Bundesrepublik, daß Ansätze zu konservativer Parteibildung nur dort möglich waren, wo sie sozusagen im Schutz der Folklore sich entwickeln konnten – so die *»Deutsche Partei«* (1947–1961), soweit sie Trägerin der welfischen Überlieferung in Niedersachsen war, und so die *bayerische CSU*, die zum mindesten streckenweise als konservative Partei angesehen werden kann. Aber das Beispiel der CSU ist verräterisch: meldet sich in einer solchen Partei eine starke Persönlichkeit, die Einfluß auf Bundesebene zu nehmen beginnt, so gerät sie – man denke an *Franz Josef Strauß* – unter das Dauerfeuer der Meinungsmacher. Das ist die Situation der Rechten in der *Politik:* ins Abseits, in den Sektiererwinkel ab-

Massen ohne politische Heimat, auf Zufallsvertretungen angewiesen, zur Entscheidung für das geringste Übel genötigt – sofern sie sich nicht überhaupt von der Politik abwenden.

Wie steht es aber mit der politischen Publizistik? Hier scheint die rechte Position stärker besetzt zu sein. Es gibt eine ganze Anzahl konservativer Autoren, die sich mit ihrem Nonkonformismus von der Monotonie der modischen Linken genauso abheben wie von dem immer kurzatmiger werdenden Liberalismus, der zwischen den beiden Polen zerrieben wird. Es sind Autoren, die sich zum Teil einen beachtlichen Leserkreis schaffen konnten, obwohl sie nur in Ausnahmefällen Rückhalt bei der Meinungsbildungs-Apparatur finden. Aber dieses Lager erweist sich bei näherem Hinschauen als in Gärung begriffen und von tiefen Spaltungen durchzogen.

Da ist zunächst das, was Jüngere unter diesen Autoren zuweilen maliziös den »Friedhof der Konservativen Revolution« genannt haben. Gemeint sind die Überlebenden aus jener Hochblüte konservativer Publizistik zwischen 1918 und 1933, der man den Namen »Konservative Revolution« gegeben hat. Bei diesen Autoren, die zum Teil vom Nationalsozialismus ausgebeutet wurden, zum Teil sich ihm angeschlossen hatten, macht sich die Last der Vergangenheitsbewältigung am stärksten bemerkbar: die führenden Köpfe unter ihnen haben sich längst aus der Politik zurückgezogen *(Carl Schmitt, Ernst Jünger)*, andere sind zur Linken übergelaufen *(Ernst von Salomon)*, andere wieder sind in unfruchtbare Selbstrechtfertigungen oder einfach in Kauzigkeit *(Otto Strasser)* ausgewichen. Als Regel gilt, daß heute in der Publizistik der Rechten sich nur solche Autoren zum Worte melden, die entweder erst nach 1945 zu schreiben begonnen haben oder vor 1945 noch nicht allzu bekannt waren.

Wenn Sie, caro Amico, allerdings glauben, daß diese jüngeren Autoren sich dem Druck der Vergangenheitsbewältigung entziehen konnten, so sehen Sie die deutsche Situation zu rosig. Ein Großteil dieser Autoren ist zwar weder aus der Politik ausgetreten noch zum Feind übergelaufen, aber er hat sich ins Abseits oder in eine Sackgasse drängen lassen. Ins Abseits geriet eine Gruppe von Publizisten, die sich gegen die Zerstückelung ihrer Nation so erbittert wehrten, daß sie als »Nationalisten«

oder »Neo-Nazis« abgestempelt werden konnten. Einige der Namen werden Sie kennen: der letztes Jahr durch Freitod geendete *Peter Kleist,* dann *Herbert Grabert, Heinrich Härtle, Erich Kern* alias *Kernmayr.* Sie verfügen zwar über beträchtliche Lesergemeinden, aber die von den Meinungsmachern um sie gelegte Mauer des Schweigens hindert sie meist daran, an Leserschichten heranzukommen, die nicht bereits ihrer Meinung sind.

Die Mehrheit der rechten Autoren wandte sich nach 1945 – teils aus Temperament und Anlage, teils aus Vorsicht und nüchterner Überlegung – der konservativen Publizistik zu. Allerdings zunächst einer Spezies von Konservatismus, die eine deutliche Frucht des deutschen Zusammenbruches war. Man kann den Konservatismus, der in den ersten fünfzehn Jahren der Bundesrepublik blühte, auf zwei Typen reduzieren: den Burke-Konservativen und den Constantin Frantz-Konservativen. Oder mit anderen Worten: den »Liberalkonservativen« und den »Christlich-Konservativen«. Die Burke-Konservativen, vorwiegend dem protestantischen Deutschland entstammend, suchten den in der Abgeschlossenheit der britischen Insel historisch gewachsenen Liberalkonservatismus ohne jede Modifikation in das deutsche Milieu mit seiner mehrfach gebrochenen Tradition zu übertragen. Einziger gedanklicher Inhalt war ihnen die Feindschaft gegen jegliche »Ideologie«; eine solche galt ihnen von vornherein als schädlich. Für die Praxis hielten sie den Rat bereit, das von selber Wachsende zu hegen und zu pflegen, was ihnen den Spitznamen des *»Gärtnerkonservatismus«* einbrachte. Die typischsten Vertreter dieser Ideologie fanden sich im Umkreis der Deutschen Partei; man denke an die Schriften des Adenauer-Ministers *Hans-Joachim von Merkatz* (»Die konservative Funktion«, 1957) oder an die von einem Ghostwriter verfaßte, sehr einseitige Geschichte des Konservatismus, die den Titel »Politik ohne Wunschbilder« trug und 1952 unter der Signatur des seither verstorbenen Botschafters *Hans Mühlenfeld* erschien.

Die Christlich-Konservativen entstammten mehrheitlich, aber nicht ausschließlich dem katholischen Deutschland. Ich entsinne mich eines Gespräches mit Major Buchrucker, dem Chef der »Schwarzen Reichswehr« während der Weimarer Republik,

kurz vor seinem Tod 1966. Der alte Protestant fragte mich, was ich denn so treibe; als ich sagte, ich suche herauszufinden, was konservativ sei, stieß er mit mürrischer Offiziersstimme hervor: »Das hat der Konservative nicht nötig, ihm genügt das Alte Testament.« Nun, die Katholisch-Konservativen nahmen noch Thomas von Aquin und Maritain hinzu. Und im Politischen ließen sie sich von ihrem Schutzpatron Constantin Frantz dazu verführen, im Föderalismus das Allheilmittel für alles und jedes zu sehen. Manchmal näherten sie sich sogar dem Separatismus, und das war den Siegermächten nur recht, die vor Deutschland Ruhe haben wollten. Auch diese Variante des Nachkriegskonservatismus hatte ihre Spitznamen: die einen sprachen von »Demutskonservatismus«, die andern nannten diesen Personenkreis nach dessen Gründungszeitschrift »Neues Abendland« einfach *die »Abendländler«*. Man sollte jedoch nicht übersehen, daß dieser Konservatismus neben seinen zeitgebundenen Schwächen auch seine Stärken hatte. Der Rückbezug auf die damals noch ungebrochene katholische Tradition verlieh ihm einen ganz anderen geistigen Rang, als ihn der allzu naive niedersächsische Liberalkonservatismus aufzuweisen hatte. Es sind denn auch eine Reihe von Publizisten aus diesem Umkreis herausgewachsen, die das katholische Erbe auf eigenwillige Weise weitergebildet haben: *Erik von Kuehnelt-Leddihn* (»Freiheit oder Gleichheit?«, 1953), *Paul Wilhelm Wenger* (»Wer gewinnt Deutschland?«, 1959), *Ludwig Pesch* (»Die romantische Rebellion«, 1962), *Peter Berglar* (»Die gesellschaftliche Evolution der Menschheit«, 1965), *Emil Franzel* (»Fortinbras, Ansichten eines Konservativen«, 1971). Dieser Phalanx hat die protestantische Kirche in der politischen Publizistik nicht viel mehr als die mutige Schrift »Der Abfall der evangelischen Kirche vom Vaterland« (1964) des Pfarrers *Alexander Evertz* entgegenzusetzen.

Auf die Dauer waren die beiden Nachkriegsformen des Konservatismus, der »Gärtnerkonservatismus« und der »Demutskonservatismus«, der Wirklichkeit nicht gewachsen. Die Formel des einen, »konservativ = Bewahren des Status quo«, wurde durch das Trümmerfeld dementiert, das Hitler und der Zweite Weltkrieg hinterlassen hatte und das niemand ernstlich bewahren wollte. Und die Formel der anderen, »konservativ = christlich«, wurde langsam fragwürdig, als sich das allmähliche Ab-

rutschen der beiden Kirchen nach links abzuzeichnen begann. Zunächst kam es jedoch nicht zum offenen Aufstand gegen diese überholten Formen des Konservatismus, zum mindesten nicht auf breiter Front. Zunächst wandten sich einfach einzelne Autoren von den schummrig gewordenen Allgemeinheiten ab und konkreten Problemen zu. Das konkreteste Problem aber war seit 1947, seit dem Ausbruch des »Kalten Krieges«, die Konfrontation zwischen Washington und Moskau. Ihr entwuchsen die großen antikommunistischen Pamphletisten: der 1964 verstorbene *Robert Ingrim* (»Von Talleyrand zu Molotow«, 1946 deutsch 1951), dann *William S. Schlamm* (»Die Grenzen des Wunders«, 1959), *Matthias Walden, Rudolf Krämer-Badoni* (»Vorsicht, gute Menschen von links«, 1962). Wobei man sich bei einzelnen von ihnen, etwa Walden oder Krämer-Badoni, fragen kann, ob sie über den Antikommunismus hinaus überhaupt etwas mit dem Konservatismus verbindet. Dieser Liberalismus-Verdacht besteht sicher nicht bei einer anderen Gruppe von Autoren, die sich mehr innerpolitischen Problemen zuwandten und unter Absehen von allen gefühlsbelasteten Problemen sich nüchtern mit der Frage beschäftigten, wie ein überlebensfähiger Staat zu funktionieren habe. *Winfried Martini* (»Das Ende aller Sicherheit«, 1954) ist, in der Nachfolge Carl Schmitts stehend, der markanteste dieser »Etatisten«, die von Böswilligen auch als »law and order«-Konservative charakterisiert werden (worin der »Vorwurf« versteckt ist, daß diesem Typus des Konservativen die Freiheit vor nationaler Einheit gehe). In Martinis Nähe sind wohl auch *Walter Fredericia-Petwaidic* und der Preuße *Hans Georg von Studnitz* anzusiedeln (»Bismarck in Bonn«, 1964; »Ist Gott Mitläufer?«, 1969). Dann gibt es eine dritte Gruppe von Konservativen, die sich ebenfalls vom Gärtner- und Demutskonservatismus unterscheidet. Man könnte sie lahm die »Kulturkonservativen«, bissig die »snobistischen Konservativen« nennen. Namen etwa: *Klaus Harpprecht, Rüdiger Altmann, Johannes Gross, Wolf Jobst Siedler, Hans Egon Holthusen.* Alles brillante Schriftsteller, die brillante politische Aufsätze schreiben, manchmal auch Bücher (Altmanns »Das Erbe Adenauers«, 1960; Siedlers »Behauptungen«, 1965). Ihr Charakteristikum ist, daß sie auf dem kulturpolitischen und teilweise auch dem gesellschaftspolitischen Feld den

Gegner klar sehen, jedoch vor dem Ziehen politischer Konsequenzen zurückschrecken und klare politische Optionen vermeiden. Harpprecht ging zu Willy Brandt über, Siedler wurde Verleger und konzentrierte sich auf die Produktion schöner Bücher, Gross und Altmann wandten sich der Mumienpflege am Amenhotep des deutschen Liberalismus, Altkanzler Erhard, zu.

Alle diese Männer, von Franzel und Berglar bis zu Schlamm und Martini, weiteten den sonst so braven Nachkriegskonservatismus beträchtlich aus, aber sie stellten ihn nicht grundsätzlich in Frage. In Frage gestellt wurde dieser vielmehr von außen, vom Lauf der Zeit, die ihm der Reihe nach die eingebildeten und die wirklichen Verbündeten raubte. Daß die Tradition nie ein echter Verbündeter sein konnte in einem Lande, dessen einzige Tradition die Traditionslosigkeit war, begann langsam einzuleuchten. Was die beiden Kirchen als Verbündete des Konservatismus betraf, so machten diese selber unmißverständlich klar, daß sie diese Rolle nicht mehr spielen wollten. Am schmerzlichsten fiel (und fällt) vielen Konservativen der Abschied vom Verbündeten USA. Die Bundesrepublik ist aber längst nicht mehr der wichtigste Verbündete der stärksten Macht der Welt; in der wieder polyzentrisch gewordenen Welt ist sie zu einem Verhandlungsobjekt der Großen abgesunken. Aufgabe der konservativen Publizistik in der Bundesrepublik ist also nunmehr, den Konservatismus unter Verzicht auf englische, amerikanische und christliche Krücken sozusagen aus der Natur des Menschen zu begründen. Die ist ja bei dem Abbau der privilegierten deutschen Position aus der Zeit des Kalten Krieges immerhin noch übrig geblieben.

Bevor ich Ihnen, caro Amico, berichte, was in dieser Richtung bisher geschehen ist, muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Im Jahre 1963 fand in Rom der meines Wissens erste Weltkongreß konservativer Schriftsteller, unter dem Ehrenpräsidium von John Dos Passos, statt. Dort habe ich Sie ja auch kennengelernt. Damals werden Sie wohl kaum das Eigentümliche an der »deutschen« Delegation erkannt haben – daß sie nämlich mehrheitlich aus »Nicht-Normal-Deutschen« bestand: Hans-Joachim Schoeps und William S. Schlamm hatten als Juden emigrieren müssen (und letzterer war inzwischen amerikanischer Bürger geworden), Erik von Kuehnelt-Leddihn und Kurt Ziesel waren

Österreicher, ich Schweizer, Caspar v. Schrenck-Notzing gehörte einer Familie der adeligen Opposition gegen Hitler an, und auch auf Winfried Martini traf eine Einstufung als Normal-Deutscher kaum zu. Wir standen alle exzentrisch zum Normal-Deutschen und konnten die daraus resultierende (relative) Narrenfreiheit nutzen. Ich schicke diese Story voraus, weil ich die Liste derer, die gegen den konventionellen Nachkriegs-Konservatismus offen angingen, aus chronologischen Gründen mit meiner Person beginnen muß. Ich hatte ganz einfach das Glück, im Frieden der Schweiz und unbelastet von Vergangenheitsbewältigung eine schweizerische Doktordissertation »Die Konservative Revolution in Deutschland« schreiben zu können. Dieses Buch wirkte 1950 bei seinem Erscheinen in Deutschland aus zwei Gründen als Schock: erstens erinnerte es mit seiner geschichtlichen Darstellung daran, daß der deutsche Konservatismus früher durchaus »Ideologien« hatte; zweitens stellte es die kecke These auf, daß Christentum und Konservatismus sich ausschlössen, weil ein Christ, der es mit dem Christsein ernst nehme, notwendig zu einem Linken werden müsse. (Das trug mir von dem damals noch lebenden Hans Zehrer den Tadel ein, Konservatismus ohne Christentum sei »wie eine Dame ohne Unterleib«.) Den nächsten Schlag führte 1951 *Hans-Joachim Schoeps*, der damals als deutscher Jude eine Narrenfreiheit genoß, die ihm inzwischen entzogen wurde. Mit seiner berühmten Schrift »Die Ehre Preußens« rief er die Erinnerung an die konservative Substanz Preußens wach, die sich so kraß von dem Anpasser-Konservatismus der Besiegten von 1945 unterschied.

Doch solche Vorstöße blieben vereinzelt, solange die Vergangenheitsbewältigung das konservative Denken lähmte. Dagegen wurde der erste Stoß von *Kurt Ziesel* geführt, der 1958 in seiner Kampfschrift »Das verlorene Gewissen« nachwies, daß die Zerrformen dieser Vergangenheitsbewältigung zu einem Großteil Tarnungsmanöver früherer Hitler-Apologeten waren, die damit von ihren eigenen Sünden ablenken wollten. Die klassische Darstellung der »reeducation« und ihrer deutschen Beauftragten gab jedoch *Caspar v. Schrenck-Notzing* in seinen beiden Büchern »Charakterwäsche« (1965) und »Zukunftsmacher« (1968). Damit war die Bahn wieder freier. 1965 legte ich mich

Deutschen fürchten« entwickelte ich das Programm eines »deutschen Gaullismus« und suchte die zähe Amerika-Hörigkeit der Nachkriegskonservativen zu erschüttern. 1970 erschien dann das von *Hartwig Singer* und andern herausgegebene Bändchen »Nationalismus heute«, Band 1 einer Reihe »Junge Kritik«, in der sich erstmals eine junge Rechte deutlich artikulierte, die aus eigener Erfahrung nichts anderes als den Nachkrieg kannte (Durchschnittsalter zwischen 25 und 30). Hier war, wie schon der Titel zeigt, erstmals nichts mehr von der konservativen Schreck-Distanz zum Nationalismus zu spüren; hier wurden zum ersten Male wieder konservative und nationale Antriebe gleichberechtigt und gleichgewichtig aufgenommen. (Unter den Älteren findet sich nur bei Einzelgängern wie *Johannes F. Barnick* oder *Hans-Dietrich Sander* Vergleichbares.)

Der entscheidende Vorgang innerhalb der Neuorientierung des deutschen Konservatismus spielte sich allerdings auf einem anderen Felde ab. Bei der Ausformung eines aus den vorgefundenen Gegebenheiten sich entwickelnden Konservatismus erhielt die politische Publizistik entscheidende Anstöße aus der Wissenschaft. Und zwar erstaunlicherweise in erster Linie aus einer als »links« geltenden Wissenschaft, der Soziologie. Schon 1955 hatte der Altmeister dieser Disziplin, *Hans Freyer*, in seiner »Theorie des gegenwärtigen Zeitalters« das begründet, was man später den »technokratischen Konservatismus« genannt hat: also einen Konservatismus, der sich nicht auf eine vorindustrielle »heile Welt« bezieht, sondern innerhalb der industriellen Zivilisation, der nicht ausgewichen werden kann, sich zu verwirklichen sucht. 1966 zerfetzte dann ein jüngerer Soziologe, *Helmut Schoeck*, die utopischen Gesellschaftslehren, indem er in »Der Neid, eine Theorie der Gesellschaft« auf die nicht nur negative Funktion des Neides innerhalb der Gesellschaft hinwies. Ihren Höhepunkt erreichte diese Literatur in einem Buch, in dem 1969 der Philosoph, Soziologe und Anthropologe *Arnold Gehlen* die politische Summe aus seinem Werk zog: »Moral und Hypermoral«. Ich halte es für die bedeutendste geistige Leistung, welche die deutsche Rechte seit dem Zusammenbruch von 1945 hervorgebracht hat. Die jüngeren Konservativen erkennen denn auch in Gehlen ihren Meister – zusammen mit dem Staatsrechtler *Ernst Forsthoff*, der in seiner Schrift »Der

Staat der Industriegesellschaft« (1971) ebenfalls eine solche politische Summe aus einem ausgebreiteten wissenschaftlichen Werk gezogen hat.

Damit habe ich Sie, caro Amico, im Galopp durch die deutsche Rechte nach 1945 geführt – ein kurzes Stück nur durch die Parteipolitik, da es hier bloß Fragmente einer Rechten gibt, ein längeres hingegen durch die politische Publizistik, die sich langsam aus der Lähmung durch den deutschen Zusammenbruch von 1945 (und die auf ihn folgende Reeducation) zu lösen beginnt. Es gäbe noch viel nachzutragen. Etwa, daß sich unter diesen Autoren auch eine kluge Frau, *Sigrid Hunke* (»Europas andere Religion«, 1969; »Das Ende des Zwiespalts«, 1971), findet. Weiter wäre zu sagen, daß es drei konservative Zeitschriften mit größeren Lesergemeinden gibt, von denen jede eine typische Form des Konservativ-Seins verkörpert: die 1970 von Hansjoachim v. Rohr begründete und heute von dem Politologen Klaus Motschmann geleitete Zweimonatschrift *»Konservativ heute«* ist unter ihnen die populärste und für die traditionellen Formen des Konservatismus offenste; die von Caspar von Schrenck-Notzing seit 1970 herausgegebene andere Zeitmonatsschrift *»Criticón«* kann, ohne Ausschließlichkeit, als Heimstatt des »technokratischen Konservatismus« angesehen werden; weltanschaulich am geschlossensten wirkt die von Friedrich Georg Jünger patronierte Vierteljahresschrift *»Scheidewege«* (seit 1971), in der sich der scharf technikfeindliche Geist dieses jüngeren Bruders von Ernst Jünger ausprägt. Weiter wäre *»Junges Forum«* als intelligentestes Organ der Jungen Rechten zu nennen, und die *»Zeitbühne«* als eine seit Juni 1972 herausgegebene Einmann-Zeitschrift von William S. Schlamm.

Ich fürchte, daß Ihnen dieses Panorama der deutschen Rechten von heute reichlich zerklüftet vorkommt. Aber immerhin – die Zerklüftungen sind nicht einfach das Ergebnis von Cliquenbildungen. Sie weisen auf grundsätzliche Auseinandersetzungen hin. Wir haben sie bereits angedeutet. Im Grunde hängen sie alle mit der zentralen Problematik des Konservatismus zusammen: nämlich richtig abzugrenzen zwischen dem, was gleich bleibt, und dem, was sich verändert. Daß die Ideologienfreiheit als einzige Ideologie nicht genügt, wird den Konservativen allmählich klar. Aber soll die »Ideologie« oder »Idee«, die man

braucht, nur ein Teilstück des Weges erhellen oder soll sie eine Totalerklärung der Wirklichkeit versuchen? Es ist der alte Streit zwischen Barrès und Maurras, zwischen Carl Schmitt und Othmar Spann. Dann: reicht der Antikommunismus als Leitseil noch aus in einer wieder polyzentrisch gewordenen Welt, in der sich Washington, Moskau und Peking über die Köpfe der Kleineren hinweg zu verständigen drohen? Weiter: gab es vor Christus einen Konservatismus, wird es einen nach einem Verschwinden des Christentums geben? Oder anders formuliert: gibt es eine anima naturaliter conservativa? Dann eine nüchterne Frage: ist der Konservative mit der freien Marktwirtschaft verheiratet oder kann er auch Sozialist sein? Ist die technische Zivilisation unser Schicksal oder ist uns ein Bereich jenseits von ihr zugänglich, aus dem wir Kraft schöpfen können? Oder wiederum anders formuliert: haben diejenigen recht, die sagen, daß »*die* Natur« bloß die Erfindung eines maßlosen Schweizers war, daß die Welt des Menschen stets künstlich gewesen sei und jede Generation sich ihre »Natur« selbst habe schaffen müssen? Wozu noch mindere Probleme vorwiegend taktischer Art kommen. So etwa die Frage, wie man sich denen gegenüber verhalten soll, die ich die »Kerenskis der Kulturrevolution« nenne – also gegenüber jenen Liberalen, die aus Schreck über das von ihnen mit Angerichtete plötzlich ins konservative Vokabular verfallen, jene Steinbuch, Topitsch und restliche Szczesny. Soll man sich über diesen Zustrom von bisher von den Massenmedien gehätschelten Kulturstars freuen, oder soll man gegenüber solchen Saisongästen eher mißtrauisch sein?

Dies alles, lieber Freund, mag Ihnen in quasi stenographischer Abkürzung zeigen, womit man sich heute in der Bundesrepublik als »rechter« Publizist herumzuschlagen hat. (Wobei das schwierige Problem der praktischen Optionen in der parteipolitischen Arena zwischen Strauß, Barzel und Brandt noch gar nicht angerührt ist). Es soll Ihnen, mit der Bitte um Ihre Indulgenz, vorführen, welch anstrengendes Geschäft es zur Zeit ist, ein deutscher Konservativer zu sein.

Ihr Armin Mohler.

4. Die Kerenskis der Kulturrevolution

Mit der Desillusionierung des westdeutschen Publikums gegenüber der ursprünglich so euphorisch begrüßten sozialliberalen Koalition verstärkte sich insbesondere ab Mitte des Jahres 1973 die salonkonservative Welle. Das machte diese Anfang 1974 in »Criticón« erschienene Abgrenzung notwendig. Sie trug dort betont den Untertitel »Zur Invasion APO-geschädigter Liberaler ins konservative Lager«.

Den Konservativen von heute kann man wirklich nicht mehr den Vorwurf machen, sie seien diskussionsfeindlich. Fragt man sie etwa, ob Konservative eine Ideologie haben sollen oder wie man sich zur industriellen Gesellschaft zu verhalten habe, so suchen sie eine Antwort zu geben. Und das ist auch durchaus in Ordnung, denn es sind wesentliche Fragen, die eine Antwort verdienen. Allerdings gibt es eine Frage, die vor allen anderen Fragen beantwortet werden müßte. Aber gerade sie wird tabuiert. Stellt man sie in einem Kreis von Leuten, die sich für konservativ halten, so erregt man ein verlegenes Hüsteln, als habe man von der Leiche im Keller gesprochen. Diese Frage lautet: sind die Konservativen überhaupt noch konservativ?

In den Nachkriegsjahren war die konservative Zitadelle schon einmal in fremden Händen. Man erinnert sich der beiden Identifikationen, die damals so verwirrend wirkten und auf lange hinaus konservatives Denken wie konservatives Handeln blockierten. Die eine Identifikation war: konservativ = christlich. Die andere setzte die Konservativen mit dem »Establishment« gleich. Daß die Konservativen heute von diesen beiden Hypotheken befreit sind, ist nur zu einem geringen Teil ihr eigenes Verdienst. Daß niemand mehr die Christen mit den Konservativen verwechselt – dafür sorgte der muntere Auflösungsprozeß, in dem sich beide Kirchen befinden. Wie konservative Einzelgänger schon um 1950 diagnostizierten, sind die Kirchen heute zum wichtigsten Reservoir linker Impulse geworden. Und mit dem Establishment sind die Konservativen auch nicht mehr zu verwechseln, seit die Bourgeoisie entdeckt hat, wie gut linke Phrasen für die Verdauung sind. Kennzeich-

nend für die Lage ist die Schule: schon der Volksschüler stößt heute in der Lehrerschaft auf ein linkes Establishment, und das hat zur Zeit an den deutschen Schulen seine Folgen, über die der Konservative sich freuen kann.

Wie gesagt: die beiden Hypotheken sind abgebaut – und die Konservativen könnten sich nun eigentlich an die Lösung der ihnen gestellten Aufgaben machen. Diese Aufgaben sind massiert da; sie sind dringlich, und sie sind nicht leicht zu lösen. Aber inzwischen hat sich wieder jemand in die konservative Zitadelle geschlichen, der behauptet, konservativ zu sein – und wieder waren es naive Konservative selbst, die ihnen das Tor geöffnet haben. Wer sind die Eindringlinge diesmal? Es sind die Liberalen.

Was die Liberalen nach rechts treibt, weiß jeder: sie sind das eigentliche Opfer der Kulturrevolution. Und mit der feinen Witterung des Verfolgten spüren sie, daß sich unter dem Druck der Ereignisse in unserer Gesellschaft rechts von der Mitte ein Sympathie-Raum für Konservatives zu bilden beginnt. Von der Linken ist der Schmelz der schönen Versprechungen inzwischen abgeblättert, und es beginnt ihr wahres Gesicht auch für die Gutmeinendsten sichtbar zu werden. Das Kartenhaus der Liberalen ist unter dem ersten Anhauch der Kulturrevolution eingeknickt, es bedurfte dazu der Ölscheichs gar nicht mehr. Kein Wunder also, daß viele sich wieder dem so lange verächtlich behandelten Konservatismus zuzuwenden beginnen. Von diesem »Trend« möchten sich die so hart angeschlagenen Liberalen tragen lassen. Und mit der sublimen Selbstsucht der Gejagten möchten sie allein sich von ihm tragen lassen. Wie also trickst man die Konservativen am besten aus?

Es gibt dafür zwei Methoden. Die eine sei die Heigert-Methode genannt, weil sie unserer Erinnerung nach zum ersten Male von Hans Heigert in seiner »Süddeutschen Zeitung« praktiziert worden ist, und zwar auf dem Höhepunkt der Kulturrevolution. Man konnte damals überrascht einen Leitartikel Heigerts zur Kenntnis nehmen, in dem dieser a) an Burke (an wem denn sonst?) exemplifizierte, was konservativ sei, b) sich zu diesem Konservatismus bekannte und außerdem c) bedauernd feststellte, daß es außer Heigert weit und breit keinen solchen Konservativen mehr gebe. Das ist die Methode der tabula rasa. Die

andere Methode ist wirksamer, weil sie weniger solipsistisch ist und unmittelbar denunziatorisch vorgeht. Sie ist die Methode derer, die stets jemanden rechts von sich haben müssen, von dem sie ihre weiße Weste abheben können.

Wir möchten diese Methode die Besson-Methode nennen, weil der Politologe Waldemar Besson sie kurz vor seinem Tode drastisch vorgeführt hat. Dieser frenetische Konformist hatte ja etwas rührend Naives in seinem entschlossenen Einschwenken auf die jeweilige Konjunktur. Im »Monat« vom Oktober 1970 bekannte auch er sich unter dem Druck der Kulturrevolution zum Konservatismus, und zwar unter dem gleichen Stichwort wie Heigert. Sein Aufsatz trug nämlich den bezeichnenden Titel »Um einen deutschen Edmund Burke bittend«. Dort liest man: »Auch würde ich gern auf das Attribut ›konservativ‹ verzichten, weil ich mich ungern in der Nähe der X., Y. und Z. plazieren ließe, wo ich mich in der Tat nicht wohlfühle.« (Welche konkreten Konservativen Besson dort nannte, spielt hier keine Rolle.) Man muß sich den Vorgang bildlich vorstellen: ein »Zugereister« kommt in eine Stadt und findet, daß zunächst einmal deren Bewohner ausziehen sollten. Und schlimmer noch: er weiß nicht einmal, was in dieser Stadt vor sich geht. Besson fuhr nämlich im nächsten Satz fort: »Ich bin ja nicht so töricht zu glauben, man könne das neue Niveau der industriellen Zivilisation, das wir im technologischen Fortschritt erreicht haben, dadurch egalisieren, daß man ihr einen vorindustriellen Volks- oder Staatsbegriff entgegenstellt.« Daran läßt sich ablesen, daß Besson 1970 noch keine Ahnung hat, was bei den Konservativen seit etwa 1960 sich ereignet hat. Andere Zuzügler sind diskreter. Fast bei jedem von ihnen jedoch gehört zu den ersten Handlungen, im neu betretenen Raum eine Tür mit der Aufschrift »Ausgang für Faschisten« (oder: »... Pseudo-Konservative«, »... Nationalisten« usw.) anzubringen, durch die er die Einheimischen hinauszukomplimentieren sucht.

Die Lammsgeduld, mit der die Konservativen so mit sich umspringen lassen, ist erstaunlich. Ihre Wehrlosigkeit wurzelt wohl nicht allein in ihrer Einschüchterung durch einen angeblich unaufhaltsamen Trend der Weltgeschichte nach links. Sie schätzen auch die konkrete Situation falsch ein. Zunächst glauben viele von ihnen, daß ein gemeinsamer Feind (die Linke) schon

genüge, um die Konservativen und die Liberalen zu einer Einheit zusammenzuschweißen – oder zum mindesten die Konservativen und einen Teil der Liberalen. Es gibt nämlich nur wenige Konservative, die *nicht* der Meinung sind, man könne fein säuberlich zwischen guten Rechtsliberalen und bösen Linksliberalen scheiden. Hinzu kommen eine Reihe taktischer Erwägungen. Sind es nicht gerade die Renegaten, die jeweils die politischen Gewichte entscheidend verschieben? Ist es für die Konservativen nicht nützlich, wenn – beispielsweise – Männer wie Steinbuch und Topitsch zu ihnen stoßen, die bis vor kurzem noch Hätschelkinder der Massenmedien waren? Und es wird, als Argument, auf ein nicht abzustreitendes Faktum hingewiesen: daß beispielsweise ein Bestseller wie Steinbuchs »Kurskorrektur« auch anderen Büchern des Verlegers Seewald einen Weg in gewisse Buchhandlungen gebahnt habe, zu denen sie vorher keinen Zutritt hatten.

Schauen wir uns die Fälle Steinbuch und Topitsch einmal näher an – also die Fälle der beiden prominentesten Neo-Liberalkonservativen oder Konservativliberalen oder wie auch immer. Was die beiden Autoren gegen die Kulturrevolution sagen, ist zwar nicht neu, aber es stimmt. Und es hat seinen exotischen Reiz, weil es weitgehend noch in der Sprache der Kulturrevolution selbst gesagt ist, so daß man mit progressiver Geste Kritik am progressiven Geiste üben kann. (Das scheint insbesondere jungakademische Konservative zu faszinieren; die weiter greifende Sprache Nietzsches und seiner Folgen setzt existentiell mehr voraus.) Eines allerdings wird weder von Topitsch noch von Steinbuch ausgesprochen, und es ist wohl auch den beiden nicht in vollem Umfange bewußt: beide sind Väter der Kulturrevolution, von der sie sich nun erschreckt absetzen.

Einige Jahre vor der Kulturrevolution habe ich Steinbuch direkt gefragt: »Gibt es Ihrer Meinung nach etwas auf der Welt, was *nicht* quantifiziert werden kann?« Nach kurzem Überlegen erwiderte der durch seine Verherrlichung des Computers bekannt gewordene Professor: »Nein, das gibt es nicht.« Und aus seinen Büchern ist auch keine andere Antwort herauszulesen. Mit dieser Verwischung des Unterschiedes von Qualität und Quantität hat Steinbuch gerade das verneint, was die Größe des Menschen ausmacht, und er hat diese Sünde gegen den Geist bis

heute nicht widerrufen – weil sie ihm nämlich gar nicht bewußt geworden ist. Damit aber ist sein ganzer Abwehrkampf von heute nichts als ein Zetern gegen die Symptome eines von ihm selbst in Gang gesetzten Prozesses. Man nennt das einen Zauberlehrling. Ein solcher Zauberlehrling ist auch Ernst Topitsch, einst Soziologe in Heidelberg, der sich nun auf einen philosophischen Lehrstuhl im fernen Graz zurückgezogen hat. Doch da gilt es weiter auszuholen.

Allgemeine Aussagen über den Liberalismus haben wenig Sinn. Sinnvoll kann über ihn nur konkret, d. h. historisch gesprochen werden. Der Liberalismus hatte seine große Zeit im 19. Jahrhundert, als er dem aufsteigenden Großbürgertum als Waffe und Werkzeug diente. Die Waffe war damals relativ harmlos, weil rundherum die alten Strukturen noch standen und das Ganze zusammenhielten. Der Liberalismus war einfach das Werkzeug, mit dem man sich in die Führungspositionen hievte. In seinem Aufsatz »Der Konservative und die Freiheit« (in der »Zeitbühne« vom Dezember 1973) hat Gerd-Klaus Kaltenbrunner die Problematik des Liberalismus in vier treffende Sätze gerafft. Er schreibt dort über die »Voraussetzungen und Annahmen des ideologischen Liberalismus« folgendes: »Wir wissen inzwischen, daß sie, wenn überhaupt, nur lokal und temporär zutreffen; und daß die vom Liberalismus entfesselte Dynamik dazu treibt, ihren Wirklichkeitsgrad zunehmend zu vermindern. Der Liberalismus ist angewiesen auf institutionelle, ethische und schließlich auch ökologische Bestände, die er nicht geschaffen hat und nicht zu schaffen oder auch nur zu garantieren vermag. Die von ihm inspirierte Emanzipation von alten Autoritäten führte dazu, daß Raum frei wurde für neue Formen von Fremdbestimmung und Abhängigkeit, die wir weniger denn je kontrollieren können. Der Liberalismus verkannte, wie wenig rationale Diskussion fruchtet, wenn sie sich nicht im Rahmen eines ihr schon vorgegebenen und undiskutiert bleibenden Konsensus vollzieht.« Nun, das Werk Topitschs (des von Kaltenbrunner hochverehrten) ist eine einzige Überschätzung der rationalen Diskussion; sein einziger Inhalt ist die Zerstörung jenes »schon vorgegebenen und undiskutiert bleibenden Konsensus«, soweit er in unserer Gesellschaft noch vorhanden war. (Ein Kampf, der in Topitschs Formel von der »Leerformel«

gipfelte, die seither und durchaus folgerichtig zu einem Totschlagwort im Mund jedes linken Politruks geworden ist.)

Daß Topitsch auch den Marxismus kritisierte, entläßt ihn nicht aus der Verantwortung, mit seiner konsequenten Zerstörung jenes Konsensus einer der Urväter der Kulturrevolution zu sein. Und wie Steinbuch ist auch ihm diese Verantwortung gar nicht bewußt geworden. Er sieht nicht, daß die Protestlerhorden, gegen die er nun Artikel schreibt, von ihm selbst in Trab gesetzt worden sind. Man muß immer wieder die kuriose Feststellung machen, daß gerade sehr gescheite Leute nicht zu glauben scheinen, daß Gedanken, ihre Gedanken, sehr konkrete Folgen haben. Die Fälle Steinbuch und Topitsch – ähnlich gelagerte Fälle wären die von Horkheimer, Killy und anderer »konservativ« gewordener APO-Geschädigter – muß im Auge behalten, wer einen wirklichen Überblick über das geistespolitische Schlachtfeld von heute gewinnen will. Zu dieser Landschaft gehört die gedankenlose, unkritische Überschätzung des Liberalismus. Schuld daran ist in erster Linie, daß unsere Umerzieher das Beispiel des angelsächsischen Liberalismus mit seiner insularen Problemlosigkeit vor Augen hatten – oder, genauer gesagt dessen letzte, ferne Blüte: den Liberalismus der amerikanischen Patrizier an der US-Ostküste. Dieser »Liberalismus«, wie er in den von Privatpolizeien gehüteten Wohnburgen am (südlichen) Central-Park oder in der Park Avenue gepflegt wird, ist eine relativ folgenlose Angelegenheit; er bleibt eine Art Seelengymnastik für eine Führungsschicht, deren Selbstbewußtsein schon angekränkelt ist, in der man jedoch noch genau weiß, daß liberale Ideen eines und die Wirklichkeit etwas anderes ist. Man muß das einmal gesehen haben, wie unter Mobiles von Calder und Leinwänden von Rothko die neuesten Parolen von »New York Times« und »Washington Post« repetiert werden, während das zahlreiche (natürlich farbige) Dienstpersonal die Platten herumreicht. Und geht der Sohn des Hauses anschließend noch nach Greenwich Village »Revolution« machen, so bemerkt man gleich, daß eine Neger-Mammi zuvor säuberlich die Blue Jeans in Falten gelegt hat.

Liberalismus in Deutschland, und insbesondere im Deutschland von heute, ist etwas anderes. Hierzulande hat man Ideen von jeher ernst genommen. Was die Liberalen an Samen

streuen, wird von der Linken sogleich praktiziert, pervertiert und ad absurdum geführt ... Als mich, unter der letzten CDU-Regierung, ein hoher Bonner Funktionär zu einem »hearing« zitierte, sagte ich ihm, daß sich die Feinde dieses Staates alle auf das Grundgesetz berufen werden. Er hat mich wohl nicht verstanden. Vielleicht versteht er den Gedankengang jetzt, nachdem Staatssekretär a. D. Professor Hermann Lübbe zu den von ihm so heftig bekämpften Hessischen Rahmenrichtlinien feststellen mußte, daß man sie nicht als verfassungswidrig bezeichnen könne. Liberalismus ist ein Luxus, den man sich in windstillen Perioden oder auf Inseln wie der Schweiz leisten kann. In der deutschen Bürgerkriegslandschaft hat jede liberale Parole ihre unerbittliche linke Konsequenz. Daran ändert alles »Das hab ich nicht gewollt«-Gestammel der Kerenskis der Kulturrevolution nichts.

Aus dem Gesagten ziehe ich zwei Schlüsse. Erstens: es ist Vogel-Strauß-Politik, zwischen einem guten (Rechts-)Liberalismus und einem bösen (Links-)Liberalismus zu unterscheiden. Es ist damit wie mit der Schwangerschaft – man ist es entweder ganz oder gar nicht. Auch der Versuch Kaltenbrunners (in seinem zitierten Aufsatz), von dem durch ihn so klar und scharf erkannten Liberalismus nur die Ideologien über Bord zu werfen, seine Institutionen aber herüberzuretten, vermag mich nicht zu überzeugen. Den spezifisch liberalen Institutionen – angefangen bei der Schaffung einer »Repräsentanten«-Schicht, die jede Verbindung zum Volk verloren hat – verdanken wir doch gerade das Schlamassel, in dem wir stecken. Die Analyse dieser Institutionen durch Carl Schmitt und seine Schule sind zwar unbequem, aber sie dürften kaum zu widerlegen sein.

Der zweite Schluß betrifft die Frage der »Renegaten«. An sich habe ich nichts gegen Renegaten: schließlich bin ich selbst einer, denn ich komme von links, und zuweilen hänge ich sogar der subjektiven Meinung an, daß nur ein ehemaliger Linker ein richtiger Rechter werden könne. Aber Renegat ist nicht gleich Renegat: ich bin der Überzeugung, daß die Konservativen den von der Linken kommenden Renegaten das Tor weit öffnen, vor den liberalen Renegaten es jedoch versperren sollten. Warum? Der Linke hat sich die Finger verbrannt; er weiß, worum es geht. Der Liberale jedoch weiß nicht, daß er selber derjenige

ist, der das Feuer gelegt hat (wüßte er es, so wäre er ja ein Linker geworden). Der Linke bringt Methoden und Härte mit, die wir brauchen können. Der Liberale schleppt Bazillen und seine Unbelehrbarkeit mit ein. Um wieder die konkreten Beispiele Steinbuch und Topitsch zu zitieren: sobald der Druck der Kulturrevolution nachläßt, werden sie wieder ihre früheren Theorien entwickeln, und zwar solange, bis wir Kulturrevolution II auf dem Halse haben.

Dafür, daß die konservative Zitadelle schon ziemlich fest in liberaler Hand ist, gibt es ein untrügliches Zeichen. Hört man genau hin, welche Parolen heute aus dem angeblich konservativen Lager kommen, so übertönen zwei Wörter alle anderen: »Freiheit« und »Individuum«. Schlägt man »konservative« Literatur von heute auf, so wird dort in neun von zehn Fällen die Freiheit des Individuums zum höchsten oder gar zum alleinigen Wert. Es muß aber einmal gesagt werden, daß »Freiheit« und »Individuum« keine konservativen Inhalte sind. Wo »Freiheit« zum Programmpunkt wird, wächst jedesmal die Unfreiheit. Freiheit kann nie die programmatische Hauptsache sein; soweit sie etwas ist, was wir alle brauchen, ist sie die selbstverständliche *Beigabe* einer guten Politik. »Freiheit« als Programm ist ja etwas *Negatives* – es meint, daß man etwas Bestimmtes *nicht* will, sei es nun ein bestimmtes Wirtschaftssystem oder eine bestimmte Gesellschaftsordnung. »Freiheit« als Parole ist darüber hinaus stets ein Signal, daß die Demagogen im Anmarsch sind. Es kommt vielmehr darauf an, was man *positiv* will. Lassen sich die Konservativen von den Liberalen auf die Parolen von »Freiheit« und »Individuum« einengen, so rutschen sie zwangsläufig in die Rolle einer CDU. Einer CDU, die stets um eine Haltestelle hintendrein ist hinter einem Konkurrenten, der sich auf die emanzipatorische Rhetorik weit besser versteht – und der zudem über die Unbefangenheit verfügt, jenseits dieser Rhetorik und mit ganz anderen Mitteln all das suggestiv zum Schwingen zu bringen, was den Menschen *wirklich* bewegt.

Die erstaunlichen, wider alle Vernunft gehenden Erfolge der Linken in unserer Wohlstandsgesellschaft sind aus einem einzigen Punkt zu erklären: die Linke ist zur Zeit die einzige politische Kraft, die eine Bindung anzubieten hat. Und sie fürchtet nur eines: das Auftreten einer anderen politischen Kraft, die

es wagt, die von der Linken angebotene Bindung nicht nur als trügerisch und falsch zu bezeichnen, sondern an ihrer Stelle eine überzeugendere Bindung anzubieten. Daß sich seit vielen Jahren das propagandistische Trommelfeuer der Linken gegen eine solche Möglichkeit richtet, sollte eigentlich allein schon die Konservativen davon überzeugen, daß hier ihre große Aufgabe liegt. Nach den Nachkriegsverirrungen des Demutskonservatismus und des Gärtnerkonservatismus waren die Konservativen drauf und dran, an diese Aufgabe zu gehen. Aber nun erfüllen die Liberalen alle Ränge mit ihrem Geschwätz und drohen uns um Jahrzehnte zurückzuwerfen. Ein Satz braucht nicht deshalb falsch zu sein, weil Moeller van den Bruck ihn ausgesprochen hat. Ein Satz von Moeller van den Bruck, den die meisten großen Konservativen in dieser oder jener Form auch ausgesprochen haben, lautet: »Am Liberalismus gehen die Völker zu Grunde.«

5. Chicagoer Konferenz-Papier über den Gaullismus

Dieser Text hat seine Vorgeschichte. Seit 1960 habe ich den »Gaullismus« als die einzig sinnvolle Außenpolitik für Deutschland verfochten: nämlich als einzigen Weg, der totalen außenpolitischen Isolierung zu entrinnen. (In diese Isolierung ist die Bundesrepublik Deutschland inzwischen durch Adenauers Nachfolger manövriert worden.) Ich verfocht diese Konzeption in grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit Verfechtern der amerikanischen Hegemonie: so in »Christ und Welt« vom 26. April 1963 mit Giselher Wirsing, in der »Zeit« vom 28. August 1964 mit Marion Gräfin Dönhoff, in der Zeitschrift »Merkur« vom September 1964 mit François Bondy. Diese Beiträge sind in mein Buch »Was die Deutschen fürchten« (1965) eingearbeitet, das ja der Versuch des Programms eines deutschen Gaullismus ist. Drei Jahre später hatte ich dann nochmals eine unvermutete Gelegenheit, die Konzeption vor einem neuen Publikum zu vertreten: nämlich an der unter dem Motto »A New Basis for Atlantic Cooperation« durch das Adlai Stevenson Institute of International Affairs vom 9. bis 13. Januar 1968 veranstalteten Europäisch-Amerikanischen Konferenz in Chicago. Obwohl Frankreich mit einer stattlichen Delegation aus Gaullisten (Fanton, Catroux jun.) und Nichtgaullisten (Lecanuet) vertreten war, weigerte man sich, Frankreich eines der insgesamt neun (!) Conference Papers zuzugestehen. Die Leitung der Konferenz wurde dann überredet, das umstrittene Paper mir anzuvertrauen; es gelang, weil man sich im Adlai Stevenson Institute offensichtlich von einem »German writer« kein gaullistisches Papier vorstellen konnte. Von meinem (noch in Deutschland, also nicht unter »französischem Diktat« ge-

schriebenen) Text fiel allerdings die Einleitung unter den Tisch; man hielt sie wohl für eine unnötige europäische Komplikation.

Introduction

Es gibt drei verschiedene Arten von »Gaullismus«:

A. Im engsten und konkretesten Sinne bezeichnet »Gaullismus« natürlich nur die *von General de Gaulle persönlich* inspirierte Politik.

B. In einem etwas weiteren Sinne bezeichnet »Gaullismus« das, was in Frankreich nach einem Verschwinden de Gaulles als sein politisches Erbe zurückbleiben würde. De Gaulles Politik ist nicht bloß Produkt seiner Willkür; sie ist vielmehr ein response auf einen challenge sowohl in der französischen wie der internationalen Politik. Jeder andere Chef der französischen Politik – sei es nun Giscard d'Estaing oder Pompidou oder Mitterrand – stünde vor derselben Alternative: entweder de Gaulles Politik mit einigen Modifikationen weiterzuführen oder sein Land zum bloßen Satelliten einer Weltmacht werden zu lassen. (Vielen französischen Politikern ist durchaus bewußt, daß es für ihr Land bloß diese Alternative gibt; aus innenpolitischen Gründen – Kampf um die Nachfolge de Gaulles – sprechen sie es jedoch nicht offen aus.)
Es gibt also einen *französischen »Gaullismus ohne de Gaulle«*. In der Praxis würde er sich von der Politik des Generals wohl dadurch unterscheiden, daß er mit weniger »gloire« und auch mit weniger Konsequenz, dafür aber mit mehr Kompromissen durchgeführt würde.

C. Im weitesten Sinne bezeichnet »Gaullismus« eine politische Grundstimmung oder »Mentalität«, die sich auch außerhalb Frankreichs in fast allen europäischen Ländern findet. Dieser *»europäische Gaullismus«* ist in den verschiedenen Ländern von verschiedener Intensität und (kommunistische Staaten!) von verschiedener Bewegungsfreiheit. Diese weiteste Form des »Gaullismus« hat sich bisher weder in bestimmten Organisationen verkörpert noch zu einer festen Ideologie kristallisiert. Sie ist vielmehr bis heute eine diffuse, wenn auch wirksame Stimmung geblieben, die sich *quer* durch die politischen Organisationen und sozialen Gruppen hindurchzieht.

Es muß bei diesem »europäischen Gaullismus« unterschieden werden zwischen:

I. »Gaullismus« als Meinung über Außen- und Weltpolitik;
II. »Gaullismus« als »weltanschauliche« Abgrenzung gegenüber den USA.

Der *»außenpolitische Gaullismus«* läßt sich *rational* begründen.

Der *»weltanschauliche Gaullismus«* ist stark von *Affekten* bestimmt.

Es wird in diesem Conference Paper nur von diesen beiden Formen (der »außenpolitischen« und der »weltanschaulichen«) des *»europäischen* Gaullismus« die Rede sein. Auf die unter A und B genannten Formen des *französischen* Gaullismus wird *nicht* eingegangen.

Der Konferenz lag dann folgender Text vor:

I. FOREIGN POLICY GAULLISM

The *Cold War* began in *March 1947*: at that time, the USA with the Truman Doctrine, let go of the illusion that together with her war ally Russia she would peacefully administer the world. The *dismantling of the Cold War* commenced in *April 1955*: With the Bandung Conference powers of considerable significance entered the political scene for the first time, simultaneously opposing Washington *and* Moscow. Since then, world politics have been in a *process of change* which is not yet completed.

The aforementioned *»European Gaullism«* is in the European sphere the most striking *new* element brought about by this process of change. Wherever it appears it distintegrates the political structures which evolved during the Cold War.

This »European Gaullism« has existed only *since about 1960;* as it originated as a vague feeling, its first appearance cannot exactly be localized. It runs parallel to the *hitherto latest phase of French Gaullism,* that of the *Fifth Republic* (since 1958) and is influenced by it. It has *nothing* in common with the

two earlier phases of French Gaullism: neither with that of »Free France« (1940–1946) which was a collective anti-Hitler movement, nor with that of the »Rassemblement du Peuple Francais«/RPF (1947–1955), which was an anti-Communist movement of the Cold War and, therefore, was dissolved in 1955.

a) The Cold War was a State of Emergency

The Cold War (1947–1955) was a state of emergency inasmuch as we do not know of any other period from recent history during which the world in *time of peace* (or quasi-peace) and in comparable manner split up into two blocs, uniform in themselves (i. e. uniform in terms of power as well as ideology).

The Cold War is over, but, paradoxically, particularly those political concepts coined in this exceptional situation still exist to a surprisingly large extent. This is based upon two peculiarities of the Cold War: the *high pressure* created by it, and the *simplifications* created by it. The evolving new state of the world does *not* possess these peculiarities: the pressures have diminished, and the world has again become confusingly diversified and unintelligible. That is the reason why »Gaullism« – which would like to develop a political consciousness corresponding to the new world situation – until now has remained strong only in the emotional realm.

b) From Bloc-Dualism to Polycentrism (Alias Pluralism)

The development toward the new state of the world has been defined as a transition from *Bloc-Dualism* (Washington – Moscow) to a *Polycentrism.* It would be inaccurate to speak about »bloc pluralism«: The potential of the USA and USSR still surpasses anything else; only they can be called »blocs«. Aside from these two are two »potential blocs«: Red China (if it accomplishes industrialization) and Europe (if it achieves union). Beyond that, there are a number of »medium-sized units« of considerably lesser potential: India, for example, the Arabic world, Indonesia, Latin America, and others. One could, therefore, speak only of a *»pluralism of different great power structures«.*

This development can also be defined in simpler terms: the world has now become »*complicated*« again, after it had been divided into two homogenous halves during the Cold War.

It is known what led to this world development: it was Red China's split from Russian guardianship (this tension became openly visible for the first time during The Twentieth (20th) Party Congress in February 1956 in Moscow). A *chain reaction* ensued in the midst of which we still are. *Not only the East Bloc split up – the West Bloc also lost its unity.*

c) Changes in the Area of Power Politics

In the enumeration of changes in world politics, the changes in the area of pure »physical force«, the power politics must be named first.

1. *Diminution of Pressure*

During the Cold War, political energies concentrated upon one solitary channel, that between Moscow and Washington. The resultant pressure was enormous. The pressure diminished already with the formation of the triangle Moscow – Peking – Washington because of its distribution into three channels. The pressure diminished even further with the upcoming of additional poly centers (polycentrism).

2. *Cessation of the World Dividing Line*

During the Cold War, there was *a single* world dividing line that ran through Berlin, Indochine and Korea. Tension in Korea led automatically to tension in Berlin. This changed considerably already under the triangle Washington – Peking – Moscow: *Several* dividing lines exist now. The dividing line between Washington and Peking is not identical with that between Moscow and Washington. Tension in Indochine and peace in Berlin are possible today *side by side.*

3. *The New Latitude of Action*

During the Cold War, any spot on earth was equally important to both Washington and Moscow. Wherever one of the two retreated, the other would advance compulsorily. This has changed today: today Moscow and Washington no longer

oppose each other directly head on and eye to eye. They have stepped back a little in order to better observe from the corner of their eye third (Peking) and fourth powers.

This has created a *new range of action*. In the long run, not even world powers can be equally present all over the world. A world power can afford to release a given country from direct guardianship if the other world power also keeps a certain distance from that country.

For the *big* ones, this means a lessening of the immediate danger of explosion between each other. For the medium-size and small countries it means that they again have a certain limited freedom of (and a compelling need for) decision.

d) Changes in the Area of Ideological Discussion

The differentiation and complication that arose after the simplified conditions of the Cold War in the realm of power politics are still on the rise because of parallel changes in the ideological domain:

1. *Power Tensions and Ideological Tensions no longer coincide*

The acute danger of explosion was so great during the Cold War because ideological agitation increased the power tension: the power-political enemy was concurrently also the ideological enemy. The reciprocal agitation of power and ideology no longer exists today.

2. *There is Again a Classification of Enemies*

During the Cold War, the West was confronted with a closed Communist Bloc. It is something entirely different to be confronted with *two Communist powers that are in disagreement with each other*. To assume a purely ideological attitude toward these powers, i. e. practically to reject these two powers as enemies is a luxury one cannot afford in a world having again become pluralistic. Any Western power must rather ask itself which one of these two Communist powers, in terms of power, is its »enemy No. 1«, and which one its »enemy No. 2«. And it must attempt to pit »enemy No. 2« against »enemy No. 1«.

3. *Relativity of the Ideological*

Ideological contrasts, during the Cold War, were the decisive contrast because they coincided with the prevailing power contrasts. As soon as ideological and power oppositions no longer coincide, ideological oppositions become contrasts *among others*. In other words: *a legality peculiar to power politics* is again evolved. Beside continuing ideological contrasts, suddenly non-ideological contrasts, too, recover significance: *space* (geopolitics), *population pressure,* ethnic contrasts and others.

e) Nuclear Weapons do Not Alter the Transition to Pluralism

It has often been claimed that Cold War Bloc Dualism continues to exist today because the nuclear arms potential of the USA and USSR surpasses that of other nuclear arms possessors to such an extent that decisions continue to be a prerogative of Moscow and Washington. This argument, however, fails to see that »overkill« is politically irrelevant. After the outbreak of a general nuclear war there would be no more politics anyway. Political considerations are possible only up to the threshold of atomic war. But within this political arena, the »small« nuclear weapons as »self-defense weapons of the small countries« have significance absolutely because, in view of the unstable nuclear weapon balance, even they are capable of triggering off atomic war.

f) The USA as Inventor of Gaullism

American excitement about de Gaulle is somewhat artificial. One could question the subjective aspects of his policies. The objective aspect of his politics is invulnerable to Americans, because they invented these policies at a time when de Gaulle was still preoccupied with the liquidation of the French colonial empire: In *September 1959* in *Camp David.* At that time began the slow and probably intermittent reapproach of the USA to their war-time ally Russia.

Behind this re-approach is a sober consideration which no American president – not even a President Goldwater or Reagan – could ignore. In the ideologically determined Cold War, the Soviet Union was clearly an enemy of the USA. This chan-

ged with the process of ideology becoming selective. The USA must now again ask who, *in terms of power,* is their enemy No. 1. That can certainly not be Russia. It is no coincidence that there has never been a Russo-American war. In the only part of the world where the interest of Russia and the USA collided forcibly enough to let a war seem feasible, namely in East Asia, the Russians have been forced into the defensive by the Chinese. Under the present (and probably for some time to come effective) constellation only China can be the »enemy No. 1« of the USA.

For non-Communist Europe (and certainly also for the majority of Communist Europe's population), this is exactly the opposite: For Europe the Soviet Union is »enemy No. 1«. Fifty years from now, China will possibly be Europe's main enemy. In politics, however, one has to proceed from the concrete situation; and in the concrete situation actually that power is Europe's »enemy No. 1« that keeps half of Europe under colonial bondage.

Along with the policy of slow re-approach to Russia, the USA accepted the basic foreign policy view of Gaullism: *within the Western world, American and European interests are parallel only in the ideological domain, in the political area (i. e. power political) they are at least partially opposed.*

g) The European Trauma: »A New Yalta«

Most of the time, when two former opponents are reconciled, the bill has to be paid by a third party. Many Europeans fear that they will have to pay for the American-Russian reconciliation.

They believe that this »paying of the bill« will consist primarily is a *solidification of the status quo* (in the specifically German case: In the building of the Wall). The USA and USSR approach each other again because they recognized China as their »enemy No. 1«. *Europe,* therefore, becomes for them a *secondary theatre.* As both of them tend to concentrate on the *primary theatre* in East Asia, they do not wish to enter into disputes with each other in Europe. That, however, is best avoided through solidification of the status quo. It is striking that the Russians have not caused the Americans any difficulties in Ber-

lin for years. In this way, they thank the Americans for their acquiescence during the erection of the *Berlin Wall* (of which the Americans had been previously informed).

The tendency toward solidification of the status quo is obvious already in the fact that Moscow as well as Washington support in Europe only those »agreement« endeavours which attempt to commit their respective half of Europe to a satellite status *(Warsaw Pact, NATO, pressure for England's* admission to the European Common Market). In contrast, efforts for agreements which could change Europe into a structure possessing *self-determination* are being opposed by propaganda (effects against General *de Gaulle*).

The first great »Yalta« shock for Europeans was the *Moscow Pact of July 25, 1963*, regarding the atomic test ban, concluded by Moscow and Washington above the heads of their »allies«. The fears resulting therefrom are now being reinforced by the *nuclear non-proliferation pact*. In Gaullists' opinion, this pact would lead to a *Pax Russo-Americana* (Russo-American Peace) whose consequence would be not only the political but also the economical and technological subjugation of Europe to an American-Russian condominium.

French Gaullism is already a political reality. *European Gaullism is in the process of becoming a political reality in the dispute about the non-proliferation treaty.* In the long run, European Gaullism will establish contact with *all* powers who do not want to subjugate themselves to this pact, – even with Red China.

h) Restoration of Classical Power Politics

Gaullist politics are not *revolutionary*. It is rather the restoration of rules of classical politics as they have been valid for centuries, even milleniums. The exceptional situation of the Cold War appeared to have invalidated these rules. However, it merely hid them temporarily. In a situation that has once more become »complicated« (pluralistic) they again became visible to all. Three of these rules must be stated here:

1. *Politics Does not Correspond to Ideology and Ethics*

The Cold War was a State of Emergency inasmuch as ideology

and (power) politics for once coincided with one another. That this is no longer the case has already been mentioned. But this does not imply that politics could be conducted without consideration for ideology and ethics. On the contrary, a balance between political and moral or ideological demands must always be achieved. Neither the one, nor the other can completely be satisfied.

2. *Politics Does not Envisage long-term Planning*

Under the state of emergency of the Cold War, long-term planning seemed to be possible. It seemed as if world politics could evolve in only two directions: either the blocs dominated by Washington and Moscow would unite for the purpose of joint administration of the world, or they would plunge into a war of mutual annihilation. The *alternative »world state, or the end of the world« is outdated;* a third pathway to plurality has opened up.

Thus, politics has again become a step-by-step process in which always only the consequences of the very next step can be predicted to some extent.

(Example: A power T is confronted with six other powers U, V, W, X, Y, and Z. Each of the six other powers can react to any action of power T in one of three ways: agreeing, rejecting, or by being neutral. The number of possible combinations is already 3^6 (three to the sixth power) = 729. The formation of certain groups of combinations occuring in political reality results, of course, in simplifications. On the other hand, it is liable to complication in that, in political reality, »agreement«, »rejection«, and »neutrality« are not constant, but variable factors.)

3. *Politics does not envisage formulae*

During the Cold War, political decisions contained a certain automatic element: whenever a country decided for Moscow or Washington, everything else would follow automatically. Money as well as arms would automatically be supplied (the former with some degree of sparsity by one side), and decisions for the medium-sized and small countries were assumed anyway by the center in Moscow or Washington. This automatic

element is no longer present. For the mediumsized and small countries it no longer suffices to choose a certain policy, – they are again confronted with the problem that any policy can be administered either well or sadly. This has led to the political »malaise« of certain countries who had delegated their political decisions to their Big Brother for too long, and who now, faced with the approaching compelling need for decisions, do not feel comfortable (example: West Germany).

The three rules states here (others still could be mentioned), of course, are obvious, even banal. However, a result of the state of emergency of the Cold War was that no one realized the obvious.

i) European Gaullism in Foreign Policy is not »Anti-Americanism«

The foreign policy type of European Gaullism is *not* necessarily being promoted by anti-American feelings. Whoever resents the world politics conducted by the Americans since Camp David has not thought enough about world politics: *Washington has no choice but to conduct its policies the way it does.* Even General de Gaulle would have to do the same if he were the American president.

Cause for the Europeans »to be offended« will exist only if the Americans should fail to realize that the differentiation of American and European interests practically oblige Europeans to evolve into a political body with self-determination and its own policies.

Besides, American and European interests do not oppose each other *in all areas.* There are still enough areas of *coinciding interests,* and the *ideological* unison (with the differences to be mentioned under II) exists as before.

European Gaullism offers to *the Western world as a whole* the possibility *of playing on different pianos.* For instance, one can well imagine a situation in which American policies are so deadlocked somewhere in the world that Washington would welcome the mediating action of a more independent Europe.

II. GAULLISM AS WELTANSCHAUUNG

The *foreign policy* variant of »European Gaullism« is no source of anti-American feelings, – at least, it is not supposed to be one. It is different with regard to the ideological variations of »European Gaullism.« This variant is strongly promoted by *anti-American* feelings.

However, it should be stated right away that in the eyes of Europeans the USA tends to play the role of the *scapegoat*. Those emotions are strongly aimed against things which are basically *European exports* to the USA. And the same feelings which produce ideological Gaullism are also present in the heat of many an American. A considerable portion of it is *shadow boxing*. Ideological Gaullism is aimed against trends that may be dominant in the USA, but are also present in Europe.

a) Against Moralistic Sentiment in Politics

To the »Gaullist« feeling European, the American is a man who believes he can make politics on a purely moral level. This opinion is linked to the reproach of hyprocrisy: of course, the Americans would conduct power politics just like all the others, only they would hide behind a moral facade. This is how the image of the »ugly American« arose from which the European as the »skeptical sophisticate« tends to withdraw. The concept is: »The American is naive; he attempts to substitute missionary zeal for the political experience attainable only over centuries.«

This, no doubt, is the most primitive concept of anti-Americanism contained in the Gaullist world-view.

b) In Favor of the primacy of Politics

Somewhat more different, and probably also closer to reality is a parallel developed image of »the American«: according to this image, the American believes that any problem – even any *political* problem – can be solved *economically*. The Gaullist oriented European, by contrast, believes in the absolute primacy of politics, or, to be more exact: in the will to political decision.

Economics is the area in which we are concerned with more or less income. *Politics* is the area of to be or not to be. Accor-

ding to Gaullistic opinion, the American is not endowed with the ability to differentiate between these two areas. Regardless of how great the economical-technological potential may be, by itself it will not decide anything in politics. Only the political will is capable of using this potential for a definite political purpose. Any politically determined enemy is able effectively to offset this potential.

Example: Modern armies have to be so complicated that their organization could be mastered only by computers. For this reason, a misprogramming of relevant computers by political saboteurs could create a chaos comparable to that of a New York power failure. Thinking in purely economic terms has the disadvantage of not anticipating a *»crisis.«*

European Gaullists always point to *de Gaulle's France* as proof of the primacy of politics. Thanks to de Gaulle's determined political will, the France of the Fifth Republic occupies in the world a political role disproportionate to her relatively low economic and technological potential.

e) Against Egalitarianism, for Diversity

The contents of this third European image of the American is best depicted by a story repeatedly told by a German photographic specialist. This German, after 1945, was employed as a photographer with the American occupation forces. In this capacity, he was to take photographs of individual officers for an organization chart to be posted in the entrance of an American school. When he presented these photographs, certainly very good portraits, to the American commander, the latter knit his brow: »They look too different.« An American photographer had to take the photographs over again. Now they all looked alike. – Europeans always laugh at this story; Americans rarely do.

The American, according to this image, is a person without sense of the *individual*, the *diversified*. In contrast to this image, the European describes himself as one who is happy only among the particular, the uncommon. In the frame of this concept, the American becomes a *»mass person,«* even the embodiment of the new (neo-fascist) *totalitarian type.*

This image, too, has contributed much to the picture of the

»ugly American«: In this light, the American is a person who fails to see all that is truly American, and who has no comprehension for things that are not American. As proof it is pointed at the fact that Americans almost all over the world form American Ghettos and do not live with the native population.

Of course, there are still other »images« of anti-Americanism to be mentioned. These three, however, seem the most important.

These three »images«, of course, contradict each other *logically*. But that does not prevent them from being quite effective politically.

6. Außenpolitik der Vorleistungen

Die folgenden drei Beiträge sind nach der Bundestagswahl vom September 1969 und nach der Bildung der sozialliberalen Bundesregierung im »Bayernkurier« erschienen. Marcel Hepp (1936 bis 1970) gab damals als Chef dem Blatt einen mächtigen Schwung, der auch im Ausland aufmerksam verfolgt wurde. Der sozialliberalen Politik sollte eine Alternative entgegengestellt werden; die Politik der Opposition sollte nach Hepps Meinung mehr als bloß eine abgeschwächte Ausgabe der Regierungspolitik sein. Die drei Beiträge sind Proben aus einer Reihe von Artikeln, die dem Anspruch Marcel Hepps zu genügen suchten.

Man kann sich eine Regierungserklärung von Kanzler Brandt vorstellen, die eine gemeinsame Außenpolitik aller drei Bundestagsparteien möglich gemacht hätte. Dank seiner Vergangenheit und dank den Zuständen der Weltpublizistik hätte der neue Kanzler die volle Freiheit gehabt, ungefähr folgendes zu sagen: »Mit meiner Regierung haben in der Bundesrepublik die Kräfte des Fortschritts die Zügel in die Hand genommen – die Kräfte, die Faschismus und Reaktion immer bekämpft haben. Wir sprechen im Namen des Volkes, das nicht mit dem Hitlers identifiziert werden darf, und wir sprechen vor allem im Namen der Jugend, für die Hitler ferne Geschichte ist. In den ersten zwanzig Jahren der Bundesrepublik wurden den Siegermächten Vorleistungen über Vorleistungen zugestanden. Manche davon waren wohl unvermeidlich, andere wieder nicht. Wie dem auch sei: zwanzig Jahre Reparationen sind genug. Die Sieger von 1945 müssen nun den positiven Kräften in Deutschland die Hand reichen und den Deutschen helfen, eine normale Nation wie jede andere zu werden. Das nämlich wäre ein wirklicher Beitrag zum Frieden in Europa. Dazu gehört aber, daß die Deutschen sich politisch so verhalten dürfen wie die anderen Nationen. Dazu gehört beispielsweise, bei jeder Leistung fragen zu dürfen: was bekommen wir dafür? Eine moralische Schuld endlos in politische und materielle Sachleistungen umzumünzen, muß früher oder später unsere Jugend verbittern, die eben gerade wieder die Aufdeckung der Kriegsverbrechen anderer Nationen miter-

leben muß. Unsere Jugend, die keine Kriegsverbrechen begangen hat, will sich nicht ständig für etwas entschuldigen, was sie nicht getan hat. Wir tun deshalb den ersten Schritt zur Normalisierung und Entkrampfung der deutschen Außenpolitik, indem wir sagen: die Bundesregierung unterzeichnet den Atomsperrvertrag nur, wenn die Sowjetunion ausdrücklich auf eine Anwendung der Interventionsparagraphen der UN-Charta verzichtet, die die Deutschen zu Menschen zweiter Klasse stempeln. Dieser unser Schritt hat nichts mit ›Nationalismus‹ zu tun – im Gegenteil: er wird jedem Nationalismus in Deutschland den Boden entziehen ...«

Nun, wir wissen alle, daß weder Kanzler Brandt noch Außenminister Scheel eine solche Rede gehalten haben. Die neue Bundesregierung hat sich nicht zu einer solchen Mündigkeitserklärung für das deutsche Volk aufraffen können, das sie doch »in die Zukunft führen« will. So einfach scheint das also mit den Kräften des »Fortschritts« und des »Neuanfangs« *nicht* zu sein. Die neue Bundesregierung hat ihre Außenpolitik gleich mit massiven Vorleistungen begonnen. Diese Vorleistungen unterscheiden sich nicht nur *quantitativ* von denjenigen Adenauers (dort standen von der Gegenseite wenigstens so gewichtige Gegenleistungen wie Rückgabe der Selbstverwaltung, teilweise Rückgabe der Souveränität, Marshallplanhilfe usw. zu Buch). Auch *qualitativ* unterscheiden sich die Adenauerschen Vorleistungen eindeutig von denen der heutigen Regierung. Vorleistungen, die gleich nach dem Krieg, am Punkt Null, als Starthilfe für das neue Staatswesen geleistet wurden, sind zwangsläufig; die heutigen Vorleistungen kommen von seiten eines Staates, der sich zwanzig Jahre lang konsolidieren konnte und zum mindesten wirtschaftlich und finanziell wieder eine Großmacht geworden ist. Vor allem aber wußte Adenauer genau, in welcher Richtung er Vorleistungen machen konnte und in welcher nicht. Er machte sie *ausschließlich gegenüber den Westmächten.* Wir wollen aus den Westmächten keineswegs Engel machen; sie achten durchaus auf ihre Interessen und wissen sie mit ihren Ideologien in Einklang zu bringen. Aber gerade diese Ideologien sind es, die sie zu gewissen Rücksichten auf einen Staat nötigen, der sich so beweglich zu den gleichen Idealen bekannt hat. Ein totalitärer Staat hingegen wird Vorleistungen

stets nur als Schwächezeichen und als indirekte Aufforderung zum Nachstoßen verstehen – das sollte doch gerade ein ehemaliger Kommunist wie Herr Wehner genau wissen. Adenauer verhielt sich dementsprechend; seine geringen Gaben an die Sowjetunion, etwa die diplomatische Anerkennung, ließ er sich bar bezahlen (im genannten Falle durch die Rückkehr der Kriegsgefangenen). Er ist denn auch der bisher einzige Regierungschef der Bundesrepublik gewesen, der von den Sowjets respektiert worden ist.

Was die übereilten Vorleistungen an den Osten der Bundesregierung eingetragen haben, ist bekannt: es wurde ihr dafür vom Vatikan und ausgerechnet von Labour-England auf die Finger geklopft. Und natürlich fragt sich der Beobachter so vorschneller Aktionen, was denn um Himmels willen dahintersteckt. Natürlich fehlt es in der Bundesrepublik nicht an Leuten, die zur Erklärung an einer der gewohnten Verschwörungstheorien basteln: sie meinen, es würden damit Schulden aus Emigrationszeiten abbezahlt. So unter dem Ladentisch wird einem schon eine ganze Literatur dieser primitiven Art angeboten. Die Welt ist jedoch wesentlich komplizierter. Wir sind fest davon überzeugt, daß Kanzler Brandt und sein Außenminister ihre Vorleistungspolitik besten Willens und im Glauben unternommen haben, damit das Beste für Deutschland zu tun. Mit anderen Worten: Sie glauben wirklich, daß Bekundungen guten Willens sich politisch bezahlen.

In diesem Glauben steckt die Vorstellung, daß sich das, was im deutschen Nachkrieg geschah, einfach umdrehen ließe: wurde dort moralische Schuld in materielle Strafe umgesetzt, so soll also nun umgekehrt gutes Betragen in harte politische Münze umgewandelt werden. Dagegen meldet sich beim Rückblick auf einige Jahrtausende Weltgeschichte einige Skepsis – zumal das Reich Gottes auf Erden noch nicht errichtet ist. Gewiß mußte die reine Machtpolitik scheitern. Die reine Moralpolitik ist aber der genau gleiche Unsinn: auch sie setzt einen einzelnen Faktor der doch so sehr gemischten Wirklichkeit absolut. Ein wirklicher Staatsmann – wir hatten einen in Konrad Adenauer, dessen von Professor Kallmann gemaltes Porträt im Palais Schaumburg inzwischen abgehängt worden ist –, ein wirklicher Staatsmann weiß, daß der pure »Machiavellismus« (den Machiavell

gar nicht gepredigt hat) sich nicht auszahlt; ebensosehr weiß er aber auch, daß das Moralische angesichts der Unvollkommenheit des Menschen einer sehr engen Einbettung in harte Realitäten bedarf, um nicht ständig vom Stärkeren mißbraucht zu werden.

Die Gratwanderung zwischen dem Abgrund der bloßen Macht und dem der Ohnmacht war immer mühsam und penibel – wie überhaupt das Geschäft des Staatsmannes kein leichter Beruf ist. Es sollte niemand zu ihm drängen, der sich mit Patentlösungen behelfen will. Man wird bei der gegenwärtigen deutschen Außenpolitik das unbehagliche Gefühl nicht los, daß ihre derzeitig Verantwortlichen sich sagen: Wenn wir vom politischen hohen Seil stürzen, so fallen wir eben ins schwedische Wohlstandsbett. Deutschland liegt jedoch woanders auf dem Globus.

7. Breschnew-Doktrin für die Bundesrepublik Deutschland

Man braucht kaum mehr Aufklärungsarbeit über den Moskauer Vertrag zu betreiben. Das besorgen die zahlreichen Herren mit Namen auf -ow, die zur Zeit die Bundesrepublik bereisen, viel rasanter und wirkungsvoller. Sie werden von Akademie zu Verband und von Verband zu Party weitergereicht. Sie gleiten auf den Wogen eines von ihren Gastgebern sekretierten euphorischen Konformismus sanft durchs Wirtschaftswunderland. Das scheint sie in gute, ja übermütige Laune zu versetzen: zum Schrecken unserer Meinungsgouvernanten, die möchten, daß wir gewisse Dinge nicht zu früh erfahren, lassen die Popows und Schukows die rote Katze am laufenden Band aus dem Sack. Wer gleich nach dem 12. August behauptete, der Vertrag schließe eine Wiedervereinigung, außer im Gefängnis, aus, der wurde als Miesmacher behandelt. Wer gleich nach der Unterzeichnung durch den Kanzler feststellte, daß der Vertrag eine Änderung jeglicher Grenze auch auf friedlichem Wege unmöglich macht und damit allen Hoffnungen auf eine europäische Integration ein Ende bereitet, der galt als Brunnenvergifter. Heute braucht man sich solche Abstempelungen nicht mehr gefallen zu lassen. Man kann darauf hinweisen, daß die genannten Herren beides ausdrücklich bestätigt haben. Und wir möchten den Bonner Propagandisten sehen, der die Herren Popow und Schukow der antisowjetischen Agitation bezichtigt!

Sollen wir nun warten, bis die Herren auch noch den dicksten Hund aufscheuchen, der in den trügerisch allgemeinen Vertragsartikeln versteckt ist? Die eine Pfote hat er schon vorgestreckt. Wie sagte doch Popow? »Die Sowjetunion verzichtet auf Intervention, wenn in der Bundesrepublik nichts geschieht, was den Frieden gefährdet.« Ich nehme mir die Freiheit, darin eine Bestätigung meiner am 12. August im Fernsehen aufgestellten These zu sehen, daß der Moskauer Vertrag ein »Ja« der gegenwärtigen Bundesregierung zur Ausdehnung der Breschnew-Doktrin auf die Bundesrepublik darstellt. Dafür bin ich übel beschimpft worden. Angesichts der Unverfrorenheit, mit der die Sowjets noch vor der Ratifizierung mit ihrem deutschen Vertragspartner umspringen, hat sich auch in diesem Punkte die

Atmosphäre bereits merklich verändert. Man bekommt nur noch zu hören, das sei »eine pessimistische Deutung« des Vertrags, *soo* schlimm brauche es nicht zu kommen. Die einzige Sorge der Sowjets sei, den Status quo zu verfestigen. Man müsse eben die »wirkliche Lage« in Europa anerkennen und nicht Dinge in den Vertrag hineinlesen, die dort nicht drin stünden. Und womit man im übrigen die Sowjets nur auf Gedanken bringe, auf die sie vielleicht erst durch solche Verdächtigungen kämen.

Eine solche Version beleidigt nicht nur die Sowjetrussen, die sich bekanntlich alle Konsequenzen genau überlegen, ehe sie einen Zug auf dem politischen Schachbrett tun. Sie zeigt auch, wenn man sie ausgerechnet von einem Vertreter des Auswärtigen Amtes zu hören bekommt, mit welchem Dilettantismus heute in Bonn Außenpolitik betrieben wird. Man kann sicher sein, daß die Sowjets sich auch den harmlos scheinendsten Vertragstext genau überlegen und wissen, was sich aus ihm machen läßt. Wenn Willy Brandt vor der Reise zur Unterzeichnung in Moskau gesagt hat, bei einem Vertrag komme es darauf an, was man aus ihm mache, so hat er nur übersehen, daß Moskau am längeren Hebel sitzt und stets *seine* Interpretation durchsetzen kann. Und man kann versichert sein, daß der Kreml alles daran setzen wird, um den Vertrag zu einem Instrument der Durchführung genau dieser Breschnew-Doktrin zu machen, auf die zur Zeit seine ganze Außenpolitik ausgerichtet ist.

Wir haben den Kernsatz des Vertrages bereits zitiert: es ist die bereits im ersten Artikel stehende Versicherung der beiden Vertragspartner, von der in Europa »bestehenden wirklichen Lage« auszugehen. Ein solcher Satz scheint völlig harmlos zu sein und einfach die Anerkennung des Status quo zu beinhalten. Wer das glaubt, übersieht, daß der Partner am längeren Hebel den dialektischen Materialismus zu seiner Leitlinie gemacht hat. Der dialektische Materialismus aber hat einen durchaus dynamischen »Wirklichkeits«-Begriff: getreu nach Stammvater Hegel ist für ihn wirklich nur, was vernünftig ist. Ein politischer Zustand, wie wir ihn in der Bundesrepublik haben, ist für ihn kein Status quo, der zu wahren ist; er ist vielmehr ein »Unzustand«, den es eigentlich gar nicht geben kann, weil er von der Geschichte längst überholt sei. Es muß also schleunigst auch bei uns die »wirkliche Lage« hergestellt werden – nämlich die La-

ge, in der wir uns nach dem unfehlbaren Kalender des angeblichen »Fortschritts« längst befinden sollten. Wer diese Auslegung für übertrieben hält, der höre sich einmal einen Ostsender an oder nehme das »Neue Deutschland« zur Hand: da wird ihm in aller wünschenswerten Deutlichkeit erklärt, daß wir ein bösartiger Anachronismus sind, welcher der Menschheit den Weg zum Glück blockiert. Mit Chruschtschows Politik der »friedlichen Koexistenz«, während der sich der durch Moskau geführte Kommunismus auf seine Hälfte der Erde zu beschränken schien, ist es vorbei. Der Anspruch des Kommunismus ist unter Breschnew wieder universal geworden (schon der chinesischen Konkurrenz wegen, die man überspielen muß). Dieser Kommunismus will wieder stellvertretend auch für uns handeln, er fühlt sich auch für unser Glück verantwortlich. Seit dem 23. Parteitag vom März/April 1966 ist der »proletarisch-sozialistische Internationalismus« wieder das oberste Ziel. Und das Instrument zur Erreichung dieses Zieles ist die Breschnew-Doktrin.

Wir entnehmen die Definition der Breschnew-Doktrin vorsichtigerweise einem unter Aufsicht der gegenwärtigen Bundesregierung stehenden Organ für staatsbürgerliche Bildung, dem »Parlament« vom 26. September: »Die sozialistischen Staaten sind nur beschränkt souverän: Sie dürfen die Rechte eines souveränen Staates untereinander nur insoweit in Anspruch nehmen, als sie damit nicht gegen die den nationalen Interessen übergeordneten Interessen der ›sozialistischen Gemeinschaft‹ und der weltweiten Revolutionsbewegung verstoßen. Die sozialistischen Staaten haben nur ein beschränktes Selbstbestimmungsrecht: es kann nicht die Loslösung von der ›sozialistischen Staatengemeinschaft‹ und die Entscheidung für eine blockungebundene Position zum Inhalt haben, da ein solcher Schritt den *Grundinteressen* dieses Staates selbst und den Interessen der anderen sozialistischen Länder abträglich sein würde.« Soweit der Ostspezialist des Regierungsorgans.

Das Muster ist vertraut. Wir alle kennen die Leute, die uns unsere freie Entscheidung nehmen möchten, weil sie angeblich unsere eigenen »Grundinteressen« (welches Wort!) besser kennen als wir selber. Die Breschnew-Doktrin ist dasselbe, bloß auf das Verhältnis der Staaten untereinander übertragen. Moskau

nimmt in Anspruch, dort im Interesse der ganzen Menschheit einzugreifen, wo es seine Interessen ausdehnen möchte. Was das Interesse der Menschheit ist, bestimmt nämlich derjenige, welcher sich mit dem Gang der Welt nach der Vorstellung des dialektischen Materialismus identifiziert, keineswegs wir »Revanchisten« und »Reaktionäre« diesseits der Mauer, die wir uns gegen den »Fortschritt« hin zum totalitären Zwangsstaat wehren und damit, laut Moskauer Version, gegen den »Frieden« sind. Oder wie es das »Parlament« formuliert: nach der Breschnew-Doktrin ist »auch das Völkerrecht den Gesetzen des Klassenkampfes unterworfen«. Und man vergesse nicht, daß diese Doktrin ausdrücklich auch außerhalb des Warschauer-Paktes gilt.

Im übrigen hat die Anwendung der Breschnew-Doktrin auf die Bundesrepublik bereits mit massiven Einmischungen in unsere Innenpolitik begonnen. Der Moskauer Vertragspartner nimmt sich heraus, in unserer pluralistischen Gesellschaft nach weißen und schwarzen Schafen zu scheiden. Zunächst werden die Vertriebenenverbände zu Feinden des »Friedens« erklärt. Sind sie mit Hilfe einer willfährigen Bundesregierung einmal ausgeschaltet, so kommen andere dran. Und es läßt sich eine Situation denken, in der ein Wahlsieg der Opposition zu einem Interventionsgrund für Moskau wird, getreu dem Popowschen Satz: »Die Sowjetunion verzichtet auf Intervention, wenn in der Bundesrepublik nichts geschieht, was den Frieden gefährdet.« Doch braucht es nicht so weit zu kommen. Die Interventionsdrohung kann ihre Wirkung schon beim Gang zur Wahlurne tun: der verängstigte Bundesbürger wagt dann gar nicht mehr eine Partei zu wählen, die in Moskau keine gute Note hat. Der Moskauer Vertrag würde so zu einem neuen Ermächtigungsgesetz, das praktisch die derzeitige Bundesregierung unabsetzbar macht. Das wäre Wasser auf die Mühle derjenigen, die ohnehin behaupten, daß der Moskauer Vertrag die Außenpolitik nur zum Vorwand habe – seine insgeheime Zielsetzung sei innenpolitisch. Wobei kaum betont zu werden braucht, daß die deutsche, nicht die russische Innenpolitik gemeint ist.

8. Der Weg nach Peking

Die gegenwärtige Bundesregierung zehrt von dem Ruf, revolutionäre Wege zu gehen. Das Revolutionäre ist zu einem Wert an sich geworden – man fragt kaum mehr, *wozu* denn umgewälzt werden soll. Aber gehen wir einmal davon aus, daß revolutionäres Verhalten prinzipiell etwas Gutes sei. Ist denn die Brandt-Scheelsche Außenpolitik revolutionär? Nun, diese Außenpolitik gipfelt im Pakt mit Moskau, der in der Geschichte der Diplomatie ein absolutes Unikum sein dürfte: wir kennen kein anderes Vertragswerk der Weltgeschichte, das so wie dieser Pakt zum einzigen Inhalt hat, den Status quo (die »wirkliche Lage« des Artikels 1) als unveränderlich zu erklären und jede Veränderung, auch die nicht gewaltsame, von vornherein auszuschließen. Das bedeutet nicht nur ein endgültiges Abschreiben aller verlorenen Gebiete und ein Abschreiben jeder Wiedervereinigung – es ist auch der Verzicht auf jede europäische Integration. »Revolutionär« ist an diesem Vertrag alleine, daß er mit der implizite in ihm enthaltenen Anerkennung der Breschnew-Doktrin (die ominöse »wirkliche Lage«!) auch für die Bundesrepublik und Westeuropa der Revolution der andern Seite Tür und Tor öffnet.

Kann es denn aber für die Bundesrepublik überhaupt eine revolutionäre Außenpolitik geben? Es wäre gewiß das klügste gewesen, es beim bisherigen außenpolitischen Status der Bundesrepublik zu belassen, der ja nicht unmittelbar bedroht war und zu dessen Aufgabe die Bundesregierung nicht dringlich genötigt wurde (es sei denn von Herrn Bahr). Dieser bisherige Status war nicht ideal, aber er hatte zum mindesten den Vorteil, daß die übrig gebliebenen außenpolitischen Rechtstitel Deutschlands nicht auf Vorschuß, ohne Gegenleistung verschenkt wurden. Und vor allem hatte er einen unschätzbaren Vorzug, den der Bundesbürger erst ganz allmählich zu entdecken beginnt: auf Grund des Londoner Schuldenabkommens (das nun dank des Moskauer Paktes ein dickes Leck hat) war bis auf weiteres jede Zahlung von weiteren Reparationen an West und Ost ausgeschlossen. Der Moskauer Pakt jedoch hat Bahn gebrochen für nicht endende Reparationszahlungen der Bundesrepublik, die mit der Gießkanne die Millionen und Milliarden nach Osten

und dann natürlich auch nach Westen auszuschütten haben wird und daran früher oder später wirtschaftlich zugrunde geht. Zahlungen übrigens, die nichts am politischen Klima gegenüber der Bundesrepublik ändern werden, weil ja jede positive Veränderung dieses Klimas die DM-Gießkanne verstopfen würde. Wir fragen nochmals: was ist »revolutionär« an einer solchen Außenpolitik? Revolution ist sie nur in dem Sinne, den das Wort »Revolution« heute allein noch hat: daß man zu etwas genötigt wird, was man nicht haben möchte. Revolution hatte aber einmal einen anderen Sinn. Für unsere Großväter noch hatte es den Sinn einer Befreiung; davon zehrt das Wort bis heute. Und der deutsche Normalverbraucher von heute weiß recht genau, wovon er befreit werden möchte: er hat es satt, ein »negativ privilegiertes« Volk zu sein (der Ausdruck stammt von Max Weber, nicht von F. J. Strauß); er möchte einer normalen Nation wie jede andere angehören. Eine revolutionäre Außenpolitik wäre eine Politik, die diese Normalisierung durchführt – nichts anderes.

Die Regierung Brandt schien alle Chancen zu haben, eine solche revolutionäre Außenpolitik durchzuführen. Wenn Willy Brandt nach seiner Wahl sagte, jetzt habe Adolf Hitler endgültig den Krieg verloren, so haben viele seiner Mitbürger das nicht so aufgefaßt, daß nun jeder Deutsche erst recht zur Kasse gebeten werde, um noch einmal und noch mehr für Hitler zu bezahlen. Mit dem Regierungsantritt der Regierung Brandt-Scheel verknüpfte sich vielmehr für viele Deutsche, gerade etwa in der Wählerschaft der FDP, die Hoffnung, daß der unbelastete Kanzler nun die ihm sich bietende Chance ergreife, einen dicken Strich unter eine üble Vergangenheit zu ziehen und von vorne anzufangen. War das, ist das eine Utopie? Eine wirklich revolutionäre Außenpolitik – das kann man zum mindesten in Gedanken durchspielen. Es ist nicht so, daß es für einen einfallsreichen und mutigen – für einen »revolutionären« Außenminister in Bonn keinen Spielraum mehr gäbe.

Wichtig wäre allerdings dazu, ein neues Element in die Außenpolitik einzuführen, nämlich einen neuen Partner. Nur das vermag den festgefahrenen Karren wieder flott zu machen. Und dieser neue Partner müßte gut ausgesucht sein. Dahomey

oder Chile tun's nicht; er müßte schon Gewicht in der Weltpolitik haben. Er müßte ein Partner sein, der nichts gegenüber Deutschland aufzurechnen hat – oder doch nur Dinge, die so weit zurückliegen, daß sie nicht mehr zählen. Er müßte mit den wichtigsten bisherigen (und durchaus im Spiel bleibenden) Partnern der Bundesrepublik nicht zu viel gemein haben, um im Falle einer Meinungsverschiedenheit auch mal den Standpunkt der Bundesrepublik vertreten zu können. Er dürfte auch nicht saturiert sein, ja es wäre sogar gut, wenn er auch einigen mit Gewalt abgetrennten Gebieten nachzutrauern hätte – das hätte ja den Vorteil, daß er nie jener sublimen Heuchelei eines allzu guten Gewissens verfallen würde, welche die »Haves« so gerne gegenüber den »Havenots« herauskehren. Welche Ideologie bei diesem präsumtiven Partner zu Hause herrscht, wäre nicht so wichtig, da er ohnehin in etwas fernerer Distanz zu finden ist. Wesentlich ist nur, daß er des öftern schon gezeigt hat, daß er zwischen Außenpolitik und Ideologie durchaus zu unterscheiden weiß.

Wir sind vom Konjunktiv in den Indikativ zurückgefallen, weil es natürlich nur einen möglichen Partner gibt, auf den das alles zutrifft: China. Und zwar wohlverstanden nicht Taiwan, sondern *Rotchina.* Es mag nicht gerade der richtige Moment scheinen, mit der Vorstellung eines rotchinesischen Botschafters in Bonn zu spielen. Eben hat Peking über sein europäisches Sprachrohr Tirana gewettert, im deutsch-sowjetischen Pakt habe die UdSSR nichts Geringeres getan als die DDR an die BRD zu verraten. Das erinnert bedenklich an die Rapallo-Rübe, mit der die Propagandisten dieses Paktes auf der deutschen Rechten Esel einzufangen suchten. Nun hat sich Rotchina nicht immer so verhalten. Die Zeit liegt nicht so weit zurück, in der sich Peking sogar der F.A.Z. bediente, um mitzuteilen, daß man sehr gerne nach Bonn käme. Und es sah damals so aus, als wäre die Volksrepublik China sogar bereit, ihre in Ost-Berlin befindlichen Büros auf die andere Seite der Mauer, nach West-Berlin, zu verlegen. Noch bei der Regierungsbildung des letzten Herbstes in Bonn war ein deutliches Einhalten der rotchinesischen Propaganda-Maschinerie zu verspüren. Erst als sichtbar wurde, daß die Regierung Brandt-Scheel sich zu einer gehorsamen statt

einer revolutionären Außenpolitik entschlossen hatte, verfiel man in Peking wieder in die gewohnten Schablonen – nämlich die für die innerkommunistischen Auseinandersetzungen bestimmten. Und die Herren Rotchinas verstehen zu viel von Politik, als daß sie nicht, wenn es sich lohnt, von einem Tag auf den andern wieder umschalten könnten.

Würde sich aber für die Bundesrepublik ein rotchinesischer Botschafter in Bonn lohnen? Wäre das nur ein bloßer Prestige-Erfolg, der eine allfällige Veränderung bei den bisherigen Partnern nicht aufwiegen würde? Man rufe sich die letzte Bundespräsidentenwahl in Berlin in Erinnerung. Da ja die Gefahr bestand, daß ein CDU-Kandidat gewählt werden könnte, wurde in Moskau und von Ulbricht recht scharf gegen diese »Provokation« einer solchen Wahl in Berlin gesprochen. Und man bereitete sich drüben auf einen heißen Empfang für die Bundesversammlung vor. Aber dann blieb der Wahlakt bekanntlich zur Überraschung aller völlig ungestört. Nicht einmal der Motor eines einzigen roten Flugzeuges war über der Halle zu hören. Was war geschehen? Nun, am Tag zuvor waren auf der andern Seite des Globus, am Ussuri, ein paar Schüsse gefallen. Und sie waren nicht zufällig gerade an diesem Tage gefallen. Moskau, das so laut getönt hatte, man werde ja sehen, was geschehe – dieses Moskau sollte vor der Welt das Gesicht verlieren ... Wir erinnern an diese Geschichte nicht wegen des Ineinanders von angeblicher Provokation und ausgebliebener Gegen-Provokation wegen der fernöstlichen Gegen-Gegen-Provokation. Wir haben die Geschichte nur erzählt, um zu zeigen, daß diplomatische Beziehungen mit Peking nicht bloß eine Formalität wären, die nichts einbringt.

Revolutionäre Außenpolitik ist nicht eine Außenpolitik der Provokationen. Gerade in der Situation der Bundesrepublik müßte ein bundesrepublikanischer Außenminister unnötige Provokationen vermeiden. Revolutionäre Außenpolitik heißt auch nicht spektakuläre Außenpolitik. Man darf sich das Auftreten eines rotchinesischen Botschafters in Bonn nicht zu sensationell vorstellen. Er würde freundlich lächeln, und auch die Vertreter anderer Länder würden freundlich, wenn auch etwas bemüht lächeln. Und alles wäre um eine – allerdings entscheidende – Nuance anders. Doch Schluß mit dem Gedankenspiel!

An einen Bonner Abstecher Tschu-En-Lais auf seiner *bevorstehenden Europa-Reise* wagen wir gar nicht zu denken. *Vielleicht* ist ein solcher Abstecher im deutsch-*russischen Pakt* auch *irgendwo* verboten.

9. Buhmann Frankreich

Diese letzte Variation des gaullistischen Themas wurde im Sommer 1973 unter dem Eindruck der durch alle deutschen Parteien gehenden antifranzösischen Stimmung geschrieben. Im Gegensatz zum Beginn der sechziger Jahre war es diesmal nicht möglich, eine solche nicht konforme Meinung einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Nachdem alle Versuche gescheitert waren, eine »diplomatische« Fassung dieses Textes in einer großen Zeitung unterzubringen, wurde diese Klartext-Fassung in »Criticón« veröffentlicht.

Wenn es darum geht, den Franzosen eine schlechte Note im Europa-Betragen auszustellen, ist sich das politische Deutschland von links bis rechts einig. Wenn es gilt, sich über den Nationalismus der Franzosen aufzuregen, so kann sich auch die Bundesregierung mit der fatalsten Außenpolitik auf eine Front der »nationalen Einheit« stützen. Die Europa-Politik zeigt, wie so mancher andere Bereich der Politik, daß die CDU bloß eine etwas weniger konsequente SPD ist. Über den roten Hosen von 1870/71 verliert der CDU-Mann gleich die roten Fahnen von 1973 aus dem Blick. Er vergißt, was Konrad Adenauer – leider die einzige staatsmännische Begabung innerhalb der CDU – nüchtern eingesehen und mit der ihm eigenen Sturheit zur Richtschnur seiner Politik gemacht hatte: daß Deutschlands Weg zurück in die politische Realität über Paris führt. Daß das auch heute noch so ist, machte der Trauerchor der westdeutschen »Politiker« und Publizisten vom Juli/August dieses Jahres über Frankreichs angebliche Europa-Sabotage schmerzlich bewußt.

Es ist kennzeichnend, daß es während des antifranzösischen Lamentos von diesem Sommer nicht mehr möglich war, in der großen »meinungsbildenden« Presse der Bundesrepublik (von Rundfunk/Fernsehen reden wir schon gar nicht) anders als antifranzösisch zu schreiben. Ein Ventil waren höchstens noch Leserbriefe – und das Echo, das ein in der FAZ am 10. August veröffentlichter Brief von Hervé Lavenir, dem Präsidenten des »Centre d'Etudes et d'Action Européennes« in Paris, hatte, ließ aufhorchen.

Ehe ich daran gehe, den französischen Standpunkt in der Europa-Politik klarzustellen, *der mehr als nur der französische Standpunkt ist,* müssen zwei Mißverständnisse ausgeräumt werden. Das erste besteht darin, das heroische Zeitalter der Robert Schuman, Alcide de Gasperi und Konrad Adenauer absolut zu setzen. Das, was diese drei bedeutenden Männer zusammen aufbauten, war die »Vorgeschichte« von Europa. *Die Europa-Politik der fünfziger Jahre wickelte sich in einer Ausnahmesituation ab.* »Europa« war damals nur Mittel für ganz andere Zwecke. Man erinnert sich noch, wie die Deutschen damals die »besten Europäer« waren: der Weg nach Europa war für sie ja der Ausweg aus allen Nöten, aus derjenigen der schwierig gewordenen nationalen Identifikation, aus der eines geschlagenen und besetzten Landes und aus vielem anderen mehr. Es war damals wirklich kein besonderes Verdienst, als Deutscher »Europäer« zu sein. Und es lag auch keine besondere Bosheit darin, daß die Franzosen damals am meisten zögerten auf dem Weg nach Europa: sie hatten ja, obwohl nur als Trittbrettfahrer der Großen ins Siegerlager gelangt, keine Schwierigkeiten nationalen Selbstverständnisses, und ihr großes außereuropäisches Kolonialreich bestand damals noch. Bei Frankreich wurde deshalb auch am deutlichsten spürbar, was damals in der Europa-Konzeption *aller* Nachbarn Deutschlands mitschwang: für sie war Europa zunächst und in erster Linie der Laufstall, der die Deutschen, die man doch wieder brauchte, daran hindern sollte, »von neuem Dummheiten zu machen«.

Das alles hat sich seither abgeschwächt: in der Bundesrepublik ist nicht mehr automatisch alles sakrosankt, was sich das Adjektiv »europäisch« zulegt; die Nachbarn haben gegenüber Deutschland nolens volens den ausschließlichen Gouvernanten-Standpunkt aufgegeben. Es sind allerdings aus dieser »Vorgeschichte« noch gewisse Stimmungs-Stereotypen geblieben. So sieht der Deutsche sich immer noch in der Rolle des europäischen Musterschülers und den Franzosen in der Rolle des Europa-Saboteurs, unabhängig von dem, was seither geschehen ist. Diese Stereotypen sind jedoch anachronistisch, weil das der Katastrophe von 1944/1945 entsprungene Pathos »Schaffen wir eine neue Welt« sich an den Verhandlungstischen von Brüssel und Luxemburg längst totgelaufen hat. Gegen das Musterknaben-

gehabe richtet sich diese Frage von Lavenir (der lange Beamter der Europäischen Gemeinschaft gewesen ist): »Wer ist europäischer: die Franzosen, die die gemeinsamen und zum Teil europäischen Programme ›Concorde‹, ›Airbus‹, ›Jaguar‹, ›Alpha-Jet‹, ›Transall‹, ›Mercure‹ etc. aufgestellt haben, oder die Käufer von ›Boeings‹ oder ›Starfighters‹? Und was hätte man in diesem Zusammenhang in der Presse – der deutschen, der europäischen – nicht alles lesen können, wenn der 148. oder 158. Jäger der Luftwaffe, der abgestürzt ist, ein ›Mirage‹ gewesen wäre? Man hätte nicht so lange gewartet, um den Kauf amerikanischer Flugzeuge zu verlangen.« Es sollte wirklich nicht immer nur vom Agrarmarkt gesprochen werden.

Das zweite Mißverständnis hat seine Wurzeln in dem deutschen Unvermögen, das französische Verständnis der Politik zu begreifen. Der Franzose liebt zwar die großen Worte, die »idées générales« (und »généreuses«!) durchaus, er weiß sie zu genießen und zu plakatieren – aber er wird nie der Meinung sein, er könne die politische Wirklichkeit nach ihnen gestalten. Er läßt sie allenfalls als vage Leitlinien gelten, nicht mehr. Dahinter steckt, nie offen ausgesprochen, subkutan stets verspürbar, die *Annahme einer Eigengesetzlichkeit des Politischen.* Diese Eigengesetzlichkeit war von Sun Tze bis de Gaulle für politisch begabte Völker selbstverständlich. Für die Deutschen, die in ihrem Denken alles mit allem zu verschränken lieben, ist sie nur selten nachvollziehbar. Es geht dem Deutschen gewaltig gegen den Strich, sich zeitweise mit einem Gebiet unter Absehen von den Nachbargebieten zu beschäftigen – obwohl das der einzige Weg ist, der Wirklichkeit beizukommen. Wenn diese Lehre von der Eigengesetzlichkeit der Politik wenigstens kodifiziert, systematisiert wäre! Es liegt nun aber in der Natur der Sache »Politik«, daß man sich nur aphoristisch über sie äußern kann, nicht systematisch. Was hier in der Folge als »Leitsätze der französischen Europa-Politik« vorgetragen wird, ist eine von uns aus der konkreten französischen Politik abgeleitete Abstraktion; ausgesprochen werden diese Sätze von Franzosen nur, sofern sie von dem Konsensus der zwischen San Francisco und Stockholm veröffentlichten Meinung nicht zu sehr abweichen. (Wir zitieren Lavenir, weil er etwas mehr ausspricht als

ein normaler Franzose; er war wohl in der europäischen Bürokratie zu viel mit Deutschen und Holländern zusammen.)

Eines sei, als Letztes, noch betont: es wird hier von der französischen, nicht der gaullistischen Europa-Politik gesprochen. Auch jede nichtgaullistische französische Regierung würde diese Politik durchführen. Von den Kommunisten braucht hier nicht gesprochen werden: sie sind immer noch von Moskau ferngesteuert, und so lange sie das sind, werden sie keine Wahl gewinnen. Was sich um Mitterrand gruppiert, ist jedoch ernst zu nehmen, da dieser Politiker zwar keinen Charakter und keine Ideologie hat, aber über politische Sensibilität wie wenig andere verfügt. In den letzten Wochen hat Mitterrand deutlich durchblicken lassen, daß er keine andere Europa-Politik (und sogar keine andere Wehrpolitik!) als Pompidou führen würde, und er hat des Präsidenten Ball einer Einheitsfront gegen den Imperialismus des Dollars geschickt aufgefangen. Sein Unterführer Hernu, einer der wichtigsten Drähtezieher in der »Sozialistischen Partei« (und so wenig ein Sozialist wie Mitterrand selber), konnte es sich leisten, deutlicher zu werden. Der pazifischen Anti-Atombomben-Kampagne von Servan-Schreiber (auch einer, der keine Wahl gewinnen wird) trat er mit dem Satz entgegen, vielleicht brauche man einmal die Bombe zur Verteidigung eines sozialistischen Frankreich. –

Die 10 Leitsätze der französischen Europa-Politik

1. *»Europa« gibt es nicht.* In der Geistesgeschichte kann man vielleicht »*das* Europa« rekonstruieren. In der Politik gibt es nur Europas. Der naiven deutschen Frage »Willst du Europa?« ist mit der Gegenfrage zu begegnen: »Welches Europa willst Du? Das von Herrn Bahr? Das von Dr. Kissinger? Oder das von Herrn Mansholt?« Auf anderer Ebene: »Willst Du ein unabhängiges Europa? Oder willst du ein Europa mit außereuropäischer Gouvernante?« Politik beschäftigt sich mit konkreten Situationen; Allgemeinheiten haben in ihr nichts zu suchen.

2. *Europa und Nation sind kein Gegensatz.* Man wird Mühe haben, dem Franzosen beizubringen, daß er seine Eigenart abbauen müsse, um ein guter Europäer zu sein. Nicht nur de

Gaulle liebte »le Volapük« nicht, die Angleichung im Vakuum. (Daß allerdings die Franzosen immer noch die Bretonen, die Occitanier und die Elsässer gleichzuschalten suchen, steht auf einem andern Blatt.)

3. *Auf ideologische Übereinstimmung ist kein Verlaß.* Es ist schön, wenn man sich mit jemandem in ideologischer Übereinstimmung befindet, aber bauen sollte man darauf nicht. Politische Sachzwänge können stärker sein als ideologische Optionen. Nixon und Breschnew sind genötigt, sich miteinander zu verständigen. Allerdings verstehen sie sich untereinander wohl auch besser als mit Pompidou. Ähnliche Lebensart wiegt schon schwerer als ideologische Übereinstimmungen. Für den Franzosen ist der Russe ein unterentwickelter Amerikaner; die bedrohlichere Nähe der Sowjetunion wird für ihn ausgeglichen durch die »Selbstsucht des Dollars« und die rapide Ausbreitung des American way of life. Doch damit sind wir schon beim nächsten Leitsatz.

4. *Weder Rußland noch Amerika gehören zu Europa.* Die Interessen der USA und der UdSSR prallen nirgends unversöhnlich aufeinander; das legt ihnen nahe, sich auf Kosten Dritter – der Europäer – zu verständigen. Verstärkt wird dieses französische Mißtrauen durch die Kissinger-Diplomatie, die ein Zusammenspiel von Washington, Moskau und Peking auf Kosten der Mittleren und Kleinen zu erreichen sucht (und damit Frankreich der durch de Gaulle erworbenen chinesischen Trumpfkarte beraubt). Gerade, weil Frankreich ein Europa als eigenständige Kraft für notwendig hält, sieht es in jeder stärkeren Einmischung der UdSSR *oder* der USA (oder gar beider zusammen) einen Schritt weg von diesem Ziele. Lavenir sagt das so: »Ist es Frankreich, das antieuropäisch ist, oder sind gewisse Europäer antifranzösisch? Frankreich will ein unabhängiges Europa, weder russisch noch amerikanisch. Ist das anti-europäisch?«

5. *Ein »partnerschaftliches Europa« ist eine Augenwischerei.* Dieser Leitsatz wird naturgemäß am meisten sekretiert. Aber man wird keinem Franzosen weismachen können, daß Europa »partnerschaftlich« am grünen Tisch entstehen wird. Jeder Zusammenschluß zu einer größeren Einheit setzt eine Führungsmacht voraus. Das war nicht nur bei der deutschen und italie-

nischen Einigung so, sondern selbst bei der Schweizerischen »Eidgenossenschaft«: was dort Preußen und Savoyen waren, das war hier Bern; alles andere ist schöner Mythos. Europa braucht zu seiner Schaffung eine Hegemonialmacht. Dafür kommen nur drei Mächte in Frage: England, Deutschland, Frankreich. England scheidet aus, weil die Engländer selber noch nicht wissen, ob sie Europäer sind, und weil die Europäer nicht wissen, ob die Engländer halbe Amerikaner sind. Bei Deutschland sind schon vier Gründe für sein Ausscheiden zu nennen: erstens ist es gespalten, zweitens hat es keine Hauptstadt, drittens ist es nicht souverän (vgl. 8. Leitsatz), viertens gab es mal Hitler. Also bleibt nur Frankreich.

6. *Die einzig mögliche Hegemonialmacht ist Frankreich.* Hier geben wir am besten unmittelbar Monsieur Lavenir das Wort: »Wenn man also die Karte von Westeuropa betrachtet, sieht man dort Frankreich – oder besser gesagt: Frankreich als Scheideweg – zwischen drei Meeren, an der Kreuzung der Wege von Deutschland nach Spanien und von Großbritannien nach Italien, als das eigentliche Zentrum Westeuropas. Es ist mehr als das: es stellt mit der größten Landmasse und der geringsten Bevölkerungsdichte die Raumreserve des Gemeinsamen Marktes dar. Und zwar einen zukunftsreichen Raum: es sind nicht nur allein die Franzosen, sondern auch die Amerikaner, so jene des Hudson Institute, die in Frankreich das Land der Zukunft in Europa sehen, mit der jüngsten Bevölkerung des Kontinents und der höchsten Produktivitätswachstumsrate in der Welt. Über die Geographie und Wirtschaft hinaus wäre noch zu sagen: Frankreich ist die eigentliche Synthese – nach dem Engländer Huxley – der ethnischen und kulturellen Bestandteile Westeuropas. Als das germanischste der lateinischen Länder oder das romanischste der germanischen Länder setzt sich das Gallien von heute aus Rassen und Völkergruppen zusammen, deren Verschmelzung – und gleichzeitiges Fortbestehen – im Innern ein und derselben Nation eine gewisse Andeutung des zukünftigen Europa darstellen könnte ... Das Zentrum oder das Herz Europas ist nicht Brüssel oder Amsterdam, nicht Dublin oder Kopenhagen, noch Rom oder Madrid. Nicht einmal Bonn, liebe deutsche Freunde ... Sind sie wirklich europäisch, diese kleinlichen Streitereien um die Aufrechterhaltung oder

Niederlassung europäischer Institutionen in Luxemburg oder Brüssel, Städten, die niemals die geringste Anziehungskraft und Ausstrahlung auf Europa ausüben, dessen große Metropole, ob man will oder nicht, Paris ist?« (Wir belassen es bei diesen Argumenten, obwohl es noch andere gibt.)

7. *Die Deutschen streben eine Stellvertreter-Hegemonie an.* Die deutsche These »Keine französische Hegemonie, sondern partnerschaftliches Europa« gilt in Frankreich, entsprechend dem 5. Leitsatz, als typisch deutsche, idealistische Augenwischerei. Aus französischer Sicht gibt es nur diese Alternative: wenn nicht französische Hegemonie – wessen Hegemonie dann? Um konkret zu werden: die Franzosen befürchten, daß die Deutschen – wohl wissend, daß sie zur Zeit aus eigenen Kräften zur Hegemonie nicht imstande sind – eine Art von Ersatz-Hegemonie als treuer Stellvertreter für einen Größeren anstreben. Seit der Gründung der Bundesrepublik argwöhnt man in Paris, daß Westdeutschland sich als übereifriger Hilfswilliger einer außereuropäischen Macht eine Sonderstellung unter den europäischen Mächten zu schaffen suche. Und wie man zu Zeiten Erhards und Kiesingers Bonn vorwarf, die emsig gespielte Rolle eines »europäischen Musterschülers« sei in Wirklichkeit die eines amerikanischen Erfüllungsgehilfen, so wird nun dem Bonn Willy Brandts und Egon Bahrs dasselbe im Zusammenhang mit der Sowjetunion vorgeworfen. Aus der französischen Presse von links bis rechts ließe sich dafür eine anschauliche Blütenlese zusammenstellen, und de Gaulles Ausspruch über Erhard »Wenn die Amerikaner von ihm verlangen würden, er solle seine Füße grün anstreichen, so würde er es tun« stehen heute in ganz Paris kolportierte ähnliche Aussprüche der Führungsspitze über Brandt und Breschnew gegenüber. Man ist in Frankreich geneigt, in der deutschen Kampagne gegen den französischen »Nationalismus« ein Diversionsmanöver zu sehen, das von der nationalen Würdelosigkeit der deutschen Führungsschicht ablenken solle. Deutschland sei ein unsicherer Partner, weil ihm eine normale Selbstsicherheit abgehe. Lavenir zu diesem Thema: »Die beste Art, die Franzosen ›europäischer‹ werden zu lassen, besteht vielleicht darin, zuerst gewisse Europäer weniger antifranzösisch, weniger amerikanisch zu machen und sie schließlich wahre Europäer sein zu lassen.«

8. *Souverän ist, wer über die Atombombe verfügt.* Hinter all dem bisher Ausgeführten steht der Primat des Politischen, an dem die Franzosen nie gezweifelt haben und auch heute, von Pompidou bis Mitterrand, nicht zweifeln. Zum Primat des Politischen gehört aber auch, daß man den Ernstfall – wann es nämlich nicht mehr um ein Mehr oder Weniger geht, sondern um Sein oder Nichtsein – nicht ausschließen darf. Entgegen allem Spott über das »Bömbchen« wissen die Franzosen, daß eine kleine Bombe besser ist als keine. Bei Lavenir gibt es die aufschlußreiche Randbemerkung über Frankreichs »vollständige militärische Souveränität – die weder die Deutschen noch die Italiener haben«. Und selbstverständlich denkt kein französischer Staatschef (auch ein nichtgaullistischer nicht) daran, einem andern einen Finger am Abzug einzuräumen. Das ist schon technisch unmöglich angesichts der minimalen Entscheidungsspannen, die der Nuklearkrieg offen läßt. Auch hier ist das französische Raisonnement entwaffnend nüchtern: *Eine* europäische Macht muß eine Atombombe haben, um einen Angriff auf Europa zum mindesten zum Risiko zu machen. Nur drei Mächte kommen dafür in Frage: England, die Bundesrepublik, Frankreich. Die Engländer haben ihre Bombe eingemottet und vertrauen offensichtlich auf den amerikanischen Atomschirm (was erneut Zweifel am »europäischen« Charakter Englands weckt). Würde die Bundesrepublik an den Aufbau einer Nuklearmacht gehen, so hätte das schon in den Anfangsstadien die sofortige Intervention Rußlands (unter dem Segen Amerikas) zur Folge. Bleibt also nur die französische Bombe, die bereits vorhanden ist, die außerdem von den andern Atommächten, wenn auch brummig, akzeptiert wurde und von der niemand im Ernst annimmt, daß sie je offensiv verwendet werden könnte.

9. *Die einzig mögliche Alternative zur französischen Hegemonie ist ein französisch-britisches Kondominium.* Zum Wesen des Politischen gehört, daß man durchaus den Weg A für richtig halten kann und doch gleichzeitig den Weg B sondiert, den man einschlagen könnte, falls Weg A blockiert wird. Alles-oder-Nichts-Standpunkte sind unpolitisch. Die antiangelsächsischen Ressentiments des Generals de Gaulle saßen bekanntlich tief – darum machte er den Westdeutschen jenes Angebot einer Ju-

niorpartnerschaft, das törichte CDU-Leute zusammen mit Moskaus Vorhut ablehnen zu müssen meinten. Heute, unter Pompidou (und wiederum: wohl auch unter Mitterrand), steht Frankreich auf dem Standpunkt »wenn schon, dann England«. Zwar bestehen immer noch erhebliche Zweifel daran, ob die Engländer sich wirklich für Europa entschieden haben oder bloß einen Fuß zwischen der Tür haben möchten. In Paris baut man auf den englischen Realismus. Das Vorstoßen der Sowjetunion nach Europa hinein, durch die von Brandt und Bahr geschaffene Bresche, habe Frankreich und England Seite an Seite gedrängt und sollte den Engländern die Freude am altgewohnten Schaukelspiel (mal mit Bonn gegen Paris, mal umgekehrt) austreiben. Haben Ministerien in Paris und London nicht schon vor dem EWG-Beitritt Englands begonnen, ganze Equipen von Ministerialbeamten zum Eingewöhnen monatelang auszutauschen? Pompidou und Heath scheinen sich gut zu verstehen: von der starren Anglophobie des Generals ist bei seinem geschmeidigeren Nachfolger nichts geblieben; Heath und Pompidou verbindet, daß beide sich durch glänzende Studien aus bescheidenen Verhältnissen hochgearbeitet haben und beide skeptische Konservative sind. Hingegen gibt es keinen einzigen deutschen Politiker, der ein irgendwie persönlich zu nennendes Verhältnis zu Pompidou hätte. Die SPD pflegte die Beziehungen zu Mitterrand und Genossen, die CDU mit ihrem gewohnten außenpolitischen Spürsinn hatte ausgerechnet Pompidous glücklosen Gegenkandidaten Poher hofiert ... Das mag anekdotisch erscheinen, aber in Schwebelagen kann Persönliches den Ausschlag geben.

10. *Der Nachbar meines Feindes ist mein Freund.* Zum Schluß sei daran erinnert, daß Frankreich in seinem politischen Realismus nur konsequent bleibt, wenn es sich an diesen uralten Satz der Politik hält. Natürlich braucht es die USA und die UdSSR nicht gerade als »Feinde« zu betrachten; sicher aber sind ihm diese beiden Mächte »raumfremde« Mächte, deren Interessen sich mit denen Europas nicht decken. Das hat de Gaulle dazu geführt, die Türe zu Rotchina zu öffnen, das steckt hinter der französischen Araber-Politik: wer auch immer auf der Welt sich dem amerikanisch-russischen Kondominium entziehen will, ist Frankreichs Freund. Und der eigentliche Feind der französi-

schen Außenpolitik ist ein Dr. Kissinger, der nicht nur die Spannungen zwischen Washington und Moskau, sondern auch die zwischen Washington und Peking abbauen will.

Abschließend zu allen zehn Leitsätzen möchten wir noch einen anderen Franzosen zitieren, der als Kolumnist des regierungsnahen Nachrichtenmagazines »Le Point« durchaus repräsentativ ist. Es handelt sich um Philippe de Saint-Robert, der dort am 30. Juli, also nach Chiracs berühmtem Interview, über den Gebrauch schrieb, »den die Deutschen seit dem Ende des letzten Krieges konstant von Europa gemacht haben. Europa diente ihnen bloß dazu, Deutschland eine neue politische Jungfräulichkeit zu verschaffen, nachdem sie diese erst auf den Schlachtfeldern und dann in den Vernichtungslagern verspielt hatten. Bloß einige französische Politiker, unerschütterliche Schüler Briands, waren dumm genug, an dieses christlichdemokratische Europa mit seinen triefenden Idealen zu glauben. Sie glaubten allen Ernstes, die Deutschen würden die Freundschaft mit Frankreich wählen statt sich den Amerikanern zu unterwerfen als Vorübung zur großen Unterwerfung unter die Russen.« Und Saint-Robert zieht folgenden Schluß: »Dem unaufhörlichen deutschen Werden stellt Frankreich – ob es nun gaullistisch oder sozialistisch ist (oder beides zusammen–) mit Recht das entgegen, was es an Dauer im Sein (de permanence dans l'être) aufzuweisen hat. Und dann jene Grandeur, die uns nicht isoliert, weil sie gerade das ist, was uns von den andern unterscheidet.« Das läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Schlußbemerkungen des Interpreten

Der Schreibende hat sich bemüht, die französische Europa-Politik in ihren Grundzügen darzustellen – so wie sie sich, hinter den bloßen Deklamationen, aus den Aktionen und gelegentlichem Aus-der-Küche-Plaudern erschließen läßt. Es kommt nun die unvermeidliche Frage: Sind Sie für oder gegen diese Politik? Ideal ist sie für die Deutschen gewiß nicht. Ich bin kein grundsätzlicher Frankophiler, der aus Prinzip alles gut findet, was aus Frankreich kommt. In den acht Jahren, die ich in Frankreich gelebt habe – von Dien-Bien-Phu bis zu den Barrikaden von

Algier –, habe ich zwar viel gelernt, Entscheidendes gelernt, aber auch die Franzosen kennengelernt. In der Politik kann man sich immer nur für das kleinste Übel entscheiden. Vorläufig gibt es keine deutsche Außenpolitik. In der Isolierung, in welche die Bundesrepublik durch die drei Nachfolger Adenauers geführt worden ist, bleibt nur die nüchterne Feststellung, daß die skizzierte Europa-Politik von den zur Zeit angebotenen für die Bundesrepublik (und für die Deutschen überhaupt) die annehmbarste ist.

10. Die Aufgabe

Das Bündnis mit Frankreich, von dem hier so viel die Rede ist, ist ein notwendiges Mittel zur Verwirklichung der für Deutschland einzig möglichen und deshalb richtigen Politik. Ein Endzweck ist dieses Bündnis natürlich nicht. Die Aufgabe ist immer noch dieselbe, über die ich im Sommer 1969 in der Zeitung »Student« unter der Überschrift »Zwanzig Jahre Bundesrepublik« geschrieben habe.

Die Bundesrepublik Deutschland kann in diesem Jahr gleich zweimal ihren zwanzigsten Geburtstag feiern: im Mai denjenigen ihres Grundgesetzes, im September denjenigen ihrer Gründung. Daß die Verfassung eines Staates seiner politischen Schöpfung vorausging, war eine Ausnahmesituation. Die natürliche Reihenfolge der beiden Ereignisse konnte umgedreht werden, weil drei der Siegermächte das Experiment gegen die vierte abschirmten. Wohl die meisten »Bundesrepublikaner« haben den Ausnahmecharakter jener Umkehrung aus dem Bewußtsein verdrängt; sie glauben noch heute, daß die Verkündung guter Absichten sozusagen automatisch angenehme politische Folgen habe.

Inzwischen ist jedoch längst der politische Alltag wieder eingekehrt. Die Bundesrepublik ist nicht mehr der wichtigste Verbündete der einen Weltmacht gegen die andere. Wieviel sich geändert hat, zeigte sich dieses Frühjahr, als die beiden Giganten in nordkoreanischen Gewässern gemeinsam Jagd auf Bösewichte machten, die Flugzeuge abschießen. Und der eine Gigant stößt beim andern auf keinen Widerstand mehr, wenn er das unwichtig gewordene »Westdeutschland« an die Kette des

Atomsperrvertrages legen will (der ja in erster Linie für die Bundesrepublik ausgedacht wurde).

Der zwanzigste Geburtstag der Bundesrepublik spielt sich darum nicht mehr im gleichen günstigen Klima ab wie frühere Geburtstage. Hier scheiden sich die Geister: die einen nehmen das zur Kenntnis, die andern nicht. Die einen wollen den paradiesischen Ausnahmezustand von einst in die Gegenwart zurückzwingen, indem sie noch einmal beschwörend deutsche Bravheit und Selbstverneinung demonstrieren: sie wollen freiwillig den Atomsperrvertrag unterschreiben, obwohl die neue amerikanische Regierung die Bundesrepublik dazu wenigstens nicht nötigen will. (Nur die Franzosen möchten das seit etwa einem Jahr – aber das scheint die notorischen Selbstkasteier unter den Deutschen, die doch sonst so wilde Antigaullisten sind, nicht zu stören.) Die andern aber beginnen sich zu überlegen, was einen Staat ausmacht, der außerhalb der Retorte, in der rauhen Wirklichkeit bestehen will. (Wobei die »rauhe Wirklichkeit« nicht zuletzt in der traurigen Tatsache besteht, daß jenes »geeinte Europa«, das solche Einzelstaaten überflüssig machen sollte, längst wieder in der Truhe der frommen Wünsche abgelegt wurde – und zwar nicht nur bei den Franzosen.)

Daß die Bundesrepublik ein bloßes »Provisorium« sei, kann heute niemand mehr ernstlich behaupten. Zwanzig Jahre gemeinsamer Geschichte haben einen beachtlichen Bestand gemeinsamer Gewohnheiten geschaffen. Und solche gemeinsame Gewohnheiten sind zum mindesten mehr an politischer Realität als unverbindliche Wunschträume oder als das bloß noch routinemäßige Festhalten an Rechtstiteln. Sind solche Gewohnheiten aber die einzige politische Realität? Oder, deutlicher gefragt: Ist die Bundesrepublik das schicksalhafte Schrumpfprodukt der deutschen Geschichte, mit dem man sich ein für allemal abzufinden hat, oder ist sie vielmehr der harte Kern, aus dem in veränderter Situation wieder eine größere politische Einheit entstehen kann, in der sich alle zusammenfinden, die sich als Deutsche fühlen? (Oder, wichtiger noch, die als Deutsche verfolgt oder zum mindesten beargwöhnt werden.)

In unserem heutigen politischen Klima gilt es als unanständig, diese Frage noch zu stellen. Sie »stört im Konsum«. Es ist jedoch nicht Frivolität, wenn ich sie hier doch stelle. Früher

oder später (eher das erstere) wird diese Frage wesentlich brutaler von den Ereignissen selbst gestellt werden. Und jeder Bundesrepublikaner wird dann merken, daß auch eine mittlere Macht wie die Bundesrepublik sich nicht auf den Zehenspitzen aus der Geschichte davonschleichen kann. Eine rein wirtschaftliche Existenz ist nämlich gar nicht möglich. Daß wirtschaftliche Kraft sich in politische Kraft umsetzt, hat ja die internationale Währungskrise vom letzten Herbst drastisch gezeigt. (Der linksliberale Pariser »Expreß« brachte kürzlich die Zeichnung eines mutierten Reichsadlers: mit Kiesingers Kopf, Geldsäcken in den Klauen und darunter dem Wahlspruch »*Gold* mit uns«.)

Um es offen auszusprechen: Die harten Gesetze der politischen Wirklichkeit lassen den Deutschen der Bundesrepublik nur zwei Wege offen, den zur Selbstbehauptung (wozu in erster Linie die Überwindung der deutschen Spaltung vom harten Kern der Bundesrepublik aus gehört) oder den einer fortschreitenden Schrumpfung. Eine solche Schrumpfung läßt sich nämlich nicht einfach an einem bestimmten Punkt der Landkarte in einen immerdauernden Status quo überführen; wenn ihr keine Gegenkräfte entgegenwirken, endet sie erst in der völligen Auflösung in fremden Völkern. (Wobei der gegenwärtige Zustand der deutschen Literatur und Künste, und vor allem der deutschen Universität, nicht einmal die Chance offen läßt, daß die Deutschen dann im aufsaugenden Volk die Rolle spielen, welche die Griechen einst im römischen Reich innehatten.)

Was ich hier ausspreche, denken – wie ich aus Erfahrung weiß – viele Deutsche. Aber wenige sprechen es aus, weil sie dann von den Fürsprechern der geschichtlichen Kapitulation unter hündischem Kriechen vor »dem Ausland« gleich als »Nationalisten«, »Imperialisten« oder ähnliches verketzert werden. Jenen jedoch, deren politisches Denken noch nicht vor kurzsichtigem Opportunismus abgedankt hat, sei dreierlei in Erinnerung gerufen:

Erstens: Die Schüsse am Ussuri haben bestätigt, was einsame Mahner seit langem schon behaupteten. Die Zeit der weltumspannenden Ideologien und damit der weltumspannenden Reiche und Blöcke ist vorbei. Die Welt splittert sich wieder pluralistisch auf; als harte Kerne zwischen den Trümmern erweisen sich die Völker, die sie selbst sein wollen. So utopisch das ange-

sichts der jetzigen Zustände in der Tschechoslowakei und in Vietnam auch tönen mag: die Beispiele des tapferen tschechischen, des tapferen slowakischen und des tapferen vietnamesischen Volkes zeigen, daß auf lange Frist das größte Potential und die fanatischste Heilslehre einen solchen Willen nicht zu ersticken vermögen.

Zweitens: Der Zerfall der von Heilslehren aufgeblähten Großreiche läutet keineswegs einen »Kampf aller gegen alle« ein. Der Wille eines Volkes, es selbst zu sein, taugt nun einmal nicht als Exportartikel. Beispiel: Wenn die Deutschen und die Tschechen sich als Träger feindlicher Heilslehren gegenüberstehen, werden sie früher oder später – und zwar im Dienst ferner Zentralen – übereinander herfallen. Wenn sie sie selber sein wollen, so können sie sich verständigen.

Drittens: Die Bundesrepublik gefährdet ihren Bestand, wenn sie sich der Illusion hingibt, ein bloßer wirtschaftlicher Zweckverband, politisch aber höchstens die Vorstufe irgendeiner übernationalen Integration zu sein. Keine »europäische« Sonntagsrede vermag wegzuwischen, daß außerhalb Deutschlands nirgendwo mehr ernsthaft an Integration gedacht wird. (Forderungen nach Währungsspritzen haben mit wirklicher Integration nichts zu tun.) Mit einem solchen Selbstverständnis würde sich die Bundesrepublik Strömungen aussetzen, in denen sie nichts als ein hilfloser Spielball sein kann. Sie hat vielmehr davon auszugehen, daß sie von den »zwei deutschen Staaten« derjenige ist, der sich vom reinen Kolonialstatus weiter weg entwickeln konnte. Politisch heißt das, daß sie ihre gesamtdeutsche Aufgabe als ihre Hauptaufgabe zu betrachten hat. Daß man in ihr den entschlossenen Willen zu dieser Aufgabe spürt, ist ihre einzige Chance, vom Ausland respektiert zu werden. Dann vermag sie auch, die Möglichkeiten zu nutzen, die ihr in der wieder pluralistisch gewordenen Welt durchaus offen stehen.

11. Gouvernanten-Demokratie

Als Hans Zehrer im Herbst 1965 in die Redaktion der »Welt« in Hamburg zurückkehrte, um noch einmal als Chef dieses Blatt zu steuern, zog er neben anderen Konservativen auch mich als Kolumnisten heran. Damit war für fast zwei Jahre etwas möglich, was es weder vorher noch nachher gegeben hat: eine überregionale Tageszeitung der Bundesrepublik ließ nicht nur zufällig und vereinzelt, sondern regelmäßig konservative (nicht »liberalkonservative«) Publizisten zu Worte kommen. Was man unter Zehrer sagen durfte, zeigt dieser Artikel aus dem Sommer 1966. Aufmerksamen Lesern wird übrigens nicht verborgen bleiben, daß ich in dem Beitrag noch zwischen (guten) Rechtsliberalen und (bösen) Linksliberalen unterscheide, wogegen ich mich in dem acht Jahre später erschienenen Aufsatz »Die Kerenskis der Kulturrevolution« (siehe oben) wende. Ich wollte da keine Retusche anbringen.

Kürzlich war in der Pariser Wochenzeitung »Arts« ein Quiz für Intellektuelle zu lesen. Die Frage 4 lautete: »In wessen Korrespondenz findet sich dieses apodiktische Urteil: ›Das Volk gleicht Ochsen, die einen Stachel, ein Joch und Heu brauchen.‹ – a) Peter der Große, b) Napoleon, c) Hitler.« Ganz unten auf der Seite aber war als Auflösung zu lesen: »Von keinem der drei. Der Satz ist der Korrespondenz von Voltaire entnommen.«

Wer die hochsnobistische Mentalität der Redaktoren dieses Wochenblattes kennt, der weiß auch, daß das kein beliebiger Jux war. Der Verfasser der Quizseite entlarvte vielmehr mit ausgesprochenem Behagen den Erzvater der Aufklärung als Autor des für das Volk so verächtlichen Spruches. Diese Erben der frivolen Abbés des 18. Jahrhunderts wissen nämlich noch, daß die Emanzipation des Volkes genauso eine zweischneidige Angelegenheit war wie die Emanzipation der Frau. Seit sie aus ihrem besonderen Reservat befreit worden ist, wird die Frau – von den ihr eigenen und ihr bleibenden Lasten abgesehen – auch noch in der Welt des Mannes wie ein Mann verheizt. Seit das Volk zum Souverän erklärt wurde, ist es zu einem besonders mißtrauisch beäugten Objekt geworden.

Die Emanzipation des Volkes war keineswegs die Absicht der

Aufklärung (obwohl die Lehrbücher das behaupten). Die vorsichtige Haltung Voltaires, der ja die alte Ordnung nicht sprengen, sondern nur reformieren wollte, entspricht darin recht genau der von Locke. Diese Emanzipation war in erster Linie das Werk eines Schweizers, bei dem die angeborene Vernünftigkeit seines Stammes von tief unten her überschwemmt wurde – von Rousseau, der die Aufklärer schaudern machte, weil er als monumentaler Plebejer in ihre Rokoko-Salons eingebrochen war. Und man entsinnt sich, daß – ein Jahrhundert später – auch bei der Revolution der Frau der tiefste Anstoß von einem Schweizer kam: dem Jusprofessor Bachofen aus Basel. Dieser hielt allerdings bis an sein Lebensende die Patrizierfassade aufrecht. Daß Bachofen noch als bejahrter Mann ein schönes junges Mädchen heiratete, schockierte zwar die protestantische Basler Gesellschaft weidlich – ein Skandal war es nicht, gemessen an den Skandalen seines welschen Landsmannes, der als erster großer Unflat der Moderne zu gelten hat. Eines jedoch haben der Basler und der Genfer gemeinsam: sie hätten nicht wiedererkannt, was nach ihrem Tod aus dem von ihnen in Bewegung Gebrachten geworden war.

Beide Revolutionen nämlich wurden von der Aufklärung – genauer: dem Liberalismus als deren »weltlichem« Arm – kanalisiert. Beide Bewegungen waren einem Bereich entsprungen, in dem Zerstörerisches und Aufbauendes, Ansätze zu einer neuen Ordnung und sprengende Tendenzen schwer zu trennen waren. Ihre Bändigung bestand notwendig im Hervorheben der einen Komponente, im Zurückdrängen der andern.

Der Liberalismus stand nach der großen Revolution und nach Napoleon vor einem Trümmerfeld, das ihn schreckte. Das absolute Königtum hatte zwar weitgehend in die konstitutionelle Monarchie übergeführt werden können – und die ist nun einmal für den Liberalen, der seine Prinzipien nicht ad absurdum führen will, die geeignetste Staatsform. In diesem neuen Gehäuse bildete sich aus dem siegreichen Großbürgertum, Überläufern aus der alten Ordnung und der liberalen Intelligenz eine neue Führungsschicht: das bis heute unsere Gesellschaft prägende »Establishment«. Aber damit war nur ein Teil der sozialen Kräfte in eine neue Form gebracht. Breite Brocken lagen ungefüge herum und blieben unbewältigt.

Was davon bloßer Restbestand der alten Ordnung war, schreckte die Liberalen weniger: das würde früher oder später verdaut werden. Der Adel war schon vom absoluten Königtum zu Höflingen domestiziert worden. Und die theologischen, die philosophischen Ultras verliefen sich in die Beliebigkeit der Romantik.

Gefährlich erschienen vielmehr zwei Kräfte, die in der neuen Rohform erst durch die Revolution aus dem Boden gestampft worden waren. Die eine bildeten jene »prokonsularischen« Gestalten, jene großen Einzelgänger, die im Schatten Napoleons aufzusteigen begannen und außerhalb der Institutionen das vakante Erbe der absoluten Könige anzutreten suchten. Die andere disponible Kraft war das »Volk«, das bereits in die Massen auseinanderzufließen begann – das Volk, das einst die selbstverständliche Basis der Gesellschaft war und nun durch Rousseaus Geniestreich zum theoretischen Träger der Souveränität ernannt wurde.

Der moderne Liberalismus ist vom Mißtrauen gegen diese beiden Kräfte geprägt. Beide hat er vom unmittelbaren Einfluß auf die Politik fernzuhalten versucht – und vor allem hat er immer wieder versucht, die beiden *voneinander* fernzuhalten, ihre Fusion zu verhindern. Wo diese Balance mißlingt, kommt es zu jenen den Liberalen tief verstörenden Regimen, in denen sich – es brauchen gar keine Diktaturen zu sein – ein erstaunlicher Konsensus zwischen einem Einzelnen und den Massen herstellt.

Man hat jene Verstörung schadenfroh so umschrieben: den Liberalen sei »das Volk davongelaufen«. Das trifft die Sache nicht genau. Nie lag das Volk den Liberalen so »in der Hand« wie den Königen oder wie später die Massen den Napoleoniden. Dem Liberalen bleibt der sogenannte »einfache Mann« immer irgendwie fremd. Gerade deshalb aber haben die Liberalen Rousseaus Parole beflissen aufgenommen: die verbale Berufung auf das Volk zählt zu ihren Grundriten; sie ist das Werkzeug, mit dem sie die Massen von den bösen Einzelnen fernzuhalten und dem eigenen Bereich einzugemeinden versuchen.

Diese Autosuggestion der Liberalen ist schuld an dem Fetischcharakter, den das Wort »Demokratie« weithin angenommen hat. Für sie bezeichnet es nicht einfach – wie das dem

Wortsinn »Volksherrschaft« entspräche – eine Art und Weise, wie Herrschaft entsteht: nämlich durch Mehrheitsentscheid der Wähler oder durch den Entscheid der von der Mehrheit gewählten Repräsentanten. »Demokratie« ist heute von vornherein inhaltlich aufgeladen, meint ein kompliziertes, bis in die Einzelheiten festgelegtes System von Verhaltensweisen, Wertungen und Tabus. Eine solche Fixierung ist bedenklich, weil sie den Blutkreislauf der Gesellschaft beengt. Die Berufung auch auf beste Inhalte kann zu Routine und Leerlauf – ja schlimmer noch: sie kann zum Mittel für ganz andere Zwecke werden.

Allerdings haben nicht alle Liberalen diesen gefährlichen Weg dogmatischer Erstarrung beschritten. Ein Teil von ihnen besann sich auf ihr höchstes Gut, die Freiheit, und verweigerte gerade in deren Namen eine solche Festlegung. Diese echten Liberalen, wie sie sich etwa letzthin noch um Röpke sammelten, wissen beispielsweise nur zu gut, wie oft heute die Freiheit unter eifriger Berufung auf sie gefährdet wird. Solche Skrupel hat der zahlenmäßig größere Flügel, derjenige der »Linksliberalen«, nicht. Diese sind ihrer Inhalte sicher. Sie wissen ganz genau, was gut und was böse ist. Und da sie das so genau wissen, fühlen sie sich auch berufen, die Gouvernanten ihrer Mitbürger zu sein. Auf der politischen Bühne soll nur ein einziges Stück gespielt werden – ein Stück, in dem die Rolle jedes einzelnen genau festgelegt ist und nicht variiert werden darf.

Wer das für übertrieben hält, der höre den linksliberalen Gralshütern der einzig richtigen »Demokratie« genau zu. Und er höre vor allem auf die Tonfärbung. Es ist verräterisch, in welch verächtlichem und gehässigem Ton etwa auf politischen Akademien von blutjungen Theoretikern der Politik oder in gewissen Fernseh-Sendungen von den Journalisten über »das Volk« gesprochen wird. Das Volk ist für sie ein lästiger Störfaktor, ein unbequemer Hort des Unvorhergesehenen, dem selbst mit Demoskopie nie ganz beizukommen ist. Eine allzu simple Darstellung der zum Jahr 1933 führenden Entwicklung liefert dabei den Vorwand, »die Massen« als etwas hinzustellen, was vorsichtig überwacht und notfalls zu seinem Heil gezwungen werden muß. Oder, wie es schon feste Formel wurde: »Das Volk muß vor sich selbst geschützt werden.« (Eine Formel, die

man besonders oft hört, wenn die Wähler den Regierungsparteien eine Mehrheit gaben.)

Die »Rolle« des Volkes ist also ein für allemal festgelegt. Daß es auch vernünftig entscheiden könnte, gilt als undenkbar. Die »Tyrannei der Rolle« betrifft aber nicht nur das Volk. Auch wer sonst eine böse Charge zugepaßt erhielt, kann ihr nicht entrinnen. Bewährungsfrist für Politiker, ein Wachsen an ihren Aufgaben – das gibt es nicht. Sie werden bekämpft (oder verherrlicht) im Hinblick auf die ihnen aufgenötigte Funktion im großen Zukunftsstück (das niemals kommen wird). Sie mögen sich noch so wehren, – das »Image«, das nach dem Blut der Wirklichkeit lechzt, ist stärker.

Ist es ein Trost, daß die Tyrannei der Rolle auch für die »Guten« selber gilt? Auch sie dürfen nicht improvisieren, sondern müssen sich sklavisch ans Rollenbuch halten. Schon der Student wächst in solche Zwangsjacken hinein. Es hat etwas Rührendes, ein junges Semester dozieren zu hören, es sei Aufgabe der Intellektuellen, sich – im Gegensatz zu den angeblich so »irrationalen« Massen und den bösen Einzelgängern – rein rational zu verhalten. Er glaubt wirklich, selber rein rational zu reagieren, und beweist doch gerade mit der verbissenen Erregung, mit der er die selbstgeschaffene Marionettenwelt verteidigt, das Gegenteil.

Unsere Verteidigung des »Volkes« hat nicht zum Ziel, die direkte Demokratie gegen die Repräsentativdemokratie auszuspielen. Das ist ein künstlicher Gegensatz, der höchstens als Arbeitshypothese eine Berechtigung hat. Eine reine »direkte Demokratie« kann es gar nicht geben: In der Praxis kommt kein politisches System ohne die Delegation von Macht aus. Ebenso führt jedoch der Versuch eines reinen Repräsentativstaates früher oder später zum Verdorren dieses Staates.

Die Schicht der Mittler, welche die Vertretung des theoretischen Souveräns übernommen hat, tut gut daran, diesen Souverän so unmittelbar wie möglich an ihren Entscheidungen zu beteiligen – dann weiß das Volk nämlich in Notzeiten, daß es um *seinen* Staat, nicht um den »der anderen« geht. Genauso, wie sie gut daran tut, die in den großen Einzelgängern steckenden Energien fruchtbar zu machen. Das soziale Gefüge besteht nun einmal aus diesen drei Kräften: den Massen, den Mittlern

und den überragenden Persönlichkeiten. Und wer eine (oder gar zwei) dieser Kräfte zu ignorieren versucht, schafft Stauungen, die sich zwangsläufig entladen müssen.

Die Gereiztheit der Linksliberalen gegenüber dem »Volk«, den »Massen« ist traumatischen Ursprungs. Sie wird heute von zwei Personengruppen genährt: von einer, die einmal unter der plebiszitären Peitsche litt, und von einer, die das schlechte Gewissen umtreibt, damals, beim Schwingen der Peitsche, mitgeholfen zu haben. Aber die Geschichte wiederholt sich nicht – und schon gar nicht die für Schulungszwecke zurechtgestutzte. Was an ihr durchgehend gilt, sind nur einige ganz allgemeine, durch Erfahrung erhärtete geschichtliche »Grundgesetze«. Eines von ihnen – simpel, aber wohl gerade deshalb immer wieder mißachtet – lautet, daß ein Extrem noch nicht das andere rechtfertigt. Staat und Gesellschaft sind komplizierte Gebilde, die zugrunde gehen, wenn eine der sie konstituierenden Kräfte für permanent unmündig erklärt wird.

12. Der neue Klassenkampf

Das Problem einer arroganten Minderheit, die unter Mißbrauch demokratischer Parolen und mit Hilfe von Monopolstellungen in der Meinungsbildungsapparatur eine geduldige Mehrheit manipuliert – das ist nicht bloß ein deutsches Problem. Aber es ist in Deutschland besonders akut, weil es hier mehr als nur ein innenpolitisches Problem ist. In Deutschland ist es eine der Hauptbeschäftigungen dieser Minderheit, den außenpolitischen Status der Deutschen als einer »negativ privilegierten« Gruppe – so der Begriff von Max Weber – aufrechtzuerhalten. Die Konservativen, die irgendwelchen Elitevorstellungen nachhängen oder im Stile von Donoso Cortès Demokratie-Kritik betreiben, sind deshalb auf dem Holzwege. Sowohl innen- wie außenpolitisch kann der deutsche Freiheitskampf nur unter der Parole »Mehr Demokratie!« (oder noch genauer: »Wirkliche Demokratie!«) geführt werden. Das stand hinter diesem »Bayernkurier«-Artikel, der 1969, auf dem Höhepunkt der Kulturrevolution, erschien.

Es kommt vor, daß man in den Zeitungen Dinge liest, deren Ungeheuerlichkeit einem erst hinterher zu Bewußtsein kommt. Das liegt daran, daß man den Ton gewohnt ist – bloß die Dosierung ist etwas zu stark. So ging es uns kürzlich beim Überfliegen der Titelseite der »Zeit«. Unter dem Titel »Buhlen um das Publikum« wurden dort die Bemühungen einer Schlagersängerin um ihr Publikum mit den Appellen von zwei Politikern an ihre Wähler verglichen: »Das Publikum ist der Souverän. Schausteller und Politiker wissen das – und richten sich danach. Mit sentimentalen Appellen buhlen sie um die Gunst des Publikums. Das ist gewiß eine hohe Kunst. Aber sie demokratisch zu nennen, wäre sicherlich ein Mißverständnis.«

Das geht einem zunächst so runter, man schmunzelt vielleicht sogar einen Moment über die Gleichstellung von Show-Business und Politik. Doch dann stutzt man. Was soll denn überhaupt »Publikum« in der Politik? Publikum darf bekanntlich Eintritt bezahlen, es darf sich auch in Grenzen amüsieren, neuerdings wird es beschimpft –, aber es hat nicht zu bestimmen, welches Stück gespielt wird. Das liegt vielmehr in der Hand einiger

Auserwählter, der Intendanten, Kritiker und städtischen Kulturreferenten. Gilt dieses Modell auch für die Politik, für die Beziehung des Wahlvolks zu seinen Vertretern? Man könnte es meinen, wenn man sieht, wie unverfroren hier der Grundsatz jeder Demokratie (also jeder Volksherrschaft), »das Volk ist der Souverän«, in das höhnische »das Publikum ist der Souverän« umfunktioniert wird. Und was heißt »sentimentale Appelle«? Jeder echte Appell an einen anderen Menschen richtet sich an diesen als ein Ganzes, also auch an sein Gefühl. Das spiegelt sich schon darin, daß diejenigen, die alle »Emotionalität« verurteilen, meist durch haß- und leidenschaftsverzerrte Gesichter sich selber widerlegen.

Das tollste Stück elitärer Arroganz in diesem »v. K.« signierten Artikel auf der Show-Seite der »Zeit« ist aber das Wort »buhlen«. Dem adeligen Verfasser scheint es geradezu etwas Obszönes zu sein, daß ein Politiker eine größere Zahl von Menschen zu überzeugen, für sich zu gewinnen und hinter sich zu scharen sucht. Was normaler Überlegung als ein demokratischer Vorgang par excellence erscheinen muß, wird sauersüß allenfalls als »hohe Kunst« anerkannt: »Aber sie demokratisch zu nennen, wäre sicherlich ein Mißverständnis«. Was also ist nach diesem Herrn *kein* Mißverständnis? Wenn in der Sprache noch irgendeine Logik gelten soll, so kann der Sinn des zitierten Artikels nur der sein: Undemokratisch ist, was die Mehrheit will; als demokratisch kann nur bezeichnet werden, womit sich eine Minderheit in Gegensatz zur Mehrheit stellt. Und damit steht der Verfasser des Artikels keineswegs allein. Seit einiger Zeit überschwemmen uns die Massenmedien mit Verlautbarungen, in denen, mehr oder weniger verhüllt, nur noch das als »demokratisch« akzeptiert wird, was dem Willen, dem Geschmack und dem Sittlichkeitsgefühl der Mehrheit der Staatsbürger krass zuwiderläuft. Das wird in Kunst, Literatur, Theater nur am sichtbarsten, es ist keineswegs auf diesen artistischen Bereich beschränkt. Es gilt für alle Bereiche des Lebens. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Mehrheit zum mindesten nach dem Mund geredet wurde. Wir stehen vor dem eigenartigen Phänomen eines neuen Klassenhasses: Was viele wollen, ist schlecht; gut ist nur, was kleine Minderheiten anstreben.

Die milchbärtigen Revolutionäre sind nicht deshalb komisch,

weil sie von Klassenkampf sprechen. Sie sind es vielmehr, weil sie ihn dort suchen, wo es ihn gar nicht mehr gibt. Wenn die marxistischen Schemata je der Wirklichkeit entsprochen haben, dann nur während einer recht kurzen historischen Periode. Vor allem gilt es zu sehen, daß der Klassenkampf nicht immer von oben nach unten durchgeht – also etwa so, daß eine Oberschicht eine Mittelschicht dazu benützt, eine Unterschicht auszubeuten. Es gibt auch den Klassenkampf in Form der Einkreisung einer Mittelschicht durch eine Koalition von Ober- und Unterschicht. Musterbeispiel dafür im 19. Jahrhundert ist Disraelis »Tory-Demokratie«; in ihr fanden sich die alte Herrenschicht und die neue Industriearbeiterschaft in ihrer Ablehnung des liberalen Besitzbürgertums zusammen.

Der heutige Klassenkampf scheint wieder eine solche Einkreisungsbewegung zu vollziehen. Aber die Mitspieler haben sich verändert. Es gibt kein liberales Bürgertum mehr, keine Arbeiterschaft im Sinne des 19. Jahrhunderts und selbstverständlich auch keine feudale Herrenschicht. Von all dem blieben nur einzelne Attrappen zur Verwirrung stehen. Was ist an ihre Stelle getreten? Der entscheidende soziale Vorgang innerhalb der westlichen Welt ist in diesem Jahrhundert die allmähliche Herausbildung einer neuen breiten Mittelschicht, in der sich die Unterschiede zwischen Arbeitern, Angestellten und Managern mehr und mehr abschleifen; eine Schicht, in der es noch große Unterschiede des Einkommens geben mag, aber keine starre Schranken, sondern Durchlässigkeit für den Tüchtigen nach oben, bei fast gleichen Ausgangschancen für alle. Diese recht homogene Schicht ist die soziale Form, welche sich die Leistungsgesellschaft nach ihrem endgültigen Sieg über die alte Standesgesellschaft geschaffen hat (ein Sieg notabene, der in Deutschland bloß drei bis vier Jahrzehnte zurückliegt und in Frankreich überhaupt erst teilweise errungen wurde). Ihr vorgelagert sind eine Reihe von Spielgärten, welche sie stoßsicher machen sollen: einer, in dem sich die Jugend vor ihrer Eingliederung in die harte Disziplin der Leistungsgesellschaft noch austoben soll; einer, in dem Reste der alten Feudalgesellschaft für die Kameras der Illustrierten noch ein wenig »high life« markieren; und nicht zuletzt der Spielgarten der Künste und des freien Geistes als Naturschutzpark für freie Stunden.

Diese Rechnung ging bekanntlich nicht auf. Gerade in diesem Randbereich ist der Leistungsgesellschaft eine Opposition von zumindest theoretischer Unerbittlichkeit erwachsen. Diese Opposition gegen eine als öd, grau und entbehrlich angesehene Leistungsgesellschaft setzt sich bekanntlich aus solchen zusammen, die sich in der Wirklichkeit der industriellen Zivilisation noch nicht behaupten mußten – den Jugendlichen – und solchen, die die Vorteile dieser Zivilisation zwar ausnützen, sich aber wenigstens geistig auch wieder aus ihr zu entfernen vermögen – also Bohémiens und ein gewisser Schlag von Intellektuellen. Ihre wirksame gesellschaftliche Einbettung aber hat diese Opposition erst durch einen Zustrom von dritter Seite erhalten. Unter dem Einfluß der immer unbedingter sich ausformenden Leistungsgesellschaft hat sich das, was von der alten Großbourgeoisie übriggeblieben ist, gespalten. Ein Teil von ihr ordnet sich der Leistungsgesellschaft ein; ein anderer Teil aber, zahlenmäßig nicht unbedeutend, schließt sich dem Aufstand gegen das »kleinbürgerliche« Leistungsethos an und sucht sich, soweit er nicht von Ererbtem leben kann, Erwerbsquellen mit Hilfe von »Beziehungen« und von »Spieler«-Instinkt zu schaffen. Diese »Schickeria« muß als andere Seite der sozialpathetischen Revolte von heute erkannt werden; die Übergänge von den Redaktionsstuben der linken Gazetten in die Hotelbars von St. Moritz sind fließend. Sieht man von den Agenten auswärtiger Mächte und Ideologien einmal ab, die all das natürlich für ihre Zwecke zu kanalisieren suchen, so setzt sich die Anarcho-Revolte aus folgenden drei Typen zusammen: aus störrischen Jugendlichen, aus überheblichen Intellektuellen und aus lässigen Playboys. Daß jeder dieser Typen die Leistungsgesellschaft in anderem Stile ablehnt, ändert an ihrer durch den gemeinsamen »Feind« geschaffenen Einheit nichts.

Amerika ist immer die Probe aufs Exempel. Was dort passiert, bekommen wir ja zwei bis drei Jahre später am eigenen Leibe zu spüren. Der Niedergang der dortigen »Demokraten« ist zugleich der Niedergang einer Herrschaftsform: derjenigen nämlich, in der sich Mitglieder der alten Herrenschicht – etwa Patrizier, wie die Roosevelts, die Rockefellers oder die Kennedys – mit allen möglichen Minderheiten, von den Polen und Italienern bis zu den Negern, gegen die amerikanische Mittel-

schicht vorwiegend angelsächsisch-protestantischen Ursprungs verbündeten. Die dem Kennedy-Mythos und ähnlichen Einflüssen nicht unterworfenen Amerika-Kenner haben denn auch deutlich festgehalten, als was der Sieg Nixons und etwa die Niederlage Lindsays anzusehen sind: Jene arbeitsame Mittelschicht, welche den übergroßen Teil des amerikanischen Steueraufkommens einbringt, ist es müde, die kostspieligen Operationen zu finanzieren, die dem Zusammenspiel der Milliardäre mit den farbigen Einwanderern entspringen. Und die Zangenbewegung derer ganz oben und derer ganz unten gegen die Mittelschicht haben dieser zu unerwartetem Blutzustrom verholfen: Etwa die erwähnten italienischen und polnischen Minderheiten gliedern sich mehr und mehr der Mittelschicht ein, der sie sich näher fühlen als der Koalition zwischen dem Waldorf-Astoria-Hotel und den Slums.

Natürlich ist in Europa und insbesondere in Deutschland einiges anders. Zum großen Mißbehagen jener unheiligen Dreieinigkeit aus »frustrierten« Jugendlichen, utopistischen Intellektuellen und Schickeria gibt es in Deutschland keine farbige Minderheit, die man von unten her gegen den verhaßten »deutschen Spießer« in Bewegung setzen könnte. Also muß diese Opposition sich damit begnügen, mit allen erdenklichen ausländischen Feinden Deutschlands gegen die Mehrheit ihrer deutschen Mitbürger sich zu verbünden. Vorerst ist das ein immer noch recht wirksamer Terror. Er kann jedoch bald an Gewalt verlieren – so etwa, wenn Rotchina den russischen Nachbarn so intensiv an den sibirischen Sohlen kitzelt, daß die Sowjetunion im Westen einlenken muß. Die deutschen Arbeiter aber sind längst keine Parias mehr, die man für ihnen so fremde Ziele wie diejenigen der »Neuen Linken« in Bewegung setzen könnte. Im Gegenteil: Sie sind die gegen solche Verlockungen immunsten Menschen in Deutschland.

Das alles läßt sich aber für die Opposition verschmerzen, solange sie noch auf ihren wichtigsten Verbündeten zählen kann: auf die »Vergangenheitsbewältigung«. Solange die Deutschen mittels ihrer Schuldgefühle zu manipulieren sind, ist für die »Neue Linke« die Schlacht nicht verloren. Solange man den Deutschen einreden kann, daß der Mißbrauch einer guten Sache auch diese gute Sache selbst diskreditiere, ist der Kampf gegen

die Leistungsgesellschaft noch nicht verloren. Beispielsweise hat Hitler das Verantwortungsgefühl vieler Deutscher mißbraucht. Folglich ist jeder Appell an das Verantwortungsgefühl abzulehnen, weil es nach dieser Logik ja zu einem neuen Auschwitz führen muß. Das Verantwortungsgefühl aber ist der eigentliche Motor zur Leistungsgesellschaft. Die industrielle Zivilisation ist keineswegs eine Lebensform, die Automatenmenschen voraussetzt. Im Gegenteil: Die von ihr aufgebaute Apparatur ist so verletzlich, daß das freiwillige Mitmachen jedes Einzelnen – *freiwillige Disziplin* – ihre Voraussetzung ist. Damit ist auch schon gesagt, wo der Konfliktstoff in diesem neuen Klassenkampf zwischen disziplinierter Mehrheit und anarchistischer Minderheit aufgehäuft ist. Die Mehrheit wird es eines Tages sattkriegen, für ihre Arbeitsdisziplin, von der auch jeder APO-Jüngling lebt, als »Spießer« beschimpft zu werden. Solange APO-Häftlinge ihre Zellen mit ihrem Kot ausmalen und auf dem Tisch des Untersuchungsrichters ihre Notdurft verrichten, wendet man sich mit Ekel ab. Sollten aber Attentate auf die Nervenknoten der Leistungsgesellschaft zielen und jene »potenzierende Wirkung« haben, wie sie etwa beim Ausfall einer elektrischen Zentrale für eine ganze Region möglich ist – nun, dann wird auch der unvermeidliche Gegenschlag der Leistungsgesellschaft die gleiche »potenzierende Wirkung« haben. Und wer genügend Phantasie hat, sich einen solchen Gegenschlag auszumalen, wünscht ihn sich auch bei größter Abneigung gegen Wohlstands- und Langeweile-Revolte nicht herbei.

Kommt noch hinzu, daß der neue Klassenkampf zwischen einer von elitärem Wahn besessenen Bohémien-Minderheit und einer arbeitsamen, verantwortungsbewußten Mehrheit noch von einem ganz besonderen Ressentiment angeheizt wird: dem Anti-Akademiker-Affekt. Der ist mindestens so treibstoffgeladen wie früher der Haß auf Fürsten und Kleriker. Und er ist natürlich eine ebenso ungerechte Verallgemeinerung wie jene. Aber obwohl jeder einzelne, der von ihm angesteckt ist, soundso viele durchaus vernünftige Akademiker kennt, sieht man einen neuen Popanz des »Akademikers« sich bedrohlich aufbauen. Um ihn auf eine Formel zu bringen: Früher hatte man Ressentiments gegen den Akademiker, weil er gescheiter war als man selber; die heutigen Ressentiments beruhen darauf, daß er

offensichtlich dümmer ist. Der Status eines »Intellektuellen« ist heute zu einem erheblichen Teil schon identisch mit Halbbildung, mit Mangel an Wissen und Können. Von dieser historisch bedeutsamen Gestalt sind nur noch die Ansprüche geblieben, ihre Fähigkeiten haben sich verloren.

Wie ist das gemeint? Nun, es gibt heute im Bereich der technischen Zivilisation keine andere Gesellschaft als die Leistungsgesellschaft, in der wir leben. Auch wer gegen sie wettert, lebt noch als Parasit von ihr. Und es ist keine andere Art von Gesellschaft mehr möglich, weil keine andere mehr die Zahl der Menschen zu ernähren vermag, die es heute gibt (und vor allem, die es morgen geben wird). Diesem Tatbestand gegenüber kann man sich auf zweierlei Art verhalten. Man kann ihn entweder ignorieren, wie das heute leider so viele Produkte unserer Hochschulen tun; das erlaubt dann die Hervorbringung recht kunstvoller und hochherziger, aber letzten Endes völlig beliebiger Utopien. Oder aber man läßt sich auf diese Wirklichkeit ein und sucht innerhalb ihrer zu bestehen. Das macht es dann allerdings unmöglich, noch mit solchen kunstvollen Luftgebilden zu glänzen. Mit anderen Worten: Ein 25jähriger Arbeiter oder Angestellter hat heute in der Regel mehr Wirklichkeitserfahrung als ein gleichaltriger Akademiker. Er weiß besser als jener, wie die Welt konstruiert ist und wie man ihr zu begegnen hat. In dieser Lage muß er sich unweigerlich früher oder später fragen, welchen Sinn es hat, mit seinen Steuern Hochschulen zu finanzieren, die eine anspruchsvolle Elite züchten, welche dümmer ist als er selber.

Jene Minderheiten, die mit so viel elitärer Arroganz die Mehrheit schulmeistern, sollten sich warnen lassen. Sie sollten ruhig etwas »buhlen« um ihr »Publikum« – sie könnten dabei einiges lernen. Tun sie es nicht, so lassen sie sich auf einen Klassenkampf ein, den sie nicht gewinnen können. Nicht, weil die andern mehr sind. Sondern, weil die andern Boden unter den Füßen haben.

DOUCE FRANCE

13. Frankreichs Nationaljakobinismus

Die Jahre 1953 bis 1961 habe ich als politischer Auslandsberichterstatter in Frankreich verbracht – erst für die Zürcher »Tat« allein, dann auch für andere Zeitungen aus Deutschland und Österreich. Max Rychner, der damals das Feuilleton der »Tat« verwaltete, hatte den Anstoß gegeben: »Mohler kennt nur Deutschland – er muß auch merken, daß es noch etwas anderes gibt auf der Welt.« Der Rat war nützlich; was mir die acht Jahre in Paris an Erfahrung brachten, hat mir entscheidend geholfen – auch wenn ich nicht als »Franzose« nach Deutschland zurückgekehrt bin. Zentral war dabei die Erfahrung eines politisch (im weitesten Sinne) reagierenden Volkes. Die Erstfassung dieses Aufsatzes ist 1972 in dem von Gerd-Klaus Kaltenbrunner herausgegebenen Sammelwerk »Rekonstruktion des Konservatismus«, Verlag Rombach in Freiburg i. Br., erschienen.

In Frankreich ist alles anders. Das schrumpfende Häufchen der Frankreich-Kenner in den deutschsprachigen Ländern weiß, daß diese Einsicht die Voraussetzung ist, ohne die kein französisches Phänomen verstanden werden kann. Hinter einer verbindlichen, für und von Touristen gepflegten Fassade verbirgt sich eine fundamentale Andersartigkeit, die das Land sowohl vom protestantisch-germanischen Welfare-Gürtel wie auch von den unterentwickelten mediterranen Ländern trennt. Ein gutes Beispiel dafür ist der französische »Konservatismus«, den es gar nicht gibt. Man kann von deutschen, von englischen, von amerikanischen Konversativen sprechen. Aber von »französischen Konservativen« zu sprechen, ruft nur Verwirrung hervor. Der

Franzose weiß nicht, wovon wir sprechen, und den Außenstehenden reizt es, zu behaupten, alle Franzosen seien konservativ.

Das Wort selber gibt es übrigens in Frankreich. Aber »conservateur« meint dort das »juste milieu« des bürgerlichen Wohlstandsliberalismus des 19. Jahrhunderts – also, um es mit den eindeutigen englischen Begriffen zu sagen, die Whigs und nicht die Tories. Es steht übrigens noch eine konkretere Bezeichnung für diese Art von Liberalismus in Frankreich zur Verfügung: man spricht dort von »Orleanismus«, nach den Anhängern der orleanistischen Seitenlinie der Bourbonen, welche mit Louis Philippe Frankreich den von 1830 bis 1848 regierenden »Bürgerkönig« stellte. Man darf dabei das Wort »bürgerlich« durchaus wörtlich nehmen, trotz der vielen Namen mit Adelspartikel unter den Führern dieses Orleanismus: der französische Adel des 19. Jahrhunderts ist mehrheitlich ein nach dem Sturz des Ancien Régime entstandener Neuadel, der eng mit der bürgerlichen Notabelnschicht verbunden ist.

Für das, was wir »die Konservativen« nennen, gibt es in Frankreich nur eine unmißverständliche Bezeichnung: »la droite«, die Rechte. Schon »les ultras«, eine Entsprechung etwa zu den »diehards« in England, verengt die Sicht. Und mit einer »droite modérée«, einer gemäßigten Rechten, oder mit »les modérés« schlechthin, diesem ebenso beliebten wie verschwommenen Sammelnamen für alles »rechts von der Mitte«, ist man gleich wieder nach der linken Seite hin aus dem Rahmen geraten.

Diese terminologischen Schwierigkeiten weisen deutlich auf die Andersartigkeit Frankreichs auch auf diesem Gebiete hin. Die »Rechte« ist nun einmal im Unterschied zu den »Konservativen« ein Kampfbegriff, der ein betontes Abseitsstehen ausdrückt – eine Spannung wenn nicht zur Mehrheit, so doch zur artikulierten »Allgemeinheit«. Frankreich ist unter den großen europäischen Ländern das einzige, das in den letzten anderthalb Jahrhunderten weder eine Tory-Regierung noch eine irgendwie »faschistisch« geratene Regierung gekannt hat. Der Ausnahme-Zustand des État Français unter deutschem Patronat 1940 bis 1944 kann hier wohl ausgeklammert werden. Napoleon III. aber und Charles de Gaulle sind keine Gegenargumente. Sie sind vielmehr Zeugen dafür, daß es in Frankreich seit Beginn

der modernen Welt (das heißt: seit 1789) etwas gibt, was die Scheidung in die Linke und die Rechte durcheinander bringt: den Jakobinismus – oder, genauer formuliert, den Nationaljakobinismus.

Dieses Durcheinandergeraten der Rechten und der Linken ist natürlich nicht auf Frankreich beschränkt – es liegt dort bloß zeitlich früher als in den andern Ländern. Bei Frankreichs Nachbarn stoßen wir auf dieses eigenartige Ineinanderfließen so konträrer Strömungen erst nach jener »Wasserscheide«, die frühe und moderne Rechte trennt: erst nach jenem Punkte also, an dem die Hoffnung auf eine Restauration des Alten Regimes, außer bei ein paar Sektierern, endgültig erloschen ist und man sich auf die Frage zu konzentrieren beginnt, ob und wie neue Zustände geschaffen werden können, die ein Äquivalent für das Betrauerte, aber unwiederbringlich Verlorene sind. Moeller van den Bruck hat das einmal so formuliert: Dinge zu schaffen, deren Erhaltung sich lohnt. Auf solche Gedanken kommt man erst, wenn man jene Ernüchterung erlebt hat. Dann ist erreicht, was man in Variation eines Jaspersschen Begriffes »die Achsenzeit des Konservatismus« nennen könnte. Konservatives Handeln, Denken, Reagieren sind, unabhängig vom Land, *vor* dieser Achsenzeit grundsätzlich anders als *nach* ihr. Worte, die vor ihr noch einen konkreten Sinn hatten, haben nun keinen mehr – oder sie haben einen ganz anderen Sinn erhalten.

Auf diesen entscheidenden Vorgang innerhalb der verschiedenen Rechten ist bisher zu wenig geachtet worden – und zwar schon deswegen, weil diese Wasserscheide, diese »Achsenzeit« sich in den einzelnen Ländern durch recht verschiedene Epochen zieht. In Deutschland muß man die Grenze zwischen Altkonservatismus und Konservativer Revolution in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts suchen, während in England erst heute Symptome einer solchen Scheidung feststellbar sind. In Frankreich liegt die Grenze zwischen alter und neuer Rechter wesentlich früher, nämlich am Ende des 19. Jahrhunderts.

Die offiziöse Darstellung der französischen Rechten von René Rémond (»La Droite en France«, 1968, S. 159) hat diese Zäsur auch gesehen und sie in die achtziger und neunziger Jahre gelegt: »Etwas weniger als ein Vierteljahrhundert reichte aus, um die drei großen Traditionen, die hintereinander während

Umstände, die deshalb verändert werden müssen – der Rechte glaubt nicht an diese Perfektibilität, für ihn geht durch Welt und Mensch ein tragischer Zwiespalt, der nicht aufgehoben werden kann, aber bestanden werden muß.

Das ist zweierlei Weltgefühl, wie es verschiedener nicht gedacht werden kann und wie es auch nicht weiter ausdefiniert zu werden braucht. Und aus diesen verschiedenen Haltungen zu Mensch und Welt leiten sich die konkreten Optionen ab – etwa die, ob man Institutionen, Riten, ja Gewohnheiten für notwendige Stützen des Menschen hält oder für entbehrlich, oder die Option zwischen der konkreten Nation, in die man hineingeboren ist, und einem noch nicht vorhandenen, aber ersehnten übernationalen Gebilde. Von dem jeweiligen Weltgefühl hängt ab, ob man die Welt für unbegrenzt verbesserungsfähig hält oder vielmehr der Meinung ist, daß bloß die Nachteile des bereits bekannten Zustandes gegen die Nachteile des neuen Zustandes abgewogen werden können. Das Pathos der einen Seite ist zwar strahlend hell, aber etwas beliebig; das andere dumpfer, doch von jenem »amor fati« durchsäuert, der für manche unwiderstehlich ist.

Sieht man dieses elementare Gegeneinander, so erkennt man auch, was die eingangs genannte französische Andersartigkeit ausmacht. Die beiden so verschiedenen und so entschiedenen Haltungen haben es vor der komplexen Wirklichkeit schwer; sie drohen sich gegenseitig zu lähmen. Die politische Vernunft der Franzosen hat von der Erschütterung der Großen Revolution an alles daran gesetzt, die beiden geschilderten politischen Grundinstinkte zu einem modus vivendi zusammenzuzwingen. Es ist für Frankreich kennzeichnend, daß dort der auf die Revolution folgende starke Mann die Revolution nicht zerschlagen, sondern vielmehr diszipliniert und vollendet hat. In den Jakobinismus, dieses Meisterstück einer Verklammerung von Rechts und Links, gehören eben Robespierre und Napoleon zugleich hinein. Und dieser Jakobinismus ist dort, wo er lebenskräftig ist, stets ein Nationaljakobinismus. Das erlöserische Pathos schwebt nicht frei im Raum, sondern ist solide dem Stamm französischer Nation aufgepfropft. Diese naive Selbstverständlichkeit ist seine Stärke; sie ist der Grund, weshalb dieser Nationaljakobinismus sich nie seiner ihm innewohnenden Spannung be-

wußt wurde, sondern stets im Vorfeld des Pathos verblieb. Und die vom Nationaljakobinismus an die Peripherie Verdrängten anerkennen ihn natürlich erst recht nicht: der Linke schiebt ihn nach rechts ab und der Rechte nach links (man schaue sich daraufhin die Literatur über Napoleon III. und de Gaulle an!).

Erleichtert wird ihnen das natürlich dadurch, daß ein jakobinisches Denksystem gar nicht vorliegt, sondern bloß ein in historischen Beispielen, in Rhetorik und Dichtung faßbares Geflecht von Emotionen – auf der Bewußtseinsebene bleibt der Jakobiner durchaus im Bereich der humanitär-progressiven Formeln. Aus dieser Doppelbödigkeit kommt jene naive Identifikation des französisch Besonderen mit dem menschlich Allgemeinen (und Allgemeingültigen), die den Nichtfranzosen so oft irritiert, dem Franzosen aber so viel politische Sicherheit verleiht. Wo jedoch der Jakobinismus aus dieser nationalen Verwurzelung gelöst wird, verdunstet er sofort zu einer recht dünnen Ideologie. Das warnende Beispiel dafür ist Romain Rolland, der aus dem Jakobinismus einen europäischen Idealismus zu destillieren suchte. Rolland ist heute nur noch eine Bildungsreminiszenz. Noch immer aber steht Frankreich unter dem tiefen, teils unterirdischen Einfluß jenes eigenartigen Sozialisten und Dreyfusards Charles Péguy, der offensichtlich in Christus einen französischen König verehrte. Noch heute wallfahren Studenten nach Chartres mit den Versen dieses Dichters auf den Lippen, der 1914 einundvierzigjährig in der Marne-Schlacht fiel und die letzte große Verkörperung des Nationaljakobinismus vor Charles de Gaulle war.

Was wir aus Abstand erkennen, hat bereits Guizot in seiner berühmten Formel für den in Napoleon III. verkörperten Bonapartismus ausgedrückt: »C'est beaucoup d'être à la fois une gloire nationale, une garantie révolutionnaire et un principe d'autorité.« (Es will etwas heißen, gleichzeitig den nationalen Ruhm zu verkörpern, eine revolutionäre Garantie und ein autoritäres Prinzip zu sein.) Seit den bahnbrechenden Untersuchungen von Louis Chevalier (»Les Fondements économiques et sociaux de l'histoire politique de la région parisienne 1848 – 1851«, Sorbonne-These von 1950) über die soziale Herkunft des Bonapartismus, nämlich seine starke plebejische Verwurze- wagt man eher, von den summarischen Klassifikationen

eines Victor Hugo, eines Karl Marx abzuweichen und das eigentümlich Moderne des Zweiten Kaiserreichs zu sehen. Was natürlich die Feststellung nicht ausschließt, daß schon vor der äußeren Niederlage der mehr und mehr der Krankheit verfallende Kaiser der Verklammerung der Gegensätze müde wurde und sich den orleanistischen Notabeln auslieferte. Ein Schicksal, das auch Charles de Gaulle nachgesagt wird, der gegen Ende seiner Regierungszeit der Formel von der »Partizipation« kein Leben mehr einzuhauchen vermag und resigniert die Bühne verläßt.

Doch das Schicksal dieser beiden großen Nationaljakobiner ändert nichts am prallen Vorhandensein des Nationaljakobinismus selbst in der französischen Geschichte seit dem 14. Juli und dem 18. Brumaire. Jede Geschichte der französischen Linken und jede Geschichte der französischen Rechten ist falsch, die nicht bei diesem Phänomen einsetzt. Für die Rechte gilt der simple Satz, daß es sie nur dort in nennenswerter Form gibt, wo der Nationaljakobinismus durch eine äußere Zwangslage oder eine innere Schwäche in seiner Ausstrahlung behindert wird. Das zeigt sich nicht nur in dem charakteristischen Auf und Ab der französischen Rechten, die einmal drohend vor der Tür steht und dann wenige Jahre später überhaupt nicht existent zu sein scheint. Es zeigt sich vor allem auch an dem paradoxen Sachverhalt, daß es immer wieder eine französische Rechte außerhalb der französischen Politik gibt.

Zunächst gibt es – für Frankreich typisch, für Deutschland undenkbar – die Rechte als Kunstwerk. Durch die Geschichte der französischen Rechten zieht sich eine Kette hochengagierter Schriftsteller, die unmittelbar politisch von begrenzter Wirkung sind, literarisch aber selbst vom Gegner respektiert werden – und zwar keineswegs nach dem Motto: Deine politischen Bücher sind schlecht, Deine unpolitischen gut. So leicht macht es sich der Franzose nicht. Zu dem uns immer wieder überraschenden Funktionieren des politischen Sinnes in Frankreich gehört eben die aus den zwanziger und dreißiger Jahren bekannte Situation, daß der Linke oder Liberale frühmorgens zunächst zur »Action Française« greift, weil die Leitartikel von Maurras und Léon Daudet besser formuliert sind als diejenigen im Blatt des eigenen Lagers. Der erste Fall dieser Art war Joseph de

Maistre. Während der trockenere Bonald stets auf das royalistische Lager beschränkt blieb, wurde der brillantere, in der Sache jedoch keineswegs mildere Maistre sehr bald dem geistigen Patrimonium der Nation eingegliedert. Es fällt keinem gebildeten Franzosen ein, die »Soirées de St. Petersbourg« oder das Buch über den Papst ins Abseits zu schieben. In unserem Jahrhundert ist der bereits erwähnte Charles Maurras der erstaunlichste Fall dieser Art: innerhalb der Académie Française, in die ihn selbst politische Gegner wählen, gilt er als Großmeister nicht nur der französischen Sprache, sondern auch des französischen Denkens – draußen auf der Straße ist er der Chef einer Bürgerkriegstruppe, der »Camelots du Roi« (Marktschreier des Königs). Ähnliches gilt sogar noch für die Federn des französischen Faschismus, für Drieu La Rochelle, Rebatet, den 1945 füsilierten Brasillach, für den großen Einzelgänger Céline – wenngleich inzwischen mit dem späten Einbruch der deutschen Ideologien (Marxismus und Existentialismus) auch in die französische Politik der tierische Ernst vorgedrungen ist.

Allerdings gibt es auf der französischen Rechten auch Vorgänge, die sich selbst in den doch sehr weitgespannten, vom Nationaljakobinismus dominierten Konsensus nicht mehr hineinfügen. Das führt zum seltsamen Phänomen einer französischen Rechten, die sozusagen nur für das Ausland existiert, nur dort sich durchsetzt. Graf Gobineau, der Vater des modernen Rassismus, war in Frankreich bis vor kurzem nur eine Kuriosität, allenfalls ein von ein paar highbrows geschätzter Novellist; erst seit etwa einem Jahrzehnt beginnt man sich in Paris, in Reaktion auf die Wirkung draußen, ernsthaft mit diesem folgenreichen Mitbürger zu beschäftigen. Noch erstaunlicher ist der Fall des geistig wohl wirksamsten (zum mindesten außerhalb Frankreichs wirksamsten) Franzosen der letzten achtzig Jahre: der Fall von Georges Sorel. Man kann dessen – wenn auch auf verschlungenen Pfaden erfolgte – Patenschaft an den beiden weltrevolutionären Bewegungen dieses Jahrhunderts, Bolschewismus und Faschismus, kaum leugnen. Wenn jedoch der gebildete Franzose beim Hören des Namens Sorel etwas assoziiert, dann den Historiker Albert Sorel oder allenfalls Stendhals Romanhelden Julien Sorel. Bei Georges Sorel kümmert sich niemand um eine Ausgabe des Werkes, und es gibt auch keine »Ge-

sellschaft der Freunde des Werkes von ...«, auf die sonst in Frankreich jeder Autor von einigem Format zur Pflege seines Nachruhms rechnen kann. Natürlich bietet sich die Ausrede an, Sorel habe vor allem über das Gespräch gewirkt. Bestehen bleibt, daß er den Franzosen als einer der Hauptschuldigen am jähen Auseinanderfahren dessen gilt, was in Frankreich zum mindesten bislang der Jakobinismus noch zusammenhält. Das erklärt zur Genüge den Bann, der immer noch auf Georges Sorel liegt.

Die über die französische Rechte verhängte Existenz im Schatten des Nationaljakobinismus läßt sich deutlich an der Geschichte dieser Rechten seit der letzten Jahrhundertwende zeigen. So sehr die rechte »Grundhaltung« konstant bleibt, so sehr wechselt der »Inhalt« – oder besser: die Option – der Rechten von einer historischen Situation zur andern. Wir haben bereits auf die auffällige Karenz der französischen Rechten hingewiesen, die unter dem Schock jener »Achsenzeit« entstand. Die Lücke ist ungefähr zu begrenzen mit dem Tod des Grafen von Chambord, des letzten echten Bourbonen, im österreichischen Exil 1883 auf der einen Seite und auf der andern mit der Bildung der »dreyfusistischen« Regierung der »Verteidigung der Republik« unter Waldeck-Rousseau im Juni 1899. Nach dieser »Wasserscheide« setzt die Rechte mit dem Beginn des Jahrhunderts neu an – und zwar als »integraler Nationalismus«.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wandert in ganz Europa der Nationalismus allmählich von der Linken zur Rechten hinüber: ursprünglich ein Geschöpf der Revolution, wird er aus einer vorwiegend befreienden, aufsprengenden Bewegung zu einer mehr die Bindung suchenden. Um 1900 geht es nicht mehr um die Befreiung der Nation aus feudalen Fesseln oder aus Fremdherrschaft – der Akzent verlagert sich mehr und mehr in Richtung des Aufrufs zu nationaler Einheit über innenpolitischen Spannungen, wie er in außenpolitischen Krisen häufig ist: die Nation soll der härter werdenden Konkurrenz der Nationen gewachsen sein. Dabei darf der soziale Akzent nicht übersehen werden: im modernen Nationalismus steckt meist eine aggressive Kritik der im parlamentarischen Repräsentativstaat verkörperten liberalen Gesellschaft; deren angebliche Anarchie wird dabei mit Ordnungsvorstellungen konfrontiert, die oft in

rechte Formen des Sozialismus münden (der Sozialismus ist, wie der Nationalismus, nicht von vornherein auf rechts oder links festgelegt). Zur innenpolitisch bindenden und zur gegen außen abschirmenden Funktion dieses Nationalismus kommt oft noch die imperialistisch ausgreifende hinzu, nicht selten mit einem besonderen Sendungsbewußtsein gekoppelt. Alle drei Funktionen finden wir in der um 1900 herum neuaufsteigenden französischen Rechten. Deren Pech ist bloß, daß der Nationaljakobinismus nach der Losung des Igels »Ick bün all hier« diese Funktionen zu manchen Zeiten bereits vor der Rechten erfüllt und diese damit zum vergeblich hin und her rasenden Hasen macht.

Dieses Bild der Rechten unterscheidet sich von der häufig anzutreffenden Vorstellung, die Rechte sei in erster Linie eine an den status quo sich klammernde politische Kraft. Zu mindesten für den Spezialfall Frankreich trifft dies einfach nicht zu. Der status quo, das ist in diesem Lande um 1900 seit langem schon »la République« – also die Mitte. In ihrer Schwäche ist diese Mitte ein »juste milieu« bürgerlicher Notabeln, die sich vor den Dynamismen der Linken und der Rechten in Sicherheit zu bringen suchen; in ihrer Stärke drängt diese Mitte als Nationaljakobinismus die Linke wie die Rechte in die Außenseiterposition. Und die Rechte quittiert das, indem sie die Republik »la gueuse«, die Schlampe, schimpft (was erst in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen durch ein anderes Schimpfwort, »le système«, abgelöst wird). Das Schimpfen ist verständlich, denn der jakobinisch-republikanische Mythos hilft dieser Mitte bis heute immer wieder über Schwächen hinweg und läßt die Linke wie die Rechte nur schwer aufkommen. Das nationaljakobinische Sendungsbewußtsein ist eine »volonté générale«, ein Gemeinwille, welcher bisher der »volonté de tous«, dem addierten Willen der einzelnen mehr oder weniger unzufriedenen Bürger stets überlegen war. Das haben die diversen siegreichen Plebiszite de Gaulles gezeigt – mit dem letzten suchte er ja wohl nur noch einen Abgang von der Bühne.

Da die französischen Rechte ganz in der Spannung zur nationaljakobinischen »volonté générale« lebt (wozu nicht in Widerspruch steht, daß sie tief von ihm beeinflußt ist), führt es in die Irre, ihr auch Personen, Gruppen und Parteien zuzurechnen, die noch in diesen Gemeinwillen einbezogen sind, die an ihm

teilhaben und von ihm getragen werden. Beim »Centre droit«, der »rechten Mitte« der französischen Politik, liegt die Betonung auf dem Substantiv, nicht dem Adjektiv. Und die Grenze, die wir meinen, am politischen Personal der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zu zeigen: Pétain ist ein Mann der Rechten, Laval nicht; Doriot ist einer, der Oberst La Rocque, trotz der Aufmärsche seiner »Feuerkreuzler«, nicht. Laval und La Rocque sind denn auch von der Rechten immer wieder als Vertreter des »Systems« angegriffen worden. (Darin sah sich die Rechte natürlich bestätigt, als eine Subvention von La Rocque und seiner Veteranenorganisation »Croix de Feu« aus Regierungsgeldern aufgedeckt wurde.) Und beide, Laval wie La Rocque, erfuhren nach ihrem Tode Rechtfertigungen aus dem republikanischen Lager, die ein Pétain nur von seinen Anhängern erhielt.

Da ohne diese Unterscheidung nicht verständlich ist, was in Frankreich als »rechts« gelten kann, sei sie noch an einem Manne gezeigt, durch den diese Grenze mitten durch ging: an Maurice Barrès (1862–1923). Dieser Schriftsteller und Politiker war sicherlich die reichste und damit verwirrendste Gestalt der Rechten während der Dritten Republik; im Kern enthält er alle späteren Entwicklungen der Rechten in sich. Daß er für die Öffentlichkeit diesseits wie jenseits des Rheines zunächst in erster Linie der antideutsche Propagandist war, hat lange seine eigentlichen Dimensionen verdeckt – doch nun zeichnet sich eine Neuwertung von Barrès ab. Innerhalb der französischen Rechten klingt allerdings noch das Urteil von Maurras nach, der den Älteren halb verehrte, halb von ihm irritiert war. Für Maurras als den Sprecher der Orthodoxie in der französischen Rechten von damals war es ein Fehltritt, als Barrès – in Vorwegnahme de Gaulles – begann, die französischen Könige und die Kaiser und die großen Männer der Republik gleichberechtigt zu »professeurs de l'énergie« zu ernennen, welche gemeinsam die Nation geformt hätten. Damit geriet Barrès in den Sog des jakobinischen Einheitswillens – und eines Tages mußte die Rechte feststellen, daß ihr glänzendster Vertreter ihr gar nicht mehr gehörte: ohne sich selber verraten zu müssen, war Barrès zu einer Art von öffentlicher Institution geworden, zu einer Verkörperung des Gemeinwillens.

In der Zeit, in der Barrès den Höhepunkt seiner öffentlichen

Wirkung erreichte, um den Ersten Weltkrieg herum, war allerdings für einen Mann wie ihn die Möglichkeit gering, zur Republik in einem schroffen Gegensatz zu geraten. Der nationalistische Impuls zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen konnte ihn so wenig von der Republik von damals trennen wie der darüber hinausgehende Impuls, der »französischen Sendung in der Welt« eine neue Form und neuen Elan zu geben. Die damalige Republik erkannte sich in *ihm* wieder, nicht in Romain Rolland und nicht in Jaurès. Nicht immer identifiziert sich die Republik jedoch mit solchen Impulsen. Es gibt Zeiten jakobinischer Flaute: nach großen Anstrengungen und manchmal auch, weil die weltpolitische Lage dazu nötigte. Solche Zeiten waren jeweils die Blütezeiten der Rechten: sie vertrat dann den nationalistischen Anspruch, manchmal sogar die nationale Haltung, alleine – und zog damit die vielen an, die dafür ansprechbar waren. Das Auf und Ab der Rechten in den letzten sieben Jahrzehnten zeigt das recht deutlich.

Das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist eine Blütezeit der Rechten. Eugen Weber (University of California), einer der wenigen Spezialisten des Themas, hat für diese Zeit von einem »nationalistischen Wiederaufschwung« gesprochen (vgl. sein Buch »The Nationalist Revival in France, 1905–1914«, Berkeley 1959). Es ist die unglückselige Affäre Dreyfus (Verurteilung 1894, Rehabilitierung 1906), die der Rechten Raum schafft, weil die republikanischen Führer sich in der das Land zerreißender Spannung zu weit nach links treiben lassen. Allmählich wächst dann die offizielle Republik wieder in das nationaljakobinische Gewand hinein – ein Vorgang, der 1917 seinen Höhepunkt erreicht, als der Jakobiner Clemenceau das schwankende Steuer ergreift und Frankreich zum Siege führt. Die Rechte ordnete sich damals bedingungslos dem Manne unter, den sie vor dem Krieg wegen seiner »roten« Jugend und wegen seiner Verwicklung in den Panama-Skandal erbarmungslos angegriffen hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg dauert es ziemlich lange, bis es wieder zu einer starken Rechten kommt, weil die Republik im Nachhall des Sieges »national« bleibt. Auftrieb für die Rechte bringen erst wieder diverse Skandale wie derjenige des Schwindlers Stavisky (1934), die einen Teil des Personals der Republik kompromittieren, und die Bildung

der Volksfront (1936). Doch der Republik kommt zugute, daß diese neuaufsteigende Rechte durch Hitler gespalten wird: sie zerfällt in eine scharf gegen das Dritte Reich gerichtete Fraktion (Beispiel: Kérillis) und eine andere, bei der das Fehlen einer so eindeutigen Ablehnung in verschiedener Abstufung zu einer Kollaboration mit Hitler führt. (Wir wählen eine so vorsichtige Formulierung, weil das vielschichtige Problem der Kollaboration meist noch zu einfach gesehen wird, auf der einen wie der anderen Seite.)

Nach 1945 dauert es wieder lange, ehe sich eine starke Rechte heranbildet. Daß ein Teil der Rechten sich mit Hitler kompromittiert hatte, ist nicht der Hauptgrund – schließlich war der Anteil der Rechten an der Résistance erheblich, insbesondere in den ersten Jahren, als der Widerstand noch eine gefährliche Sache und damit die Angelegenheit weniger war. Was die Rechte so lange blockierte, war vielmehr die Person de Gaulles: ein Mann von hochgradigem nationalem Pathos, der gleichwohl noch in den republikanischen Konsensus hineingehörte und sogar in verschiedenen Krisen – 1940, 1958, 1962, 1968 – zur Verkörperung der Republik wurde. Ein neoroyalistischer Führer sagte uns einmal mit einem lächelnden Seufzer, der Monarchismus habe zu Lebzeiten de Gaulles keine Chancen, weil dieser das der Monarchie offene Gefühl, das sich in jedem Menschen finde, bei seinen Zeitgenossen völlig absorbiert habe. Die Rechte im Ganzen konnte dasselbe in bezug auf de Gaulle und den Nationalismus sagen.

Gewiß hatte sich im Verlauf des schmerzhaften Entkolonisierungsprozesses in Frankreich wieder eine starke Rechte gebildet – insbesondere seit dem für Frankreich so beschämenden Debakel von Dien-Bien-Phu (1954). Richtig schoß sie aber erst auf, als sichtbar wurde, daß der 1958 an die Macht zurückgekehrte de Gaulle nicht der Retter, sondern der Liquidator des Kolonialreiches war. Bis dahin hatte die »nationale Rechte« ein gequältes, aus Mißtrauen und Hoffnung gemischtes Verhältnis zu ihm. Erst als der General am 16. September 1959 den algerischen Nationalisten das Selbstbestimmungsrecht zuerkannte, kam es zum offenen Bruch. Nun konnte die Rechte ihn in den Augen vieler Franzosen zum »Verräter« stempeln; als ein solcher erschien de Gaulle sogar in den Augen einstiger Gefolgs-

leute (Beispiel: Soustelle). Die Zeit, in der de Gaulle sein politisches Meisterstück leistete – die sorgfältige, immer wieder durch Rückzieher unterbrochene Abtrennung des von einer starken französischen oder doch französisch fühlenden Minderheit besiedelten Algeriens ohne französischen Bürgerkrieg –, diese Zeit war auch die, in der es zu einem kurzen, aber heftigen Wuchern der Rechten kam. Und zwar der radikalsten Rechten, die es in Frankreich seit 1900 gegeben hat.

Allerdings kam de Gaulle, und damit der Republik, in dieser gefährlichen Auseinandersetzung zweierlei zugute. Erstens lastete die Ungunst der weltpolitischen Situation auf der Rechten. Die Einsicht, daß Algerien gegen die kommunistische, die neutralistische, die angelsächsische Welt und ein unlustiges Mutterland zugleich nicht zu halten war, suchte man zwar zu verdrängen, doch ganz konnte man sich ihrer nicht erwehren. So fand diese an aufgestauten Energien und hochwertigen Kadern so reiche Rechte nicht zu einer Strategie – ihr waren nur einzelne Verzweiflungsausbrüche möglich. Und man entlastet sich auf den Sündenbock de Gaulle: »Wir wollten das Empire ja halten, aber de Gaulle ist uns in den Rücken gefallen ...« Von daher haftet dieser »les Ultras« genannten Rechten ein donquijotesker Zug an, der sie nach der erfolgten Liquidation der französischen Stellung in Nordafrika bald in den Sektiererwinkel führte. Die hagere, bärtige Gestalt des Fallschirmjägerleutnants Lagaillarde, halb tragische Figur, halb Rocker, bleibt als Verkörperung dieser zwiespältigen Lage in der Erinnerung haften.

Die andere Schwäche der Ultras war, daß sich unter diesem Sammelnamen die heterogensten Gruppen und Tendenzen zusammenfanden. Zunächst gehörten zu dieser »Rechten« zwei Lager, die zwar zahlenmäßig ihren stärksten Teil ausmachten, jedoch nur durch die historische Situation auf den rechten Flügel gedrängt worden waren. Das eine waren die weißen Siedler Algeriens, die sogenannten »pieds noirs« (Schwarzfüße), bei denen es das ganze politische Spektrum von ganz links bis ganz rechts gegeben hatte; in ihrer bedrängten Lage als »poor whites« mußten sie nun die Erfahrung machen, daß bloß auf der Rechten – rechts von de Gaulle – noch jemand gewillt war, sich für sie zu schlagen. Das andere Lager, das der Offiziere und Berufssoldaten, war bis dahin überhaupt unpolitisch gewesen.

Die Karriere-Offiziere hatten sogar bewußt das Image der Armee als der »grande muette«, der großen Stummen, gepflegt: die Truppe sollte als der Politik entzogene »neutralisierte« Größe die Stabilität des Staates garantieren. Nun stieß de Gaulle sie brutal in die Politik, indem er das letzte Stück jenes französischen Maghreb liquidierte, der ja vor allem eine Schöpfung der Armee gewesen war (und ihre Heimwehlandschaft inmitten der so bürgerlichen französischen Gesellschaft). Aber auch die Feinschaft der Offiziere gegen den Dekolonisator de Gaulle war nicht einheitlich. Während die »Obersten von Algier« eine radikale Umstellung auf die »psychologische Aktion« gegen den »revolutionären Krieg« forderten, warfen die »Atlantiker« im Offizierskorps ihrem Staatschef vor, sich zu lange auf kolonialen Nebenkriegsschauplätzen zu verzetteln, statt sich auf den großen Waffengang an der Seite des amerikanischen Verbündeten vorzubereiten.

So heterogen diese bloßen »Situations-Rechten« auch waren – sie wirkten beinahe geschlossen neben der wirren Vielfalt der eigentlichen Rechten, derjenigen der »Politischen«. Übrigens gab es sogar hier bloße Situations-Rechte: etwa Republikaner wie Lacoste und Lejeune von der französischen Sozialdemokratie, die einfach in diesem Lager waren, weil für sie Algerien zur »einen und unteilbaren Republik« gehörte, die Republik aber ihrer Meinung nach dem jakobinischen Auftrag untreu geworden war. Was hatten sie mit jenen Abenteurern unter den Bombenlegern der OAS (Organisation de l'Armée Secrète) zu tun, denen Algerien ziemlich gleichgültig war – außer, daß sie in ihm ein Mittel sahen, um die Republik in die Luft zu sprengen? Doch das war nicht der einzige Gegensatz quer durch die Ultras. Georges Bidault, der während des Zweiten Weltkrieges der letzte Chef der Untergrundregierung der Résistance gewesen war, hatte in der OAS eine ähnliche Funktion inne und stieß bei dieser Tätigkeit immer wieder auf andere Illegale, die während des Zweiten Weltkrieges deutsche Uniform getragen hatten. Nicht einmal Bidault und Soustelle, die doch beide damals gegen Hitler kämpften, waren auf einen Nenner zu bringen: in Bidault war gegen Soustelle noch immer das Mißtrauen des im besetzten Frankreich tätigen Widerstandskämpfers gegen den von England und von Algier her tätigen Gaullisten wach.

Diese Vielfalt führte während der algerischen Wirren oft zu grotesken Situationen – etwa zu der, daß zu einem Putsch eine Einheit von Fallschirmjägern der Fremdenlegion aufmarschierte, deren Mannschaft mehrheitlich Deutsche waren (und zwar zu einem erheblichen Teil ehemalige Angehörige der Waffen-SS), während der kommandierende Offizier, Franzose, vor 1945 in einem deutschen KZ gesessen hatte. Und diese Truppe sang dann auf den Camions, die sie in die Gefangenschaft führten, mit deutschem Akzent das Chanson von Edith Piaf: »Je ne regrette rien ...« (ich bedaure nichts). Wer wirklich nichts bedauerte, waren jedoch die Jungen, zum Teil noch Halbstarken, die in diese Rechte mit ihrer Untergrundromantik hineinwuchsen und sich um die Differenzen der Älteren keinen Deut kümmerten. Für sie war der Untergrund der Ultras einfach ein anarchisches Aufbäumen gegen die Monotonie der auch in Frankreich sich ausbreitenden Konsumgesellschaft. Kein Wunder, daß man einen Teil von ihnen auf den Pariser Barrikaden vom Mai 1968 wiederfindet. Das gleiche Durcheinander in den Ideologien. Es standen sich nicht nur schroff französischer Traditionalismus und Nachwirkungen des gesamteuropäischen Faschismus gegenüber. Auch innerhalb dieser beiden Gruppen bestanden Spannungen. Bei den Traditionalisten trennte den überseeischen Anhänger des Empire eine Welt von dem eng auf die klassische Tradition bezogenen Maurrassisten des Mutterlandes. Genauso trennte bei den im Bann des Faschismus Stehenden die romantisch nach rückwärts, auf die Zeit bis zum Mai 1945 Fixierten eine Welt von den Jungen, die sich in einer Art von »Jugendbewegung« eine internationale Brüderlichkeit junger Nationalisten erträumten.

Überblickt man die Problematik und Zerspaltenheit dieser quantitativ so beachtlichen Rechten, so ist es auch nicht mehr so überraschend, daß de Gaulle – die Liquidation des Kolonialreiches einmal vollzogen – mit ihr fertig werden konnte. Er hatte von dem Augenblick an gewonnen, als er Frankreich, trotz aller Widerstände, in der Welt wieder eine Rolle verschaffte, die es seit Poincaré nicht mehr gekannt hatte. Der israelische Sechs-Tage-Krieg von 1967 gab dann dem, was von den Ultras übriggeblieben war, noch den Gnadenstoß: er spaltete sie in eine pro-israelische und in eine antisemitische Frak-

tion. (Auch in der Vergangenheit war immer nur ein Teil, nie die ganze französische Rechte antisemitisch – wie auch der Antisemitismus sich in diesem Lande stets in allen politischen Lagern fand, vor allem auch auf der Linken. Daß die jüdische Gemeinde Algeriens sich zwischen 1959 und 1962 entschieden auf die Seite der antigaullistischen Putschisten der OAS gestellt hatte, angeblich unter Zuzug von erfahrenen Straßenkämpfern aus Israel, blieb nicht ohne Einwirkung auf das einzige politische Lager Frankreichs, das sich der Liquidation des Empire entgegengestemmt hatte – eben die Rechte.)

Was ist heute noch von dieser Rechten da, die zwischen 1959 und 1962 immerhin den französischen Staat von innen her so schwer erschütterte wie nichts sonst seit der Kommune von 1871? Nun, es blieb – wie immer in Frankreich – eine Literatur. Darüber hinaus ein Sentiment, eine gewisse Mentalität, für einige eine immer wieder jäh aufschießende Erinnerung, eine innen weiterschwärende Wunde. An der Oberfläche scheint es zur Zeit keine nennenswerte französische Rechte mehr zu geben außer einigen aus Studenten und anderen Jugendlichen gebildete Aktivistengruppen wie »Occident« und »Ordre Nouveau«. Bis zum Abschluß dieses Berichtes ist es de Gaulles Nachfolger, Georges Pompidou, gelungen, jenes einzigartige Kunstwerk der französischen politischen Vernunft, nämlich den Nationaljakobinismus als Bändigung des permanenten Bürgerkrieges der Moderne, aufrechtzuerhalten. Man täusche sich jedoch nicht: wenn die Republik eine Schwäche zeigt, vermag über Nacht wieder eine neue französische Rechte jäh aufzuschießen.

14. Ein Denkmal schüttelt mir die Hand

Während meiner Tätigkeit als Auslandsberichterstatter in Paris (1953 bis 1961) habe ich General de Gaulle öfters bei Staatsanlässen und bei Pressekonferenzen gesehen und gehört. Die eindrücklichste Begegnung erlebte ich ein Jahr vor de Gaulles Rückkehr an die Macht – am 18. Juni 1957 in dem Fort auf Mont Valérien draußen vor Paris. Die Gaullisten feierten dort die 17. Wiederkehr jenes 18. Juni 1940, an dem der General von London aus mit einem Aufruf an die nicht kapitulationswilligen Franzosen die gaullistische Bewegung begründete. Aus einem langen Bericht der Zürcher »Tat« lasse ich die Ausführungen über die Zukunftschancen des Gaullismus weg und beschränke mich auf die Reportage dessen, was ich an jenem Sommertag 1957 gesehen habe.

Das auf einer Anhöhe in der westlichen Banlieue gelegene Fort ist ein Bau des 19. Jahrhunderts, der heute noch militärischen Zwecken dient. Während des letzten Krieges haben die Deutschen dort Erschießungen durchgeführt. Das war wohl auch der Grund, weshalb dann dort nach 1945 die zentrale Weihestätte der Résistance eingerichtet wurde. In die Seitenmauer eines Hohlweges gleich hinter dem Eingangstor ist eine Krypta eingelassen, in der fünfzehn Särge aufgestellt sind. In ihnen liegen aber nicht nur Füsilierte, sondern auch im Kampf gefallene Soldaten des »Freien Frankreich« und Gefallene des Maquis. Es sind zwei Mohammedaner und ein Neger darunter.

Heute ist vor dem Eingang zur Krypta ein von einer riesigen Trikolore überfluteter Kenotaph errichtet; auf ihm liegt ein mächtiges Lothringerkreuz. Am Fuß des Kenotaphs steht ein Kessel, in dem die Erinnerungsflamme entfacht werden wird. Ein Schwerverletzter wird das Feuer mit einer Fackel bringen, die er zuvor unter dem Triumphbogen an der Ewigen Flamme des Unbekannten Soldaten entzünden wird. Eben ist de Gaulle – die Lautsprecher melden es – am Arc de Triomphe eingetroffen.

Der Hohlweg bis hin zum Kenotaph ist mit rötlichem Sand bestreut. Entlang des Weges haben sich ein Musikkorps und eine Ehrenkompanie aufgestellt. Auf Tribünen und auf den Hängen

rundherum drängen sich seit einer Stunde ein paar Tausend Personen, die auf Grund besonderer Einladungen Zutritt erhalten haben: Veteranen der Résistance, Angehörige von Gefallenen, patriotische Vereine. Die älteren Jahrgänge überwiegen. Erstaunlich viele ältere Frauen, die der Kleidung nach dem versinkenden alten Bürgertum angehören. Dazwischen aber auch verwegen blickende und mit Medaillen behängte jüngere Leute, die im August 1944 als Knaben die Barrikaden von Paris bevölkert haben dürften. Der Ordnungsdienst wird, wie wir später erfahren, von Angehörigen des einstigen gaullistischen »Rassemblement du Peuple Français« versehen. Das Ganze ist ein merkwürdiges Gemisch einer offiziellen, staatlichen Zeremonie und der Erinnerungsfeier einer einstigen (und vielleicht künftigen) Bürgerkriegsfraktion. Doch das entspricht haargenau de Gaulle selbst, der weder reine Privatperson ist, noch der offiziellen Hierarchie zugehört, sondern eine juristisch undefinierbare Mittelstellung einnimmt. Der aus einer sehr andersartigen Welt kommende Ausländer hat Mühe, mit dem Paradoxon fertig zu werden, das für die Franzosen um uns herum gar keines zu sein scheint: ein Mann, der »das System« verdammt und von diesem »System« eine militärische Ehrenkompanie gestellt bekommt . . .

Allmählich finden sich auch die sogenannten »Personnalités« ein. Handelt es sich um einen hohen General oder einen Admiral, so spielt die Musik ein paar Takte, die Truppe präsentiert und der so Geehrte grüßt die Fahne. Dann aber stürzt ein Ordner herbei und macht ihn darauf aufmerksam, auf welchem Wege er zu der neben dem Kenotaph errichteten Ehrentribühne gehen soll: der rote Sand in der Mitte des Weges darf nicht betreten werden; zwischen den Zuschauern und dem Sand ist ein schmaler Streifen Asphalt freigelassen. Auch Frankreichs erster Soldat, der mit Beifall begrüßte Marschall Juin, muß sich der Anordnung fügen. Stärkerer Beifall noch begrüßt eine hochgewachsene Dame von etwas altmodischer, strenger Eleganz, die Bescheidenheit und Haltung würdig vereint. Es ist die stets schwarz gekleidete Witwe von Marschall Leclerc, die bei solchen Zeremonien nie fehlt und ähnlich de Gaulle eine Art von »inoffizieller Institution« darstellt, nämlich eine Art von Landesmutter.

Doch nun kommt es zu einem Zwischenfall. Männer des Ordnungsdienstes haben den General Catroux, Verkörperung der liberalen Entkolonisierungspolitik, bei seiner Ankunft ausgepfiffen. Der alte Kampfgefährte de Gaulles stelzt mit rot angelaufenem Gesicht und flackernden Augen auf die Ehrentribüne zu. Nach ihm erscheint der offizielle Vertreter des Staatsoberhauptes, Präsident Coty's militärischer Berater General Ganeval. Aber einen Minister sehen wir nicht. Der höchste Vertreter der zivilen Macht scheint der in Gala-Uniform eingetroffene Polizeipräfekt von Paris zu sein.

Endlich kommt die Wagenkolonne vom Triumphbogen. Im ersten der Militärlastwagen der Träger der Flamme und die Fahnen, in den andern Truppe. Nach dieser Kolonne eine Pause. Dann wird langsam ansteigendes, murmelndes Brausen hörbar; das ist der Beifall draußen vor dem Fort. Nun fängt es auch innerhalb der Mauern an: »De – Gaulle – de – Gaulle – de – Gaulle!« In offenem Personenwagen stehend, was seine Länge noch betont, fährt de Gaulle langsam durch die Menge. Er steigt aus und grüßt die Fahne, während die Musik die Marseillaise spielt. Und von überall stürzen die Photographen und Filmoperateure heran. Sie dürfen, was nicht einmal der einzige lebende Marschall von Frankreich durfte: sie treten ungehindert auf den Streifen roten Sandes, über den Minuten später de Gaulle zum Kenotaph schreiten wird. Das Ereignis muß sofort und aus dem besten Winkel vervielfältigt werden.

In der Uniform eines Brigadegenerals und mit dem Lothringerkreuz als einziger Auszeichnung auf der Brust steht de Gaulle in Achtungstellung vor dem Kenotaph, nachdem der humpelnde Schwerverletzte die Flamme entzündet hat. Hinter dem General in zwei Reihen sein Gefolge: es sind die führenden Männer des Ordens der »Compagnons de la Résistance« als die Elite der Widerstandsbewegung. Die Musik spielt langsam und gedämpft »Aux Morts«, die Totenhymne. Sonst ist auch das kleinste Räuspern verstummt. Aber emsige Radioreporter hupfen auf Zehenspitzen mit steil in die Luft gestreckten Mikrophonen durch den roten Sand, um das Schweigen einzufangen.

De Gaulle hält keine Rede. Er betritt mit dem stellvertretenden Kanzler des Ordens die Krypta. Nun tritt er wieder heraus und begrüßt die »Persönlichkeiten« und die Angehörigen der in

der Krypta Ruhenden. Und dann geht der General fast zwanzig Minuten lang kreuz und quer durch die Menge und schüttelt die Hände der Kampfgefährten von einst und der anderen Leute, die sich eingefunden haben. Mögen sich auch noch so dicke Knäuel um ihn bilden – stets ragt der Kopf mit dem etwas zu hohen Generalsképi aus der Menge. Der in Abständen immer wieder skandierte Ruf »De – Gaulle – au – pou – voir!« (de Gaulle an die Macht) läßt spüren, daß ein Großteil der hier Versammelten in ihm den Mann sieht, in dessen Händen ihre Zukunft liegt.

Nun nähert sich der General der Gruppe, in der ich mich befinde, und ich kann ihn näher betrachten. Vor drei Jahren sah ich ihn zum letztenmal. Seither ist das Haar fast weiß geworden. Und vor allem hat sich die eigenartige Unförmigkeit des Körpers noch gesteigert. Nicht jeder sehr lange Mensch ist unförmig. Bei de Gaulle sitzt der birnenförmig sich nach unten erweiternde Kopf auf einem ebenso nach unten sich erweiternden Körper. De Gaulle hat in der Einsamkeit des Schweigens etwas Aufgedunsenes bekommen. Mit den seltsam langsamen und zögernden Bewegungen gibt ihm das etwas von einem Golem, der sich unter den vielen gutgebauten und grazilen Offizieren um ihn herum wie ein Wesen aus einer anderen Welt bewegt. Selbst der doch recht stämmige Juin wirkt zierlich neben ihm.

Ein Ordner hat kurz zuvor die vor den Journalisten stehende Tafel »Presse« entfernt. De Gaulle schüttelt den beiden alten Frauen neben uns, wohl Mütter von Gefallenen, die Hand. Dann wendet er mir den Kopf zu und ergreift mit einem tonlos gesprochenen »Bonjour, Monsieur« meine Hand. Ich blicke in das mächtige Gesicht, durch das sich – erst aus der Nähe wird das sichtbar – schwere Hautwülste wie Gebirge ziehen. Obwohl ich nicht klein bin, muß ich aufwärts blicken. Dort innen müssen die Augen liegen. Ich sehe etwas Weißes – ob ich Augen sehe, weiß ich nicht. Blitzschnell gehe ich in der Erinnerung die Reihe der vier, fünf Personen von geschichtlichem Rang durch, denen ich bisher gegenübergestanden habe. Bei allen kann ich mich genau der Augen entsinnen. Aber de Gaulle steht nun vor der Gruppe der Schwerverletzten der Résistance rechts von uns. Ein mächtiger blinder Neger hat sich dort aufgerichtet und weint, von Erschütterung gepackt, vor sich hin. Seine Begleiterin

hat ihm zugeflüstert, daß der Mann, der ihn nun umarmt, der General de Gaulle ist. Er sieht ihn nicht.

In diesen Augenblicken habe ich erst begriffen, was mir einer der klügsten jüngeren Monarchisten, Pierre Boutang, einige Zeit vorher über de Gaulle gesagt hatte: »Wenn de Gaulle im Augenblick der Befreiung von Paris gestorben wäre, würde er einer der größten Männer unserer Geschichte sein. Heute ist er für uns ein Verhängnis, weil er die monarchistischen Impulse, die es im französischen Volk wie in jedem anderen Volk gibt, absorbiert – und blockiert . . .«

15. Charles de Gaulle und die Gaullismen

Über keinen Staatsmann oder Politiker habe ich so viel geschrieben wie über General Charles de Gaulle (1890 bis 1970), dessen Rückkehr in die Politik mein bevorzugter Beobachtungsgegenstand während der Pariser Jahre war. Aus den Hunderten von größeren und kleineren Aufsätzen, die ich damals über diesen außergewöhnlichen Mann verfaßt habe, gerann dann diese zusammenfassende Studie. Sie erschien 1971 in Band II der »Politiker des 20. Jahrhunderts«, die von Münchner Politologen unter Leitung von Hans Maier im Verlag C. H. Beck veröffentlicht wurden.

Ohne verfassungsrechtlich dazu genötigt zu sein, hatte General Charles de Gaulle sein Schicksal als Präsident der Fünften Republik mit dem Plebiszit vom 27. April 1969 über die Regionalreform und die Umwandlung des Senats verbunden. Er wartete den Ausgang der Abstimmung in seinem Landhaus von Colombey-les-deux-Eglises in der Champagne ab, wohin er seine persönlichen Sachen und seine Papiere aus dem Elysée bereits mitgenommen hatte. Als die Nachricht von der Abstimmungsniederlage in das Dorf kam, brauchte de Gaulle nur noch nach Paris zu melden, daß er nicht mehr in den Elysée-Palast zurückkehren werde. Die Herrschaft des »plus illustre des Français« (»der ruhmreichste der Franzosen« so apostrophierte ihn sein Vorgänger auf dem Präsidentenstuhl, René Coty) war zu Ende. Und die Welt wartete gespannt auf die Proklamation aus Colombey oder zum mindesten auf die Abschiedsworte des Mannes, der über einer – an seiner Karriere gemessen – vergleichsweisen Bagatelle gestürzt war. Die Welt bekam von dem sonst so wortfreudigen de Gaulle kein Wort zu hören. Ein Dankschreiben an den Premierminister Couve de Murville für die treu geleisteten Dienste war alles. Der 78jährige hatte sich offensichtlich zwei seiner Kernsprüche zu Herzen genommen: »La vieillesse est un naufrage« (das Alter ist ein Schiffbruch, auf Pétain gemünzt) und »Il ne faut pas rater sa sortie« (man darf seinen Abgang nicht verpatzen). Dieser Abgang war gelungen. Das Schweigen aus Colombey war auf der Höhe dieses Lebens.

Und diesen Stil hielt er durch bis zur Beerdigung im Armensarg, November 1970.

Legenden und Rollen

Charles de Gaulle gehört zu den Staatsmännern, die nicht nur so viel Interesse, sondern auch so viel Verehrung und Haß weckten, daß sie schon zu Lebzeiten hinter ihrer Legende verschwinden. Oder vielmehr, wie im Falle de Gaulles, hinter den Legenden: den goldenen, erhabenen Bildern stehen rabenschwarze gegenüber. Den einen Franzosen erscheint der General als der Pater Patriae, der immer wieder – erst 1940–1944, dann 1958, dann wieder 1961 und zuletzt 1968 – die Republik rettete. Für andere ist er der Mann, dessen Auftreten in der französischen Geschichte stets von Verrat und üblem Opportunismus, von einer Spaltung der Nation und von Erschießungen begleitet gewesen sei. Während ein Teil Frankreichs de Gaulles stolzen Anspruch anerkennt, daß er seit 1940 über die wechselnden Legalitäten der verschiedenen Regime hinweg die Legitimität der Nation verkörpere, hat ihn ein anderer Teil immer als eidbrüchigen Offizier und als Usurpator gehaßt, den stets nur das Unglück des Vaterlandes ans Ruder bringe, der fahrlässig oder gar willentlich die Geschäfte der kommunistischen Subversion besorge. Für Dritte wiederum ist de Gaulle nichts als ein in Uniform gesteckter Anachronismus, der die seinem Land verbliebenen Kräfte überschätzt habe und deshalb nicht mehr als ein tragikomischer Ritter von der traurig-unförmigen Gestalt sei. Außerhalb Frankreichs schwankt das Bild dieses Mannes nicht minder. War er, zusammen mit Mao, der letzte der »Großen Alten Männer«, der noch in die Zeit der Epigonen hineinragte? Oder hat das Plebiszit vom 27. April 1969 die Welt von einem gehässigen Querulanten und Störenfried befreit? Und das sind bloß die Pole, zwischen denen sich ein breiter Variantenfächer von Legenden über de Gaulle und den Gaullismus spannt. Für fast jede dieser Legenden lassen sich Belege herbeischaffen; gegen jede lassen sich Argumente von Gewicht ins Feld führen.

Auch wer sich keine dieser Legenden zu eigen macht, kann de

Gaulle aus den Augen verlieren – dann nämlich, wenn er ihn in seine Gegensätze auflöst. Dazu verlockt natürlich das nahe Nebeneinander so verschiedenartiger Charakterzüge in der Person de Gaulles: erhabene Pathetik steht neben sarkastischem, ja schnoddrigem Witz, bauernschlaue Anpassungsfähigkeit neben Sturheiten monumentalen Ausmaßes. Man darf jedoch diese Gegensätze nicht überschätzen. Der Ausnahme-Mensch de Gaulle ist ein viel typischerer Franzose, als gemeinhin angenommen wird. So folgt er beispielsweise getreulich der nationalen Tradition, Spannungen plastisch und dramatisch darzustellen, ja sie zu spielen, statt sie pietistisch zu verdünnen und mit solcher Lauge alles zu vergiften. Die französische Politik wird von einem eigentümlichen Wiederholungstrieb beherrscht. Man verhält sich nach Modellen, die aus konkreten historischen Situationen abgeleitet sind – wobei der Modellcharakter schon daran ersichtlich ist, daß die Jahreszahlen gar nicht genannt zu werden brauchen: der »six février« (nämlich von 1934) ist ein »treize mai« (von 1958) und umgekehrt. Man schlüpft in Rollen, die konkreten historischen Personen nachempfunden sind. Das ist bei de Gaulle früh aufgefallen. Man hat ihn oft mit der Stimmen hörenden Jeanne d'Arc verglichen. Jedesmal, wenn de Gaulle sich in die Einsamkeit von Colombey-les-deux-Eglises zurückzog – 1946, 1955 und wieder 1969 – so stand dahinter das Bild von Clemenceau, der nach seinem Mißerfolg bei der Präsidentenwahl bis zu seinem Tode noch neun Jahre lang als das verkörperte schlechte Gewissen Frankreichs in seinem Häuschen in der Vendée saß. Der Nichtfranzose tut gut daran, diese Rollen ernst zu nehmen und zu respektieren, sie aber nicht absolut zu setzen. Er sollte nicht übersehen, daß Jeanne d'Arc und Clemenceau nur die beiden wichtigsten Rollen de Gaulles sind, nicht seine einzigen: als Sonnenkönig hat er für Riesensummen das Große Trianon restauriert; als Panzergeneral und -theoretiker übte er sich in napoleonischem Ausgreifen; in Afrika gab er sich paternalistisch-kameradschaftlich wie Lyautey; sogar Flibustier-Züge finden sich in der Art, wie er um 1940/41 als Chef des »Freien Frankreich« mit kleinsten Mitteln Krieg auf eigene Faust zu führen suchte. Und dieser Katalog ist sicher nicht vollständig. Der historische Rollen-Sinn gehört zu den vielen Zügen, die ihn von den besessenen Diktatoren unterscheiden, mit

denen man ihn zuweilen vergleichen wollte. Der Mann, dessen kostspieligstes architektonisches Unternehmen die Wiederherstellung eines alten Königsschlosses ist, unterscheidet sich auch darin sehr von einem Hitler, der in seiner eigenen Architektur überleben wollte und stolz darauf war, nie in den Schlössern anderer gewohnt zu haben.

Ein »animal politique«

Wo es Rollen gibt, muß es auch einen Menschen hinter diesen Rollen geben, der nicht mit ihnen identisch ist. Was ist die Konstante in Charles de Gaulle? Es gibt etwas, was ihn von allen in diesem Sammelwerk behandelten Staatsmännern und Politikern unterscheidet. Er ist derjenige unter ihnen, der am wenigsten von Doktrinen oder Ideologien oder allgemeinen Ideen beeinflußt ist – der überhaupt kein Organ für derlei hat. Eine solche Behauptung mag bei einem so wortfreudigen Menschen wie de Gaulle überraschen. Der einzige politikwissenschaftliche Grundbegriff, der bisher aus de Gaulles Politik abgeleitet wurde, ist derjenige der »Telekratie« – also der Herrschaft durch das vom Bild untermalte Wort. Gerade das aber erinnert an das durch und durch *instrumentale* Verhältnis des Generals zum Wort: für ihn ist es einfach dazu da, bestimmte Wirkungen zu erzielen. Sollen andere Wirkungen erzielt werden, so wechselt er die Worte bedenkenlos aus – auch wenn sie nun das genaue Gegenteil dessen sagen, was ein oder zwei Jahre früher gesagt worden war. Die de Gaulle-feindliche Literatur besteht auf weite Strecken aus Blütenlesen solcher widersprüchlicher Aussagen des Generals. Zum mindesten in Frankreich ist das der wirkungsloseste Teil dieser Literatur, und de Gaulle hat sich denn auch nie die Mühe genommen, auch nur einen der Widersprüche zu erklären oder gar zu entschuldigen.

Hier nämlich findet sich die wohl wichtigste Übereinstimmung zwischen de Gaulle und jenem politischen »Durchschnittsfranzosen«, wie er sich mit einer gewissen Typik in und nach den Religionskriegen und den vier Revolutionen von 1789, 1830, 1848 und 1871 (Kommune) herausgebildet hat. Der Franzose liebt zwar die »idées générales« durchaus und

jongliert gern mit ihnen; im politischen Alltag jedoch läßt er sich nicht von ihnen beeinflussen, sondern verbannt sie in ein sorgsam isoliertes Feiertagsstockwerk. In der konkreten historischen Situation reagiert er in einem Ausmaß »rein politisch«, wie es wenig andere Völker kennen; er hat einen »nur politischen Bereich« jenseits von allem Theologischen, Ideologischen, Moralischen und Juristischen abgegrenzt, wie man ihn in dieser Nacktheit anderswo kaum findet. Henri IV. hat diese spezifisch französische Auffassung von »Politik«, die über die alte Staatsräson weit hinausgeht, zum ersten Male voll verkörpert, und zwar nicht zufällig nach der Bartholomäusnacht. Dieses politische Verhalten hat sich seither – allen pathetischen Vordergrundfiguren zum Trotz – als die eigentliche Konstante der französischen Geschichte erwiesen. Es hat Frankreich in den letzten anderthalb Jahrhunderten immer wieder über drohende Abgründe hinweggetragen und ihm eine Totalkatastrophe wie die deutsche von 1945 oder die russische zu Ende des Ersten Weltkrieges erspart. Allerdings hat es auch die tiefen regenerierenden Einschnitte verhindert.

De Gaulle ist Franzose durch und durch gerade als ein solches »zoon politikon« im französischen Sinne – als »animal politique«, das nicht von Prinzipien her, sondern immer aus der konkreten historischen und damit politischen Situation heraus reagiert. Man darf sich darüber durch all sein Pathos, durch seinen literarischen Glitzermantel nicht täuschen lassen. Wenn de Gaulle als Chef des »Freien Frankreich« im Kampf gegen Hitler von 1940 bis 1944 die französischen Kommunisten als Franzosen wie jeden andern behandelt; wenn er als Chef des »Rassemblements« während des Kalten Krieges von 1947 bis 1955 dieselben Kommunisten als »Separatisten« und »Partei des Auslandes« außerhalb des Vaterlandes stellt; wenn er schließlich als Staatschef in einer von neuem »polyzentrisch« gewordenen Welt nach dem 21. August 1968 als erster westlicher Staatsmann den russischen Kommunisten wieder die Hand reicht – so mag es einen frösteln bei derart gleichgültigem Absehen von einer so folgenreichen Ideologie. Aber »Konversionen« stehen nicht dahinter; vielmehr hat sich de Gaulle in jedem der drei Fälle entsprechend der jeweiligen historisch-politischen Situation verhalten. Das gleiche ist es, wenn er 1945 Teilungspläne

für Deutschland hegt und im September 1962 auf seiner Deutschlandfahrt den Deutschen die Bruderschaft anbietet. Es ist müßig zu fragen, ob er 1945 oder 1962 ehrlich war – er war es beide Male.

Die Beispiele zeigen übrigens, worin de Gaulle sich als »animal politique« vom Durchschnittsfranzosen unterscheidet: für diesen ist »Politik« fast ausschließlich die französische Innenpolitik; für de Gaulle ist sie in erster Linie Außenpolitik. De Gaulle vermag die Innenpolitik nur als Funktion der Außenpolitik zu sehen. In der Außenpolitik allein geht es für ihn um Sein oder Nichtsein, in der Innenpolitik bloß um ein Mehr oder Weniger von diesem oder jenem. Gewiß ist jene naive Identifikation des französisch Besonderen mit dem menschlich Allgemeinen, die dem Außenstehenden an Franzosen so oft aufstößt, auch bei de Gaulle verspürbar. Aber er ist doch nicht so blind gegenüber allem Nichtfranzösischen wie der in sich selbst ruhende und mit sich selbst zufriedene Durchschnittsfranzose (welche Selbstzufriedenheit dazu geführt hat, daß die Franzosen von allen großen europäischen Nationen am wenigsten in die Welt ausgewandert sind). Zum mindesten unter *einem* Blickwinkel nimmt de Gaulle das Ausland, die Welt draußen recht deutlich und präzise wahr: unter dem Winkel, in dem allein das Spiel der »forces politiques«, der sozusagen physischen »politischen Kräfte« sichtbar wird. Auf sie hat er immer sehr sensibel und sogar prophetisch reagiert.

Herkunft

Die verwirrende Gestalt von Charles de Gaulle ist nur auf dem Hintergrund der wechselnden historischen Situationen – und zwar der außen- und weltpolitischen Situationen – zu verstehen. Was das Experiment für die Naturwissenschaften, ist die Geschichte für die Geisteswissenschaften: was im Nebel der Interpretationen verschwimmen wollte, nimmt sogleich Kontur an, wenn es in den historischen Ablauf und den historischen Zusammenhang hineingestellt wird.

Charles de Gaulle wird am 22. November 1890 in Lille als Sohn des Juristen und späteren Direktors einer katholischen

Privatschule Henri de Gaulle und der Jeanne, geb. Maillot, geboren. Die Geburt gerade in Lille ist zufällig; die Familie ist hauptsächlich in Paris ansässig. Ihre landschaftliche Einordnung gibt wenig her – dazu läuft in ihr zu Verschiedenartiges aus Burgund, der Normandie und dem flandrischen Norden zusammen – ganz abgesehen von den angeblichen Blutspritzern aus Irland und dem Badischen, die später propagandistisch ausgewertet wurden. Wenn man den Südfranzosen auf den unpathetischen, wendig-jovialen Typ von Laval oder Pompidou einengt, so mag de Gaulle allerdings ein typischer Nordfranzose sein. Biographen wiesen darauf hin, daß der Militär de Gaulle immer nur Truppen aus Nordrankreich befehligt und dadurch ein falsches Bild vom französischen Volk gewonnen habe: die Leute des »Nord« seien in ihrer ernsten Arbeitsamkeit so etwas wie französische Preußen.

Die gewisse Kühle und jansenistische Strenge, die de Gaulle vom gemütlichen Bilderbuch-Franzosen unterscheidet, wird von anderen sozial erklärt: mit der Herkunft aus dem katholischen Großbürgertum der Provinz. Auch das ist bei näherem Zusehen nicht so einfach. Zunächst sind die de Gaulles, im Gegensatz zu so vielen prominenten Franzosen mit Adels-Partikel (etwa Couve de Murville, Giscard d'Estaing) wirklicher, wenn auch niederer Adel; dazu trat durch Heirat viel Patriziat und anderes höheres Bürgertum. Auf seine Herkunft aus dem Großbürgertum angesprochen, hat de Gaulle einmal ausgerufen: »Ich ein Bourgeois? Ich bin es nie gewesen. Die Bourgeoisie, das ist der Reichtum – das ist das Bewußtsein, ihn zu haben, und die Gier, ihn zu erringen. Meine Familie und ich, wir sind immer arm gewesen ... Ich habe mich nie den Interessen, dem Ehrgeiz dieser Klasse verbunden gefühlt.« Das klingt insofern überzeugend, als de Gaulle das Wort »intérêt«, in seinem Doppelsinn von »Eigennutz« und »Zinsen«, immer nur mit tiefer Verachtung verwendet hat. Der soziologische Tatbestand läßt sich zum mindesten allgemein so festlegen, daß de Gaulle dem »anderen Frankreich«, der »vieille France«, entstammt, die bis ins 20. Jahrhundert hinein durch die Leitbilder von »Thron und Altar«, »Säbel und Weihwedel« geprägt war und im Grunde die laizistische Republik innerlich nie anerkannt hat. Durch diese Umwelt wurde de Gaulle manches noch selbstverständlich, was

außerhalb dieses Bereiches längst nicht mehr selbstverständlich war – so etwa der unbedingte Primat der »gloire« über den »intérêt«.

Allzu geschlossen darf man sich diese Familie allerdings auch nicht vorstellen. Aus Beamten, Richtern, Priestern, Soldaten, Gelehrten und ähnlichen Berufen zusammengesetzt, hat sie einen eigenartigen Hang zum Literarischen. Schon vom Großvater de Gaulle gibt es ein vielbändiges »Leben des Hl. Ludwig«; dessen Frau verfaßte Erbauungsbücher am laufenden Band (acht Seiten im Katalog der Nationalbibliothek!); von einem Onkel des Generals stammt ein »Systematischer und biologischer Katalog der Hymenopteren von Frankreich«. Der interessanteste Literat (und Ideologienstreuer) der Familie ist jedoch Charles de Gaulle der Ältere, ein anderer Onkel des Generals. Er nannte sich keltisch »Barz Bro Ch'all« (Barde des Landes Gallien), und das nicht ohne Grund: mit seiner Schrift »Les Celtes au XIXe siècle« (1865, Neuausgabe 1903) war er einer der Väter der »keltischen Wiedergeburt« weit über Frankreich hinaus. Einen reineren Ideologen als Charles de Gaulle den Älteren kann man sich kaum vorstellen: er hatte sein ganzes Leben dem Studium der keltischen Sprache gewidmet, aber nie einen Landstrich aufgesucht, in dem man eine solche Sprache noch sprach – nicht einmal die doch relativ nahe Bretagne.

De Gaulle ist also in einer Umgebung aufgewachsen, für die Literatur, Ideologie etwas Selbstverständliches waren. Er steht deshalb nicht in einem Schreckverhältnis zur Literatur wie so mancher andere Politiker seiner Zeit; man spürt das sowohl seinem leicht herablassenden Verhältnis zu ihr an wie auch der Souveränität, mit der er mit ihr umgeht und hantiert. Außerhalb der beiden totalitären Bewegungen, also innerhalb der liberalen Welt, gibt es wenig Staatsmänner wie ihn, die das Werkzeug »Literatur« im weitesten Sinne, nämlich die Meinungsbeeinflussung, so zielbewußt für ihre Ziele eingesetzt haben.

Die geistigen Väter

De Gaulle war von Kind auf zu eigenständig und eigensinnig, um sich von seiner Umwelt determinieren zu lassen. Dafür

zeugt ein Stoßseufzer seiner Mutter, einer strengen Dame, als man sie zu den ersten Erfolgen ihrer drei jungen Söhne beglückwünschte: »... das ändert nichts daran, daß sie mir doch viele Sorgen machen – sie sind nämlich Republikaner!« Wie paßt dazu die durch kaum etwas belegte, aber gleichwohl hartnäckige Legende, der junge Charles de Gaulle sei, wie so viele andere seiner Generation, durch die Schule der »Action Française« von Charles Maurras gegangen?

Zweifellos entstammt de Gaulle geistig der »nationalen« Welle, die in Frankreich zu Beginn dieses Jahrhunderts aufgeschossen war, in Reaktion auf die Dreyfus-Affäre und anderes. Aber dieser »nationalist revival« hat zwei sehr verschiedene Seiten. Und für de Gaulle ist recht aufschlußreich, für welche der beiden er sich entschieden hat. Einerseits gab es den »integralen Nationalismus« von Maurras und seiner »Action Française«; eine straff organisierte antiparlamentarische und neoroyalistische Kampfbewegung. Andererseits gab es die beiden großen Einzelgänger Maurice Barrès und Charles Péguy, die nicht bürgerkriegsgemäß dachten, sondern mit Schrift und Wort auf die vorhandenen politischen Gruppen einwirken wollten. Die »Action Française« hatte nicht nur eigene Straßen- und Saalschlachtkommandos (die »Camelots du Roi«) – sie hatte auch in den Schriften von Maurras eine messerscharf ausgearbeitete und bedeutende Ideologie. Beides mußte de Gaulle zuwider sein. Dem Manne, der mit neunzehn Jahren ohne Zögern die Karriere eines Berufsoffiziers einschlug, war zeitlebens das Gewaltmonopol des Staates eine Selbstverständlichkeit; noch im Zweiten Weltkrieg konnte de Gaulle den Widerwillen gegen die »bewaffneten Zivilisten« der Résistance nur schwer unterdrücken. Und daß ihm ein komplett ausgearbeitetes Denksystem mit logischem Zusammenhang fremd ist, wissen wir bereits. Er hat einmal hingeworfen: »Maurras ist ein Mensch, der so recht hat, daß er verrückt wird.« Die scharfe Bürgerkriegsfronten ziehende Denk- und Hassensweise des Royalisten Maurras, die sowohl die Kaiser wie die Republik (»la gueuse«, die Schlampe) aus der französischen Geschichte ausschloß, mußte de Gaulle unverständlich bleiben. Ihm lagen Barrès und Péguy mehr, die in ihrer schweifenden Eloquenz immer ein wenig unpräzise, dafür aber großzügig eingemeindend waren. Für

Barrès waren Napoleon und die großen Jakobiner ebensolche »professeurs de l'énergie«, also Akkumulatoren der nationalen Energie, wie die großen Könige, und der vom Sozialismus herkommende Dreyfusard Péguy zwang den Geist des damals blühenden »Renouveau catholique« (katholische Erneuerung) mit dem Jakobinismus zusammen und führte diesem so noch einmal frisches Blut zu. Vom gleichen Geist ist de Gaulle, der Frankreich immer nur als Einheit sehen konnte.

So ist es denn auch nicht erstaunlich, daß die geistige Bewegung des Péguyismus und die politische Bewegung des Gaullismus in der französischen Zeitgeschichte parallel laufen und sich gegenseitig befruchten. Péguy ist zwar schon im September 1914 als 41jähriger Kriegsfreiwilliger in der Marneschlacht gefallen. Solange er lebte, war sein Werk jedoch nur einem relativ kleinen Kreis von Eingeweihten bekannt. Erst zwei Jahrzehnte nach seinem Tod begann ihm eine Erweckungsbewegung zu entspringen, die vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg kaum ein Lager in Frankreich unberührt ließ.

Aus dem katholischen Nationaljakobinismus allein heraus ist de Gaulle allerdings nicht zu begreifen. Wo von Barrès und Péguy die Rede ist, taucht auch die Gestalt des dritten großen Auflockerers des geistigen Frankreich von damals auf – die von Henri Bergson, des Philosophen des »élan vital« und der Intuition. Der Einfluß dieses großen Zertrümmerers des klassischen Denkpanzers ist beim jungen de Gaulle dokumentarisch zu belegen und im Denkstil zu erspüren. Von Bergson holte sich de Gaulle die Rechtfertigungen für sein auf die jeweilige Situation sich einschwingendes Denken – für die »certaine ductilité« (gewisse Schmiegsamkeit), die einer seiner genauesten Biographen an dem üblicherweise für schroff geltenden Manne als Charakteristikum festgestellt hat.

Im übrigen hat ein solches Aufweisen »geistiger Väter« bei de Gaulle etwas Problematisches. Vielleicht leisteten sie nur Hebammendienst. Vielleicht gibt es nur einen einzigen geistigen Vater de Gaulles: die Geschichte. Wir wissen, daß er seit frühester Jugend Bücher geschichtlichen Inhalts in einem solchen Ausmaß verschlang, daß ihm die Geschichte bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut und zu einer zweiten Gegenwart wurde.

Die konkrete Gegenwart, in die der junge Offizier Charles de Gaulle hineinwächst, sind die »roaring twenties«. Für ihn bedeuten sie aber nicht den Charleston, Dada und »Le Boeuf-sur-le-toit«. Für ihn sind sie das schmerzliche Erleben zweier großer Vorgänge der Geschichte. Der eine davon ist der langsame, aber unaufhaltsame Abstieg Frankreichs aus der Position einer Weltmacht. Der andere ist das jähe Aufschießen der technischen Zivilisation – und zwar ein Aufschießen, das sich weitgehend außerhalb von Frankreich vollzieht, obwohl doch dieses Land führend an den Anfängen der Technik beteiligt gewesen war. Diese beiden Vorgänge beschäftigen de Gaulle sein ganzes Leben hindurch. Alles, was er tut und was er zu bewirken sucht, ist Reaktion auf sie. Als großer »Aufhalter« (einen Katechon nennen die Theologen das) sucht er die »grandeur«, die Größe seiner Nation festzuhalten; als nüchterner Revolutionär macht er all dem weit die Tore auf, was seiner Meinung nach kommen muß: der Dekolonisation so gut wie der Atomenergie, und auch seine vielbelächelte Idee der »participation« gehört hierher – die Partizipation, Teilhabe des Menschen der technischen Zivilisation an den großen Entscheidungen innerhalb dieser Zivilisation. Die aufhaltende und die revolutionäre Seite de Gaulles – das ist, was mit der vielzitierten Formel gemeint ist, er sei »ein Mensch von gestern und von übermorgen«.

In diese Konfrontation tritt de Gaulle allerdings als ein Mann mit ganz ausgeprägten Vorlieben und Abneigungen ein. Auch wenn er keine unveränderlichen Dogmen und Doktrinen kennt, nach denen er sich richtet, so gibt es doch ein paar Grundüberzeugungen, an denen er festhält – ein paar Grundantriebe, von denen er sich steuern läßt. Man kann sie sich nicht elementar und summarisch genug vorstellen. Das ist zunächst die »certaine idée de la France«, die gewisse Vorstellung von Frankreich, von der er im lapidaren ersten Satz seiner Memoiren spricht: Frankreich als die Einheit, in die er hineingeboren ist und mit deren Schicksal er sich immer mehr identifiziert. Das zweite ist die im Zusammenhang mit de Gaulle ausdauernd und höhnisch zitierte »grandeur«. Mit diesem Wort will de Gaulle sagen, daß im Leben nur die paar großen Aufschwünge zählen,

in denen der Mensch aus sich selbst heraustritt, in denen er über sich hinauswächst. Einen Heroismus des Alltags gibt es für de Gaulle nicht – das ist für ihn nur kleine Geschäftigkeit. »Grandeur« meint aber für ihn zugleich »grandeur et décadence«: er hält nicht viel vom Menschen, ist engagierter Pessimist und kann überall nur Abstieg sehen und unvermeidbaren Untergang. Aus einem solchen »tragischen Weltgefühl« mag je nach Veranlagung Verschiedenes wachsen. Dem einen ist es Antrieb zu besonderem Aktivismus; für de Gaulle ist es offensichtlich – und das ist der dritte Grundzug in ihm – Quell einer eigenartig *statischen* Grundhaltung. Um auf den oft strapazierten Vergleich de Gaulles mit den Diktatoren zurückzukommen: nichts unterscheidet ihn von diesen mehr als die statische Haltung. Er will nicht die Welt verändern; er will sich nicht in Architektur verewigen; er will nicht die »Bösen« ausrotten, um für die »Guten« Platz zu schaffen. Wozu bauen, wenn Notre-Dame de Paris und das Beinhaus von Douaumont schon da sind als Hintergrund, wenn man die Champs-Elysées hinunterschreiten kann? Was heißt »gut«, was »böse«? Es gilt dem, der sich aus der Einheit der Nation hinaustrotzen will, nur die Augen für diese Einheit zu öffnen – dann sieht er, daß er ihr zugehört; man braucht ihn nicht zu zwingen, und sei er ein noch so grimmiger Kommunist oder ein noch so gaullistenfresserischer Ultra. Damit hängt der vierte Grundtrieb zusammen, der auch von Anfang an da ist: ein hochentwickeltes Selbstbewußtsein – die Überzeugung von der eigenen Sendung. De Gaulle weiß sich mit dem Auftrag ausgestattet, die Gegensätze zu überbrükken und die entzweiten, sich und ihrer Nation entfremdeten Franzosen zu sammeln. Kurz: de Gaulle sieht seine Aufgabe nicht darin, die Wirklichkeit umzugestalten, sondern sie *sichbar* zu machen. Herrschaft ist für ihn *Zeigen, was ist* und was nur Unverstand und Unvermögen vorübergehend verdeckt haben: die Größe Frankreichs, die Einheit Frankreichs – und übrigens auch die Größe und Einheit Europas, das seiner Meinung nach einer »Integration« gar nicht bedarf.

Diese vier Grundantriebe in de Gaulle sind für die Zeitgenossen nicht immer leicht nachvollziehbar; der General hat die Erfahrung machen müssen. Sie widersprechen sich zum Teil und sind nur mit Mühe in einen gewissen logischen Zusammenhang

zu bringen. Aber sie sind da, massiv da – und nach ihnen richtet sich das Verhältnis der Franzosen zu ihrem großen alten Mann. In Krisen- und Katastrophensituationen fühlen sie sich in ihm aufgehoben; in den langen Alltagsstrecken zwischen diesen Krisen und Katastrophen ärgern sie sich über den Mann, der die mühselige Kleinarbeit der Politik so wenig schätzt, »der nichts tut und nur redet«.

Wartestand 1916–1940

Die erste Charles de Gaulle auf den langen Leib geschriebene Situation läßt allerdings lange auf sich warten. Sie kommt erst, als er beinahe ein halbes Jahrhundert alt geworden ist. Das Warten beginnt schon im Ersten Weltkrieg, in dem sich an Materialschlacht und Gefangenschaft der erste Jugendelan totläuft. Am 2. März 1916 fällt der 25jährige Hauptmann de Gaulle im schwerumkämpften Fort Douaumont bei Verdun den Deutschen in die Hände. Sein Vorgesetzter, der damalige General Pétain, hält ihn für tot und ehrt ihn mit folgender Zitierung: »Der Hauptmann de Gaulle, Chef einer Kompanie, bekannt für seinen hohen geistigen und moralischen Rang, hat, als sein Bataillon durch ein fürchterliches Bombardement dezimiert worden war und der Feind von allen Seiten auf seine Kompanie einstürmte, seine Männer zu einem wilden Angriff zusammengefaßt und in einen Kampf Mann gegen Mann geführt, den er allein mit seinem Gefühl für militärische Ehre vereinbar hielt. Ist im Kampf gefallen. Ein in jeder Hinsicht außerordentlicher Offizier.«

De Gaulle wartet nun bis zum Kriegsende in deutschen Lagern – davon lange Zeit in Ingolstadt in einem Sonderlager für Ausreißer, zusammen mit dem späteren Sowjetmarschall Tuchatschewskij. Und im Grunde wartet er dann bis zum französischen Zusammenbruch vom Mai 1940 auf seine Stunde. Vom Januar 1946 an, in dem er das Amt des Regierungschefs brüsk hinwirft, wird er wieder bis zum Mai 1958 auf seine Stunde warten. Und vielleicht wartete er bis zu seinem Tod am 9. November 1970 noch einmal auf eine solche Stunde? Dieses Leben ist mit langen Pausen angefüllt, in denen sich das in de

Gaulle auflädt, was ihm dann in jenen »Sternstunden« die charismatische Kraft gibt, sich mit Frankreich zu identifizieren und sich die Franzosen zu integrieren.

Die erste Wartezeit, von 1916 bis 1940, war für ihn wohl am schwersten zu ertragen: dem großen Anspruch stand noch keine geschichtliche Leistung gegenüber, auf die er sich in der Einsamkeit zurückziehen konnte. Charles de Gaulle führt zwischen den beiden Weltkriegen das nicht leichte Leben eines höchst ehrgeizigen Berufsoffiziers, der nicht immer verbergen kann, daß er die allermeisten Mitmenschen für ausgemachte Dummköpfe hält. Schon 1909 hatte ein Vorgesetzter über den Neunzehnjährigen gesagt: »Weshalb soll ich einen Jungen zum Sergeanten machen, der sich bloß als Generalissimus an seinem Platze fühlt?« De Gaulles Karriere wird immer wieder, trotz brillanter Leistungen, durch Ältere gebremst, die dem zu Selbstbewußten eine auf den Schnabel oder vielmehr auf die starke Nase geben. So ergeht es ihm in der Ecole de Guerre, in die er 1922 eintritt, nachdem er ein Jahr zuvor Professor für Kriegsgeschichte an der Offiziersschule von Saint-Cyr geworden war. De Gaulle stößt sich in der Kriegsschule an den Ideologen der starren Festungslinie; er wird nicht zur höheren Ausbildung zugelassen. 1921 heiratet er Frl. Yvonne Vendroux, die spätere »Tante Yvonne« der Pariser Kabarettisten; er wird mit ihr einen Sohn Philippe, heute höherer Marineoffizier, eine Tochter Elisabeth, heute mit einem höheren Heeresoffizier verheiratet, und eine weitere Tochter Anne haben, die invalide ist und 1948 zwanzigjährig stirbt. Zwischendurch sieht er sich im Ausland um: schon 1919 erlebt er in Polen als französischer Berater den Ansturm der jungen Roten Armee; 1928 dient er bei den Besatzungstruppen in Trier und lernt die Deutschen nun auch aus dieser Perspektive kennen; 1929 bereist er die französische Levante.

Vor allem aber nimmt ihn der zum Marschall aufgestiegene Pétain unter seine Fittiche. 1925 tritt de Gaulle nach dem Mißerfolg an der Ecole de Guerre in das persönliche Kabinett des Marschalls ein, der damals als Vizepräsident des Conseil Supérieur de la Guerre und Generalinspektor der Armee der nominelle Chef der französischen Streitkräfte ist. 1927 verschafft ihm Pétain die Revanche, drei Vorträge in der Ecole de Guerre halten zu dürfen (Thema: die Rolle des Chefs). 1930 schiebt ihn

der Marschall in eine Schlüsselstellung im Generalsekretariat der Nationalen Verteidigung. Philippe Pétain soll sogar Pate von Philippe de Gaulle gewesen sein. Charles de Gaulle ist aber zu eigenwillig, um sich ständig dem 34 Jahre älteren Marschall unterzuordnen. Auch der Sieger von Verdun wird frostig, als der Jüngere nicht unbesehen alles von ihm annimmt. Damals beginnt sich jener Gegensatz abzuzeichnen, der während des Zweiten Weltkrieges die innerfranzösischen Spannungen verkörpert: Pétain als Chef des Frankreichs der Kapitulation, de Gaulle als Chef des Frankreichs, das weiterkämpfen will. (Und zugleich ist dieser Gegensatz das bekannteste Beispiel für eine nicht sehr schöne Charaktereigenschaft de Gaulles: er ist ein Mann, der nicht vergessen kann. Auch als omnipotenter Staatschef der Fünften Republik wird er es später nicht über sich bringen, dem in der Gefangenschaft gestorbenen Marschall seinen letzten Wunsch zu erfüllen: unter den Soldaten von Verdun, auf Douaumont, begraben zu werden.)

Zu Beginn der dreißiger Jahre bedeutet die Abkühlung der Beziehung zu seinem Gönner Pétain für de Gaulle, daß er sich seinen Weg nun als Freischärler suchen muß. Auch der Marschall hängt ja der offiziellen militärischen Doktrin an, gegen die de Gaulle immer heftiger Sturm läuft. In diesem Sturmlauf entwickelt de Gaulle zwei Eigenschaften, die nicht in das normale Bild eines Berufsoffiziers passen wollen und den künftigen General für immer von seiner Kaste trennen werden: er wird zu einem literarischen und einem politischen Offizier.

In der Lobby

Der de Gaulle dieser dreißiger Jahre paßt auch nicht recht in das »Image«, das er sich selber zielbewußt aufgebaut hat. Seit er nicht mehr der Lieblingsschüler des großen Marschalls ist, beginnt er, sich eifrig im Vorraum der Macht umzutun. Er sucht sich dorthin vorzuarbeiten, wo »an den Drähten gezogen« wird. Und um in dieser großen Lobby sich durchzusetzen, schafft er sich selber eine kleine, persönliche Lobby; sie setzt sich aus treu ergebenen Gefolgsleuten, aber auch aus de Gaulle verwandten

unzeitgemäßen Köpfen zusammen. Diese Periode ist bisher die unbekannteste in de Gaulles Leben geblieben.

Man ist deshalb auf den in seinen Produkten greifbaren Literaten de Gaulle ausgewichen. Dieser hat vor 1940 immerhin fünf Bücher veröffentlicht (davon eines mit einem andern Offizier zusammen); er schreibt damals verschiedene Abhandlungen für militärwissenschaftliche Fachzeitschriften und hält Vorträge, deren Text zum Teil vorliegt. Man tut gleichwohl gut daran, diese Literatur nicht zu überschätzen. Die Memoiren, die de Gaulle nach 1945 schrieb, werden schon als Zeugnis dieses außergewöhnlichen Lebens überdauern; von seinen Schriften vor 1940 würde man in einem Land wie Frankreich, wo es so viele gutgeschriebene Bücher gibt, kaum mehr sprechen, wenn sie nicht eben von de Gaulle wären. Auch das bekannteste unter ihnen – »Vers l'Armée de métier« (Auf dem Weg zur Berufsarmee) von 1934 – wäre bloß eines unter vielen Vorläufern neuer militärischer Entwicklungen. Diese Bücher sind keine Kunstwerke, die ihren Sinn in sich haben, und sie enthalten keine »Botschaft«. Es ist reine Zweckliteratur eines Mannes, der auf seinem eigensten Gebiete noch nicht zum Zuge gekommen ist. Sie reduziert sich im Grunde auf zwei ganz simple Inhalte. Zum einen sucht sie die geschilderte Lebensstimmung de Gaulles zu vermitteln, und zwar hauptsächlich durch die Evokation historischer Situationen; zum andern sucht sie nachzuweisen, daß neue Situationen zur Anpassung der Denkinhalte zwingen. Eine pragmatischere Gebrauchsliteratur könnte man sich kaum vorstellen.

Von welcher neuen Situation de Gaulle damals, in den dreißiger Jahren, vor allem spricht, ist bereits angedeutet worden. Ernst Jünger hat, in seinem gleichnamigen Essay, »Feuer und Bewegung« als die beiden Grundelemente jedes Krieges dargestellt. Die französischen Militärs zwischen den beiden Weltkriegen sind fast ausnahmslos der Meinung, daß mit der Entwicklung der modernen Kriegstechnik das Feuer absoluten Vorrang habe und jeder Bewegungskrieg unmöglich geworden sei. Ausdruck dieser Doktrin ist der 1929 bis 1936 erfolgte Bau der für unüberwindlich gehaltenen Maginot-Linie. Wenn de Gaulle damals als Einzelgänger einen andern Standpunkt vertritt, so nicht aus Prinzip. Er ist kein geborener Draufgänger wie Rom-

mel, dem Bewegung alles ist. De Gaulle selbst ist nicht dogmatisch festgelegt; er erwägt die Möglichkeiten der »Bewegung«, weil ihm angesichts des sturen Festhaltens der andern am Prinzip des »Feuers« der Gedanke kommt, auf den jeder Pragmatiker in der Auseinandersetzung mit Doktrinären stößt: »es könnte auch anders kommen«. De Gaulle versetzt sich dabei, wie es Pflicht des Strategen ist, in den klügsten möglichen Gegner und sucht empirisch nach dem Faktum, das die angebliche Alleinherrschaft des Feuers in Frage stellen könnte. Und dieses Faktum findet er im beweglichen Feuer der Panzerwagen und Tanks.

Ob de Gaulle der theoretische Vater des modernen Bewegungskrieges sei, ist in der Literatur über de Gaulle heiß umstritten. Sicher ist, daß die Idee zu Beginn der dreißiger Jahre in der Luft liegt und an verschiedenen Orten gleichzeitig konzipiert wird. Sicher ist, daß de Gaulles Buch über die hochtechnisierte kleine Panzerstoßarmee aus Berufssoldaten in Frankreich fast wirkungslos bleibt; dafür wird es ab 1935 in der Übersetzung »Frankreichs Stoßarmee – Das Berufsheer, die Lösung von morgen« von deutschen Offizieren aufmerksam gelesen. Sicher ist aber auch, daß de Gaulle damals nur die Bedeutung des Panzers einleuchtet; die des Flugzeugs sieht er nicht. (Nach 1945 sucht er das vorübergehend durch eine Retusche an der Neuausgabe eines der Vorkriegsbücher zu verwischen.)

Im übrigen melden sich damals schon in de Gaulle neben den militärischen Reformideen auch politische. Sie werden von ihm nicht so offen ausgesprochen wie die militärischen, aber sie schimmern doch durch. Ihr Kerngedanke ist die Notwendigkeit einer Stärkung der staatlichen Exekutive. De Gaulle hat offensichtlich nicht das Vertrauen, daß das exzessive Repräsentativsystem der »Republik der Notabeln«, in dem die Regierung selten mehr als ein Ausschuß des Parlamentes zu sein pflegte, den kommenden Stürmen gewachsen sei. Allerdings trennt ihn von den meisten militärischen Kritikern des Notabelnstaates eine Überzeugung, an der er sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat: daß die politische Führung den unbedingten Vorrang vor der militärischen habe. Darin ist er Schüler von Clemenceau, mit dem er auch sonst einiges gemeinsam hat.

Da de Gaulle den Primat der Politik vertritt, muß er alles

daran setzen, direkt oder auf Umwegen die politische Führung für seine Idee einer Reform des französischen Heeres und der französischen Strategie zu gewinnen. So sehr das seiner stolzen Art zuwider sein mag: er strebt nun nach »Beziehungen«, redet in den verschiedensten Zirkeln von links bis ganz rechts, er antichambriert bei Ministern und Parteiführern, er sucht sogar in persönlichen Bittgängen den Zeitungen seine Artikel aufzunötigen. De Gaulles Haß gegen die »intermédiaires«, die Schicht der »Vermittler« zwischen dem einzelnen Staatsbürger und den Entscheidungszentren, hat wohl vor allem in dieser Zeit seinen Ursprung, in der er selber seinen eigenen Lobbyisten machen muß. Parlamentarier, Vertreter der Massenmedien, Notabeln jeder Art, Lobbyisten der Wirtschaft und der Gewerkschaften, die »politicards« – sie alle geraten nun, zusammen mit den »Bürogeneralen«, unter das kollektive Verdammungsurteil de Gaulles, unnütze Zwischenträger zu sein.

Von de Gaulle zum Gaullismus

Daß die Kampagne de Gaulles keinen Erfolg hatte, ist bekannt. Erst die Panzer Guderians und Rommels, die 1940 die ehemalige Weltmacht wie einen Camembert entzweischneiden, zeigen Frankreich, daß der störrische Panzeroberst mit seiner Warnung recht gehabt hat. Auch die Blitzkarriere, die de Gaulle während der Frankreichschlacht noch macht, ändert nichts mehr: er wird General, erhält das Kommando einer Panzerdivision, steigt noch zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium auf, fliegt zu Verhandlungen nach London. Es ist die Tragik de Gaulles, daß erst der Zusammenbruch seines Vaterlandes dem 49jährigen den Weg in die Geschichte öffnet. Am 17. Juni 1940 wird die kapitulationswillige Regierung Pétain gebildet. Einen Tag später erläßt de Gaulle über den Londoner Rundfunk seinen berühmten »Appell vom 18. Juni«, den zwar kaum jemand in Frankreich hört, der aber zum Signal für die Franzosen wird, die weiterkämpfen wollen. Am 22. Juni 1940 unterzeichnet die Regierung Pétain die Kapitulation Frankreichs, und Charles de Gaulle erhebt zum ersten Male den Anspruch, die Legitimität der Nation zu verkörpern. Die Formel

dieses Anspruchs wird ein Satz, der sich nicht, wie oft behauptet, in jenem Appell vom 18. Juni findet, sondern auf einem Plakat vom Juli 1940: »Frankreich hat eine Schlacht verloren, aber es hat nicht den Krieg verloren.« Mit einem unglaublichen Starrsinn hält de Gaulle diesen Anspruch durch und erreicht es, daß immer mehr Menschen in Frankreich wie im Ausland diesen Anspruch akzeptieren.

Je mehr dieser Anspruch akzeptiert wird, desto mehr entschwindet uns der Mensch de Gaulle, der bis dahin so charakteristische Umrisse hatte. Begleitet von seiner etwas bigott trippelnden Frau und seinem bis zur Karikatur ähnlichen, aber glanzlosen Sohn in Marineuniform, verliert sich der General allmählich im Wald seiner Legenden, nur hie und da noch durch einen kräftigen Sarkasmus seine persönliche Anwesenheit vermeldend. Seine Person verschmilzt mit dem, was er in Bewegung setzt: mehr und mehr ist sie, bei aller ironischen Distanzierung de Gaulles von seinen Anhängern, vom Gaullismus nicht mehr zu trennen.

Wie sehr dieser Gaullismus sich mit de Gaulle deckt, zeigt sich gerade daran, daß er kein »Ismus« der üblichen Art ist – also keine sture »Weltanschauung«, die sich die Welt nach ihren Vorstellungen zurechtschneidern möchte. Die vielen Mißverständnisse, insbesondere außerhalb Frankreichs, über den Gaullismus rühren davon her, daß man ihn als einen festen Block mit stets gleichbleibendem Inhalt, gleichbleibendem Personal und gleicher Zielrichtung gesehen hat. Die einzige wirkliche Kontinuität im Gaullismus ist jedoch seine Treue zu de Gaulle; davon abgesehen paßt er sich genau so wie sein Meister den jeweiligen Situationen an und scheut sich nicht, das, was er gestern noch in den Mittelpunkt gestellt hatte, heute über Bord zu werfen. Darum ist schon die Redeweise von einem »Gaullismus« ungenau – es gibt nur *Gaullismen*. Und diese Gaullismen unterscheiden sich dadurch von allen übrigen Erscheinungen der französischen Politik der letzten dreißig Jahre (mit der bezeichnenden Ausnahme der KP), daß sie mit der so ausgeprägten französischen Fixierung auf die Innenpolitik brechen und sich aufs sensibelste der Außenpolitik anpassen. Deshalb gibt es auch nicht bloß zwei Gaullismen, wie zuweilen behauptet wird (nämlich denjenigen de Gaulles und dann den »Nachgaullismus« von Pompi-

dou) – es gibt vielmehr so viel Gaullismen, wie es seit 1940 Phasen der französischen Außenpolitik gegeben hat.

Das Ritual der Sammlungsbewegung

Abgesehen von jener Treue zu de Gaulle (die unter Pompidou auch schon vielschichtig geworden ist), gibt es nur formale Gemeinsamkeiten zwischen den Gaullismen. Der »Le Monde«-Redakteur Viansson-Ponté hat in einem witzigen Buch das »Ritual« des gaullistischen »Hofstaates« der Fünften Republik mit seinen Pressekonferenzen, seinen Präsidentenreisen in die Provinz und seinen Haupt- und Schattenregierungen geschildert. Es ist bisher zu wenig beachtet worden, daß die Gaullismen als Ganzes ebenfalls ein »Ritual« haben.

Zunächst sind alle Gaullismen aus *Not- oder zum mindesten Krisensituationen* entstanden: 1940, 1947, 1958, 1963 und zuletzt, nicht mehr unter dem direkten Impuls des Generals, im Frühjahr 1969. Die Gaullismen sind immer *Sammlungsbewegungen:* um einer *konkreten Aufgabe* willen sammeln sie Franzosen, die unter der vorausgegangenen, nun aber überholten Konstellation in recht verschiedenen Lagern gesessen haben (und vermutlich unter dem nächsten Gaullismus wieder sitzen werden). Der Sammler ist entweder der General in Person oder, wie 1969, die Berufung auf ihn. Und in jedem der Gaullismen trägt der *General ein anderes Gesicht.* Außerdem darf nicht übersehen werden, daß jeder Gaullismus in erster Linie ein Aufschwung des Gefühls und des Willens ist – nach einer gewissen Zeit *sinkt er fast naturgesetzlich wieder in sich zusammen.* Dazu trägt nicht nur das Fehlen eines ideologischen Korsetts bei, sondern auch de Gaulles Desinteresse an einer Prätorianergarde (es gibt höchstens gaullistische Geheimdienste). Die *Organisationen des Gaullismus* sind mit Ausnahme des »Freien Frankreich«, das eine Armee und eine Flotte war, wenig konsistente Gebilde. Sogar das »Rassemblement« blieb trotz des martialischen Auftretens ein ziemlich loser Haufe. Wo diese Organisationen als »Partei« auftreten, wie etwa die UNR, sind sie keine »Mitgliederparteien« mit festem Mitgliederbestand, sondern »Wähler-

parteien«, die jeweils für eine bestimmte Wahl oder Abstimmung das Wahlvolk in Bewegung zu bringen suchen.

Das *Auseinanderlaufen eines Gaullismus* hat sich auch stets in gleicher Weise vollzogen. Die besondere Problematik einer so situationsbezogenen Politik wie derjenigen de Gaulles ist hier zu suchen: ist das gestellte Ziel einmal erreicht, so läuft die Sammlungsbewegung wieder auseinander; gegenüber dem Mann, der mit seiner Person die Sammlung überhaupt erst möglich gemacht hat, bleibt jeweils ein unverbindliches Gefühl des Respektes und der Dankbarkeit zurück. So war es 1944, als mit der Befreiung Frankreichs von der deutschen Besetzung die alten innenpolitischen Parteiungen sich wieder bemerkbar machen. Und so war es immer wieder. Hatte der jeweilige Gaullismus seine Pflicht getan, so ertönte der Ruf: »De Gaulle ins Museum!« – und der General wurde über diesem Spiel immer älter.

Lassen wir also den Reigen der Gaullismen beginnen.

Erster Gaullismus: das »Freie Frankreich« 1940–1944 (1946)

Auslösende Situation: Der Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940. *Sammlungsziel:* Dieser erste Gaullismus ist der unproblematischste von allen. Er ist einfach die Sammlung aller Franzosen, die sich nicht geschlagen geben und die deutsche Besetzung nicht anerkennen wollen. *Personenkreis:* Er ist zunächst zahlenmäßig recht klein, umfaßt aber von allen Gaullismen die größten Gegensätze; er reicht von Kommunisten bis zu ausgesprochenen Rechtsextremisten (Cagoulards), schließt Aristokraten wie Demokraten ein – allerdings auch Franzosen, die sich bloß 1940 zufällig außerhalb des Mutterlandes befinden. *Organisation:* Die Streitkräfte und übrigen Dienste des »Freien Frankreich« (Juli 1942 umbenannt in »Kämpfendes Frankreich«), erst in London, ab 1943 in Algerien. Das »Freie Frankreich« deckt sich keineswegs mit der innerfranzösischen Résistance; es bestehen komplizierte Überschneidungen, doch ist jedes der beiden Lager eine Welt für sich. *Physiognomie de Gaulles:* In dieser Periode ist sie noch von einer gewissen Condot-

tiere-haften Unbefangenheit; de Gaulle trägt noch nicht die schwere Charaktermaske von später. Er tritt in diesen Gaullismus unter dem Sturzhelm des Panzergenerals ein, dem – als einem der wenigen französischen Kommandeure – in der Frankreichschlacht kühne Teilerfolge gegen die von ihm prophezeite Stoßarmee gelingen. Aus dieser Zeit gibt es Fotos von de Gaulle mit Zigarette auf der Unterlippe (später raucht er nicht mehr in der Öffentlichkeit). Er hat etwas von einem Pokerspieler; das zeigt sich in der Art, wie er das mangelnde Potential durch Einfallsreichtum, aber auch Arroganz ersetzen muß, um seiner Nation einen Eckplatz am Tisch der Sieger zu sichern. *Besondere Merkmale:* Dieser Gaullismus des Kampfes gegen Hitler ist die »heroische Morgenröte« des Gaullismus; in ihm erlebt ein Teil der Franzosen noch einmal eine Romantik der Jugend und der Unbedingtheit, wie sie in der Dritten Republik kaum mehr hatten aufkommen können. Aus dieser Stimmung entsteht eine Art von geheimer Bruderschaft, die sich später quer durch die Lager hindurch an gewissen Gefühlssignalen erkennt und bis heute ein wichtiger Faktor der französischen Politik geblieben ist. Aus diesem Kreis holt de Gaulle sich seine engsten Mitarbeiter, in ihm fühlt er sich zuhause. *Ablösende Situation:* Im Grunde macht schon der Einmarsch in Paris am 25. August 1944 diesem ersten Gaullismus ein Ende. Es gehört zu de Gaulles politischen Grunderfahrungen, wie schnell der aus dem Exil mitgebrachte Erneuerungswille bei der Mehrheit seiner Kampfgefährten im Streit um Posten und Interessen, im wiederauftauchenden Geflecht der alten Ideologien und Parteiungen untergeht. Von hier ab gräbt sich in de Gaulle eine Bitterkeit ein, die über seinen genuinen Pessimismus hinausgeht. Ganz unschuldig ist de Gaulle an dieser Entwicklung allerdings nicht. Er glaubt damals, es genüge, aufrecht die Champs-Elysées hinunter zu schreiten, während die letzten Faschisten von den Dächern schießen. Hier stoßen wir zum ersten Male auf die seltsame Untätigkeit, die de Gaulle ergreift, sobald die entscheidende Tat getan ist. Der Aufbau, der nun folgen sollte, interessiert ihn nicht. Er erlaubt nicht einmal seinem Wirtschaftsminister Mendès-France die so bitter notwendige Währungsreform. Dafür finden am laufenden Band Feiern und Paraden statt, die einem Vertreter der USA den Seufzer entlocken, er schätze es nicht, je-

den Tag in der Frühe aufzustehen, um seine Panzer mit seinem Benzin, aber unter de Gaulles Lothringerkreuz, vorbeifahren zu sehen. Formal zieht sich dieser erste Gaullismus noch bis zum 20. Januar 1946 hin. Enttäuscht darüber, daß er für die nun beginnende Vierte Republik nicht die von ihm gewünschte Verfassung mit starker Exekutive durchdrücken konnte, wirft de Gaulle an diesem Tage brüsk das Amt des Ministerpräsidenten der »provisorischen Regierung« (und de facto Staatspräsidenten) hin.

Zweiter Gaullismus: das »Rassemblement« 1947–1955

Auslösende Situation: Der Ausbruch des »Kalten Krieges« im Frühjahr 1947. In diesem Jahr gehen die westlichen Illusionen über den Aufbau einer freien Welt gemeinsam mit Stalin zu Ende. Ausdruck dieser Erkenntnis auf amerikanischer Seite ist die Verkündung der Truman-Doktrin am 12. März 1947. Nicht ganz zwei Monate später erreicht die Welle die französische Innenpolitik: am 5. Mai 1947 bricht dort der »Tripartismus«, die gemeinsame Regierung der Sozialisten, der katholischen Volksrepublikaner und der Kommunisten, auseinander. Die Kommunisten müssen in mühsamer Arbeit wieder aus dem Staatsapparat hinausgedrängt werden. *Sammlungsziel:* Da de Gaulle die »alten Parteien« nicht für fähig hält, dem nun einsetzenden Ansturm der im Nachkriegsfrankreich recht starken Kommunisten zu widerstehen, ruft er außerhalb der bisherigen Parteien und Organisationen zur Bildung einer Volks- und Kampfbewegung gegen den Kommunismus und für einen »starken Staat« auf. *Personenkreis:* Dieser Gaullismus ist in seinem Sammeln am meisten begrenzt. Er ist der einzige Gaullismus, in dem de Gaulle nicht die Spitze des Staates (oder des Staatsersatzes wie beim »Freien Frankreich«) ist. Seine Kampfbewegung richtet sich nicht nur gegen die Kommunisten, sondern auch gegen die schwache Mitte, ist also nur eine Bürgerkriegsfraktion unter anderen – auch wenn ihr anfänglich angesichts der aufstandsähnlichen Unternehmungen der Kommunisten große Massen (zum mindesten als potentielle Wähler) zuströ-

men. *Organisation:* Das am 14. April 1947, also einige Wochen vor Auseinanderbrechen des Tripartismus gegründete »Rassemblement du Peuple Français« (Sammlungsbewegung des französischen Volkes), abgekürzt RPF. *Physiognomie de Gaulles:* Die bereits erwähnte Bitterkeit ist während dieser Periode im Gesicht de Gaulles nicht zu übersehen. Sie wird verstärkt durch die Fehlrechnung von Anfang 1946. Wir wissen von Vertrauten des Generals, daß er damals der Meinung war, spätestens in einem Jahr als Retter ans Ruder zurückgeholt zu werden. Der 55jährige wird zwölf Jahre lang warten müssen, bis Frankreich am Rand des Bürgerkriegs steht und den 67jährigen zurückholt. Der Gaullismus des RPF ist also ein Teil des »langen Marsches« der Gaullisten durch die »Wüste« (geflügelte Worte der Anhänger) der zwölf Jahre. So erstaunt es nicht, in dieser Periode in de Gaulles Physiognomie eine Verbissenheit zu finden, die man früher nicht an ihm kannte und die man auch später nicht an ihm finden wird. *Besondere Merkmale:* Bald nach der Gründung schwillt das RPF mächtig an und walzt in lokalen Wahlen die alten Formationen nieder. Es wäre wohl damals schon zur Fünften Republik gekommen, wenn die Vierte nicht das Glück hätte, daß es keine Kammerwahlen gibt, solange das RPF blüht. Die kommen erst, als dieser zweite Gaullismus in sich zusammenzusinken beginnt. Die französische Öffentlichkeit stellt in dieser Periode an de Gaulle fest, daß er, trotz der geschilderten Verbissenheit, kein Mann des Staatsstreichs ist: er will offensichtlich nur durch Wahlen an die Macht kommen und achtet die demokratischen Spielregeln. An diesem Urteil ändern auch in Zukunft die bewegtesten Episoden des de Gaulleschen Psycho-Krieges nichts. *Ablösende Situation:* Zunächst zeigen sich Ablösungserscheinungen innerhalb dieses zweiten Gaullismus, die an die Vorgänge zwischen dem August 1944 und dem Januar 1946 erinnern. Nicht alle gaullistischen Parlamentarier haben zum Marsch durch die Wüste die nötige Ausdauer. Nicht alle halten die vom General geforderte Abstinenz vom »System« durch. Die Mehrheit (als einer der ersten Chaban-Delmas, der das dann bis zu de Gaulles Abgang 1969 zu spüren bekommt) läßt sich durch Ministersessel oder andere Vorteile verlocken. Hinzu kommt, daß sich im französischen Parteienfächer inzwischen wieder eine gemäßigte Rechte gebildet hat,

die es gleich nach 1945 nicht gab – das zieht Wähler vom Gaullismus ab. Unter dem Eindruck dieser »Korrumpierung« seiner im Zeichen des Antiparlamentarismus angetretenen Abgeordneten gibt de Gaulle diesen am 6. Mai 1953 die Freiheit zurück. Den Gnadenstoß erhält das, was dann noch vom RPF übrig bleibt, von der Außenpolitik her. Im April 1955 tritt die Konferenz von Bandung zusammen, mit der die farbige Welt aktiv in die Weltpolitik vorstößt und dem Blöcke-Dualismus Washington-Moskau ein Ende macht. Mit seinem Spürsinn für derlei Entwicklungen erkennt de Gaulle als einer der ersten westlichen Staatsmänner, daß damit der Kalte Krieg auszulaufen beginnt. Die bisher so klaren Fronten »hie freie Welt – hie Kommunismus« lösen sich langsam auf; die Welt wird wieder kompliziert, »pluralistisch«. De Gaulle sieht ein, daß die Zeit für eine antikommunistische Kampfbewegung vorbei ist, und zieht die Konsequenzen: schon am 2. Juli 1955, ein Vierteljahr nach Bandung, kündet er seinen Rückzug in die Einsamkeit an; am 14. September 1955 löst sich auf, was nur dem Namen nach noch RPF ist.

Dritter Gaullismus: die Dekolonisation 1958–1962

Auslösende Situation: Der erste algerische Putsch – der des 13. Mai 1958 (»le treize mai« kurzweg). Die lange schon schwärende »Dekolonisation« hat in Algerien – dem Teil des französischen Kolonialreichs mit der höchsten Zahl weißer Siedler (ca. eine Million) – eine explosive Situation geschaffen. Die »eine und unteilbare Republik« droht in drei Bruchstücke auseinanderzubrechen: in das Mutterland, die weißen Siedler in Algerien (das staatsrechtlich ein Teil Frankreichs ist) und dazwischen die durch die Entkolonisierung politisierte Armee. Die Explosionsgefahr ist auch deshalb groß, weil diese weißen Siedler, die sog. »Pieds-Noirs« (Schwarzfüße), kaum zur Hälfte französischen Ursprungs sind. *Sammlungsziel:* Diesmal wird de Gaulle nicht als Antikommunist gebraucht, sondern als Retter vor dem Bürgerkrieg, der aus dem algerischen Kolonialkrieg zu entstehen droht. Nach der Bürgerkriegsfrontstellung des RPF, die

nicht ganz zu ihm passen wollte, findet sich de Gaulle jetzt in der ihm zusagenden Rolle wieder: nun brauchen ihn alle Franzosen – die Anhänger der Entkolonisierung, weil nur ein Mann seines nationalen Prestiges sie durchführen kann; die in die Enge getriebenen Ultras, weil sie ein Alibi brauchen. Auch wenn sie es nicht zugeben wollen, spüren die Ultras doch, daß sie die algerische Bastion nicht gegen die kommunistische Welt, die farbige Welt, die meisten Verbündeten Frankreichs und ein unlustiges Mutterland zusammenhalten können. Nun können sie sagen: »Wir wollten das Empire ja retten – aber de Gaulle ist uns in den Rücken gefallen.« *Personenkreis:* Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß er sehr weit ist. Aber er verlagert sich sehr in diesen vier Jahren von 1958 bis 1962. Bevor jeder merkt, daß de Gaulle das Kolonialreich liquidieren will, zieht des Generals Prestige noch viele Ultras an; aus demselben Grund ist die Linke anfänglich recht mißtrauisch, steht jedoch am Ende der vier Jahre geschlossen hinter de Gaulle wie sonst nur noch 1944. *Organisation:* Wegen dieses Fluktuierens der Anhänger ist in diesem Gaullismus die Organisation unwichtig – oder vielmehr wäre eine starre Organisation schädlich. Als parlamentarischer Manövriermasse bedient sich de Gaulle der im Oktober 1958 gegründeten »Union für die Neue Republik« (UNR). Dieser recht locker gegliederte Verband zieht sich durch die folgenden Gaullismen bis heute weiter, allerdings unter Änderung des Etiketts und der Zusammensetzung: im November 1962 vereinigt sich die UNR mit der linksgaullistischen »Demokratischen Union der Arbeit« (UDT) zur UNR/UDT-Fraktion; im Juni 1968 benennt sich die UNR/UDT für die Kammerwahlen in »Union für die Verteidigung der Republik« (UDR) um; 1969 endlich, unter Pompidou, splittern sich zahlreiche linksgaullistische Gruppen und Grüppchen wieder von der Gesamtorganisation ab. *Physiognomie de Gaulles:* In diesem Gaullismus hat de Gaulle die Rolle des großen Schlauen. Wie schon gesagt, gibt er seine dekolonisatorischen Absichten nur langsam – drei Schritte vor, zwei zurück – zu erkennen. Wie er die grausame Liquidation des einst so stolzen französischen Kolonialreiches durchführt, ohne es zur Explosion kommen oder seine Nation zu sehr das Gesicht verlieren zu lassen – das ist sein großes Meisterstück. Was man auch immer über

seine übrige Politik sagen mag – dieses Meisterstück reiht ihn unter die großen Staatsmänner des Jahrhunderts ein. *Besondere Merkmale:* Daß de Gaulle hinzugelernt hat, zeigt sich daran, daß er sich diesmal nicht heim ins Museum schicken läßt. Noch ehe die Franzosen ein weiteres Mal ihres großen Mannes müde geworden sind, verändert er die Institutionen der Fünften Republik. Ganz legal geht es dabei nicht immer zu, doch hält es sich im Rahmen dessen, was beim »Juristenvolk« der Franzosen auch im Kleinen üblich ist – im Großen bleibt es dabei, daß de Gaulle die Regeln respektiert. Der Umbau der Institutionen hat schon im September 1958 mit der neuen Verfassung der Fünften Republik begonnen, in der die Exekutive in einem für Frankreich ungewöhnlichen Maße verstärkt ist. Höhepunkt des Umbaus ist das Plebiszit vom 28. Oktober 1962, durch das die Volkswahl des Präsidenten eingeführt wird. Die de Gaulle so verhaßten »intermédiaires« können ihn nun nicht mehr stürzen, sondern nur noch das Volk. Und das Volk wird ihm, so denkt de Gaulle, treu bleiben. *Ablösende Situation:* Dieser dritte Gaullismus wird nicht durch eine Wendung der Weltpolitik von außen her beendet. Er setzt sich selbst ein Ende durch die Erreichung des gestellten Zieles: die Dekolonisation wird am 1. Juli 1962 durch die Selbständigkeitserklärung Algeriens abgeschlossen. Am 29. August 1962 schießen Bastien-Thiry, der »französische v. Braun«, und seine Leute an der Straßenkreuzung von Petit-Clamart daneben; sie treffen den »bradeur«, den »Verschleuderer«, des Kolonialreiches nicht. Am 11. März 1963 wird Bastien-Thiry hingerichtet. Auch das Abenteuer der OAS, der Untergrundarmee der Ultras, ist zu Ende. Die lästige Pflichtaufgabe der Dekolonisation ist erledigt; de Gaulle kann an seine große Aufgabe gehen.

Vierter Gaullismus: Die »Große Politik«
1963–1969

Auslösende Situation: Sie liegt so weit zurück, daß man sie kaum noch »auslösend« nennen kann. Es ist Bandung im April 1955 und seine Folgen: Auflösung des Blöcke-Dualismus; Abklingen des 1947 ausgebrochenen »Kalten Krieges« mit seiner

Spaltung der Welt in zwei weltanschaulich homogene Hälften; Rückkehr zu einem »Polyzentrismus« oder besser zu einem »Pluralismus« verschieden großer Machtgebilde (»Blöcke-Pluralismus« ist eine irreführende Bezeichnung, wenn ein Koloß wie die Sowjetunion und ein Gebilde wie Indonesien nebeneinander stehen). Seit 1955 beginnen immer mehr Leute einzusehen, daß der Dualismus der Jahre 1947–1955 eine einmalige Ausnahmesituation war, die man sonst in Friedenszeiten (oder Quasi-Friedenszeiten) während der gesamten Neuzeit nicht findet. Es gilt, sich an den wieder kompliziert gewordenen Zustand der Welt zu gewöhnen, in der ideologische und machtmäßige Ausstrahlung nicht mehr parallel laufen, sondern sich überkreuzen und so differenzierteres Verhalten erfordern. Der Versuch, jene so übersichtliche Teilung der Welt in zwei homogene Hälften wiederherzustellen, ist die gegenläufige Entwicklung, die den Haupttrend nur bestätigt; er nimmt seit dem Treffen von Eisenhower und Chruschtschow im Camp David, im September 1959, in der tastenden Wiederannäherung der beiden Gegner Hitlers Form an. De Gaulle hat, wie bereits festgestellt, diese Entwicklung als einer der ersten erkannt, und er sah auch sogleich die großen Möglichkeiten, die der neu gewonnene Spielraum der wieder kompliziert gewordenen Welt auch mittleren Mächten bietet. Aber erst muß er die Hände frei haben; erst muß das koloniale Bleigewicht weggeschafft sein. Nach fünf Jahren Dekolonisation kehrt de Gaulle im Anfang des Jahres 1963 in die Weltpolitik zurück, um mit Verspätung den »challenge« von 1955 und 1959 aufzunehmen. Er markiert seine Rückkehr mit einem der ihm so teuren, aber stets genau überlegten »Eklats«: am 23. Januar 1963 legt er sein Veto gegen den Eintritt Englands in den Gemeinsamen Markt ein. De Gaulles außen- und weltpolitische Offensive beginnt. *Sammlungsziel:* Zum ersten Male ist das Sammlungsziel nicht die Überwindung einer ganz konkreten Not. Der erste Gaullismus sammelte die Franzosen, die sich Hitler nicht unterwerfen wollten. Der zweite Gaullismus sammelte die Franzosen, die sich Stalin nicht unterwerfen wollten. Der dritte Gaullismus sammelte die Franzosen, die der Massaker der Entkolonisierung müde waren. Der vierte Gaullismus ist der erste ohne defensive Funktion. Er will eine Lücke ausfüllen, die de Gaulle zu sehen

glaubt. Er ist der bisher erste Gaullismus, der positiv etwas will: er will alle Franzosen sammeln, die noch an eine Weltmission Frankreichs glauben. *Personenkreis:* Hier, bei diesem vierten Gaullismus, ist der Personenkreis am wenigsten deutlich auszumachen. In den Anfangsstadien der »Großen Politik«, die de Gaulle vorschwebt, stellen sich auch Anfangserfolge ein; in diesen ersten Jahren scheint die Mehrheit der Franzosen hinter ihm zu stehen, und zwar nicht nur diejenigen, die ihm für die Entkolonisierung dankbar sind, sondern auch ein Teil der Ultras, die ihn eben noch als »Ausverkäufer des Empire« beschimpften. Je länger sich jedoch diese Politik ohne greifbares Resultat hinzieht, desto weniger werden die Franzosen, die sich noch mit dieser »Großen Politik« identifizieren. *Physiognomie de Gaulles:* In diesen Gaullismus begibt er sich mit gelassener Abgeklärtheit. Je mehr sich de Gaulle aber den Achtzig nähert, desto mehr nimmt etwas zu, was wie Absenzen wirkt. Jenes eigenartige »statische« Verhalten wird schon fast zum Dauerzustand. Glaubt de Gaulle überhaupt noch, das Ziel seiner »Großen Politik« zu erreichen? Wird er seiner Nation eine besondere Stellung innerhalb der neuen Konstellation der Welt verschaffen? *Besondere Merkmale:* Die »Große Politik« welche Inhalt dieses vierten Gaullismus sein soll, ist für de Gaulle zweifellos der Gipfel, auf den alles hinführt, was er bis dahin getan hat. Alle seine früheren Politiken sind im Grunde nur Vorbereitungen dieses »grand dessein«. Und gerade dieser »große Plan« scheitert. *Ablösende Situation:* Der Traum zerstiebt auf den Pariser Barrikaden des Mai 1968. Auf diesen Barrikaden gibt das französische Volk (nicht die Studenten allein) zu verstehen, daß es die hohen Opfer nicht leisten will, die die »Große Politik« fordert. Und es gibt wohl auch zu verstehen, daß es diese Politik für nicht durchführbar hält. Gewiß treibt der Schreck vor der zu jäh aufgesprungenen Flut in den auf die Barrikaden folgenden Kammerwahlen die Mehrheit der Franzosen noch einmal in die Arme ihres großen Mannes. Aber das ändert nichts an der Unwiderruflichkeit jenes Neins. Zudem ist der mögliche Nachfolger sichtbar geworden; ein Abgang de Gaulles ist nicht die Katastrophe. Der Vollzug dieses wirklich letzten Abgangs des Generals de Gaulle ins Museum – in dem provozierenden Plebiszit vom 27. April 1969 – ist nur noch eine Formsache.

Fazit

Am 15. Juni 1969 ist Georges Pompidou als Nachfolger de Gaulles zum zweiten Präsidenten der fünften Republik gewählt worden. Beginnt mit dieser Wahl der fünfte Gaullismus oder einfach nur ein »Pompidolismus«? Zweifellos wurde auch Pompidou von einer Sammlungsbewegung an die Staatsspitze getragen: von all jenen Franzosen nämlich, die ihr Land nicht wieder in die Unarten der Vierten Republik zurückfallen lassen wollten – von jenen Franzosen, die gewisse Errungenschaften des Gaullismus wie den unmittelbaren Einfluß des Volkes auf die Politik (direkte Präsidentenwahl, Plebiszite) oder die Stärkung der Exekutive bewahren wollten. Im Grunde ist es auch eine Sammlung all derer, die einen »Gaullismus ohne de Gaulle« für möglich halten – die der Meinung sind, dem außergewöhnlichen Manne sei immerhin ein ausgezeichneter Mann nachgewachsen, der das Steuer nüchterner und darum sicher zu führen vermöge.

Die Fünfte Republik hat mit dem Abgang de Gaulles zweifellos viel von ihrem Glanz verloren; der Alltag ist in Frankreich wieder eingekehrt. Die lange vernachlässigten Wirtschafts- und Sozialprobleme stehen nun vorne an. Zudem hat die gaullistische Erneuerungs- und Erweckungsbewegung wie irgendeine andere politische Gruppe inzwischen Fett angesetzt: sie brachte ihre eigenen »intermédiaires« hervor, die einen großen Mann mit unmittelbarer Wirkung auf das Volk nicht mehr nötig zu haben glauben. Das Tragische an de Gaulles Abgang ist, daß er einem unsichtbaren Feind zum Opfer fiel. Die deutschen Besetzungssoldaten und die Kommunisten, die Ultras und die Barrikadenjünglinge – die waren faßbar, denen konnte er begegnen. Die heimliche Auszehrung, die Frankreich nach den Barrikaden befällt; die Schwächung des Landes durch das unterirdische und unablässige Abströmen des Geldes und des Goldes ins Ausland; das so zerrinnende Vertrauen – das war ein Feind, den de Gaulle nicht zu fassen vermochte, den er gar nicht mehr begriff. Er war im Frühjahr 1969 wohl des Kampfes mit diesem Feind müde, gegen den sich die Franzosen von ihm nicht mehr sammeln lassen wollten, gegen den kein pathetischer Appell mehr half.

Für die Franzosen hat der Gaullismus zwei Seiten. Zweifellos hat er sie brutal mit der Frage konfrontiert, ob Frankreich noch eine eigenständige Großmacht sein kann. Auf der anderen Seite scheint der Gaullismus aber ein Organismus zu sein, der Frankreich in recht geschickter Weise und unter traditioneller Maske die Anpassung an neue Entwicklungen der Moderne ermöglicht hat. Aber auch für den Nichtfranzosen stellt der Gaullismus Probleme. Zunächst wirft er recht zugespitzt die Frage auf, ob »reine Politik« möglich ist – also ein ausschließlich situationsbezogenes Reagieren, ohne »Prinzipien« oder »Ideen«, die den Wechsel der Situationen überdauern. Weiter hat der Gaullismus die Frage nach dem »Primat der Politik« gegenüber allen wirtschaftlichen, technischen und sozialen Entwicklungen wieder in den Mittelpunkt gerückt. De Gaulle bezog in diesem Streit bekanntlich die extreme Gegenposition zum Marxismus; man denke nur an sein herrisch hingeworfenes Wort »L'intendance suivra« (die Bagage wird schon hintendrein kommen). Hat das Ende von de Gaulles Regime gezeigt, daß die Intendantur, also der homo oeconomicus, doch den Vorrang hat? Oder ist Charles de Gaulle vielmehr daran gescheitert, daß er eine zu enge Vorstellung von der »Politik« hatte? Aber vielleicht ist die Vorstellung eines »Scheiterns« überhaupt falsch. Aus der Sicht, die man von de Gaulle lernen kann, ist er den Weg ins Nichts gegangen, den jeder geht. Doch ist er ihn in einer Weise gegangen, welche die Menschen nicht so schnell vergessen werden.

KÄLTERE ZONEN

16. Georges Sorel

Da ich in Frankreich viel gelernt habe, aber nicht Franzose geworden bin, hat mich die Gestalt des großen Außenseiters Georges Sorel immer fasziniert. Bei meinen vielen Gängen durch Paris hatte ich oft diesen Mann vor Augen, dem diese Straßen so vertraut waren und der doch seine Umwelt wie durch ein umgekehrtes Fernrohr sah. Es gehört zu der beneidenswerten und zuweilen auch Besorgnis erregenden Selbstsicherheit Frankreichs, daß es diesen seinen großen Sohn bis heute nicht zur Kenntnis genommen hat.

Georges Sorel und Charles Péguy – die beiden geistig folgenreichsten (und damit überhaupt folgenreichsten) Franzosen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts – haben sich um 1900 in Paris kennengelernt. Péguy gründete 1900 dort mit 28 Jahren seine »Cahiers de la Quinzaine« (Halbmonatshefte), in denen er tollkühn seinen Kampf gegen den Geist des offiziellen Frankreich aufnahm. Er verwaltete diese kleine Zeitschrift in einer engen Boutique an der Rue de la Sorbonne, und er hatte sich diesen Standort, Aug in Auge mit der Hochburg der beamteten Intellektualität, nicht zufällig ausgewählt. Dort besuchte ihn jeden Donnerstag ein anderer Außenseiter – eben Georges Sorel. 1900 stand Sorel als 53jähriger bereits in seinem »zweiten Leben«; acht Jahre zuvor hatte er seinen Dienst als Ingenieur der staatlichen Verwaltung der Brücken und Chausseen quittiert und lebte nun als bescheidener Rentner draußen vor Paris, in der Banlieue. Seine ersten Bücher waren erschienen, in den Zeitschriften konnte man eigenwillige Artikel von ihm lesen. Nun

gerin zu Mittag und erschien dann in der Boutique der Cahiers. Daniel Halévy hat ihn dort kennengelernt: »Er war ein Fünfziger mit weißem Bart, und er wirkte zunächst als Greis an diesem Ort, der nicht einmal zwölf Quadratmeter groß war und wo sonst keiner mehr als dreißig Jahre zählte. Aber sein Auge, klar, hart und lebhaft, seine knappe und eindringliche Sprache hatten gerade die umgekehrte Wirkung. Sobald Sorel sprach, hob Péguy, der sich sonst wenig um die Gesprächsfetzen um ihn herum kümmerte, den Kopf.«

Péguy hatte für seinen Donnerstags-Gast zwei verschiedene Namen. Mal nannte er ihn »le père Sorel« (was im Französischen zwischen »Papa Sorel« und »Vater Sorel« mitten drin liegt), dann wieder sprach er von »unser aller Meister, Monsieur Sorel«. Solche verehrenden Wendungen behielt er auch bei, nachdem er 1912 einen Streit mit Sorel gesucht hatte, so daß dieser von nun an zwei Straßen weiter im Quartier Latin, nämlich in der Buchhandlung seines Freundes Delesalle in der Rue Monsieur le Prince, die Zuhörer für seine Monologe suchen mußte. Es hat denn auch nie an Versuchen gefehlt, Sorel auf den Typus des skurrilen Schwätzers zu reduzieren, wie er in allen Intellektuellen-Ansammlungen der Welt, vom Quartier Latin bis Greenwich Village, zu finden ist. Ein Ansatzpunkt findet sich bei der unbestreitbaren Tatsache, daß ein Gutteil der Wirkung Sorels über »private« Wege geistiger Vermittlung ging – mündlich, aber auch über einen ausgedehnten Briefwechsel. Einen Geschmack von Sorels Monologen geben die Aufzeichnungen seines Eckermanns Jean Variot (»Propos de Georges Sorel«, 1935), die dieser von 1908 bis 1921 notiert und dem Meister zur Korrektur vorgelegt hat; eine brauchbare Sammlung von Briefen Sorels gibt es leider nicht – die sind noch weit in der Sekundärliteratur verstreut. Was nun die Bücher von Sorel betrifft, so wurde von ihnen gesagt, sie seien im Grunde nichts anderes als eine Kette von Rezensionen längst unwichtig gewordener anderer Bücher. Ihr mäandrischer Charakter hat jedoch tiefer reichende Wurzeln. Genauso wie von Péguys Büchern läßt sich auch von denen Sorels sagen, sie hätten weniger Wirkung gehabt, wenn sie klarer gewesen wären. Ihre »Unklarheit« lag in der Sache; Sorel selbst hat während seines Studiums Preise für Mathematik reihenweise eingeheimst.

Klar waren die Bücher von Charles Maurras und von Anatole France; drum sind auch diesen beiden schöne Vitrinen im (imaginären) Museum der französischen Geistesgeschichte eingeräumt – dem einen rechts vom Gang, dem andern links. Sorel und Péguy jedoch (und mit ihnen übrigens auch Maurice Barrès) zählen zu den Geistern, die zusammen sehen, was ihre Zeit noch säuberlich trennt. Das hat zu den bekannten Verwicklungen ihrer Biographie geführt. Der Dreyfusard Péguy gilt in den letzten Jahren vor seinem Soldatentod in der Marne-Schlacht, im September 1914, vielen als reaktionärer Nationalist. Bei Sorel kommt man kaum nach mit dem Aufzählen der Gruppen und Bewegungen, denen er während bestimmter Phasen seines Lebens zugerechnet wird, vom Gewerkschaftsflügel des französischen Sozialismus über den »Renouveau Catholique« (katholische Erneuerung) und die royalistische »Action Française« bis zu Bolschewismus und Faschismus. Vor allem aber hat bei Péguy und Sorel das Verklammern von scheinbar Auseinanderklaffendem, das Tasten nach den unterschwelligen und fernhin tragenden Gegenströmungen immer wieder dazu geführt, daß in ihrem Werk überlieferte Denkformeln und Begriffe zeitweise verwendet und dann wieder verworfen, oft auch bis zur Unkenntlichkeit verformt und umgedreht werden. (Kennzeichnend dafür ist bei Sorel sein lebenslanges Festhalten an einem Marx, den wohl kein Marxist als solchen wiedererkennen würde.) Was aber aus Nahsicht als Verschwommenheit oder vage Rhetorik sich ausnehmen mag, schließt sich aus Distanz allmählich zu einem erkennbaren und präzisen Muster zusammen. Das von Péguy ist seit dem Zweiten Weltkrieg sichtbar geworden; Sorels Muster beginnt sichtbar zu werden.

Péguy war der letzte große Sprecher jenes Nationaljakobinismus, in dem linke und nationale Antriebe zu einer für Franzosen eingängigen Verbindung gefunden haben; ohne die seit den zwanziger Jahren stetig sich verstärkende Wirkung seines Werkes wäre de Gaulle kaum möglich gewesen. Sorel hingegen existiert im französischen Bewußtsein fast gar nicht; es ist kennzeichnend, daß es keine kritische Ausgabe seines Werkes oder auch nur eine Sammelausgabe seines Werkes gibt (man ist auf die Originalausgaben der einzelnen Bücher angewiesen). Im übrigen hat Sorel sich selbst – und zwar mit einer darin bei Fran-

zosen seltenen Konsequenz – außerhalb der bloß-französischen Zusammenhänge gestellt. Daniel Halévy berichtet (auch dieses Zitat in seiner Einleitung zu Andreus Sorel-Buch von 1953): »Vom August 1914 an lebte Sorel völlig als Einzelgänger, und als Einzelgänger übte er noch stärker die ihm eigenene Kraft aus, gegen den Strom zu denken. Ich würde davon nicht sprechen, wenn ich nicht dafür ein konkretes Zeugnis hätte. Wenige Tage nach dem Sieg in der Marne-Schlacht traf ich Sorel auf der Place St. Michel. Ich sehe ihn noch genau vor mir, seine hohe Gestalt, in dem korrekten Anzug eines Provinzbeamten. Zweifellos hatte ich zu ihm mit einer Lebhaftigkeit gesprochen, die ihm naiv vorkam. Ich höre noch die sanfte, väterliche Stimme, für mich etwas Neues an ihm, mit der er mich hernahm. ›Halévy‹, sagte er, ›Sie glauben also, daß Frankreich eine wichtige Rolle spielt in dem, was zur Zeit vorgeht. Da täuschen Sie sich, Frankreich zählt da kaum. Es gibt nur zwei Kräfte, die das Spiel machen – auf der einen Seite die angelsächsische Finanz, auf der anderen Seite der Generalstab in Berlin. Die angelsächsische Finanz will den Generalstab in Berlin vernichten – darum geht es allein.‹ Er hielt es nicht für nötig, mich einzuweihen, auf welche Seite er selbst neigte; er wollte nur, daß ich sehe, worum es ging.« Allerdings fügte Halévy anschließend noch hinzu: »Als er 1919 sah, wie die alliierten Armeen, das Werkzeug der angelsächsischen Finanz, durch den Widerstand der revolutionären Slawen aufgehalten wurden, griff er nochmals zur Feder, um Beifall zu spenden. Dieser Beifall war sein Schwanengesang.«

Sorel ist zu dem außerhalb Frankreichs wirksamsten Franzosen der letzten achtzig Jahre geworden. Allerdings hat er selbst, kurz vor seinem Tode (30. August 1922 in Boulogne-sur-Seine, bei Paris), sich noch skeptisch über die damals einsetzenden Versuche geäußert, ihn zum »Vater« – oder doch zum »Paten« – sowohl von Bolschewismus wie Faschismus zu machen. Richtiger wäre wohl, in ihm einen der Väter der gesamteuropäischen Konservativen Revolution zu sehen (politischer als Nietzsche, weniger an der Peripherie als Dostojewskij, am nächsten wohl Pareto, seinem Brief-Freund über viele Jahre) – einen der Väter also jenes denkwürdigen Versuches, die Dichotomien der Moderne zu überwinden.

Sein Standort ist dabei rittlings zwischen zwei Welten. Am 2. November 1847 in der Normandie (Cherbourg) als Sohn einer Mittelstandsfamilie geboren, hat er äußerlich zeitlebens den bürgerlichen Lebensstil beibehalten. Seine große Liebe, eine zwei Jahre ältere Arbeiterin, die er 1875 als Hotelbedienstete kennenlernte, hat er nie geheiratet, weil seine Familie diese Verbindung mißbilligte. Aber er lebte mit ihr zusammen, bis zu ihrem Tod im Jahre 1897, und er lebte dann auch weiterhin in der Familie seiner Lebensgefährtin bis zu seinem eigenen Tod. (Diese seine »zweite« Familie hat nach Sorels Tod dessen ganzen schriftlichen Nachlaß, darunter die Briefe Paretos, von denen es keine Abschriften gibt, vernichtet.) War Sorel ein Feind des Bürgertums, dem er selbst entstammte? So simpel waren seine Feindbilder nicht. Wenn es bei ihm ein Feindbild gab, an dem er durch alle Wandlungen hindurch festgehalten hat, so war es das des Intellektuellen, der mit der Plutokratie Arm in Arm aufsteigt und dem Menschen an Stelle der Wirklichkeit Abstraktionen unterschiebt. Diese »idealistische Desorganisation« hat er als Kern allen Übels bekämpft. Er hat ihr das gegenübergestellt, was seine deutschen Schüler ein Jahrzehnt nach seinem Tode den »heroischen Realismus« nannten – also jene Haltung, die weiß, daß die Welt nie »aufgeht«, daß Denken und Wirklichkeit nie völlig zur Deckung zu bringen sind, die aber gerade deshalb dem Ungestalten Gestaltetes entgegenstellt, Geformtes, Institutionen, Hierarchien. Hier liegt die Grenze zu Lenin, der sonst von Sorel viel übernommen hat. In Michael Freunds genialem Jugendwerk »Georges Sorel / Der revolutionäre Konservatismus« (1932), das in schludriger Brillanz die ganze Geisteslandschaft um Sorel umreißt, liest man zu diesem Punkt: »Es störte Lenin vor allem, daß Sorel leugnet, daß der Mensch die Welt wahrhaftig erkennen könne.«

Sorel erhoffte sich eine Welt, in welcher der Mensch wieder tut, was er meint. Er, der selber nie Christ war, hat einmal über Péguy gesagt: »Was ist das für ein Katholik, der nicht zur Messe geht!« Anfänglich hatte er vom unverbraucht in die Geschichte tretenden Proletariat eine neue Form, an Stelle des sich auflösenden bürgerlichen Liberalismus, erwartet – aber auch dieser Elan wurde durch die Kräfte der »idealistischen Desorganisation« abgebogen. Von nun ab wendet sich Sorels Denken

dem zu, was wiederum jene deutschen Schüler, nach seinem Tode erst, die »organische Konstruktion« genannt haben – das Schaffen von Dingen, deren Erhaltung sich lohnt. In diesem Zusammenhang wird meist Sorels Lehre von der »Gewalt« zitiert. Sie nimmt jedoch im Werk keineswegs die zentrale Stelle ein, die ihr viele zuteilen, und was in den politologischen Gesangbüchern über sie steht, ist meist barer Unsinn; keiner dieser Herren hat je Georges Sorel im Urtext gelesen.

Zentral ist vielmehr Sorels Lehre von den sozialen Mythen – »Systeme von Bildern«, die imstande sind, »als Ganzes und durch die bloße Intuition vor jeder bedachten Analyse die Masse der Gesinnungen hervorzurufen«. In einem klugen Aufsatz in der »Tat« vom August 1930 hat Ernst Wilhelm Eschmann all das aufgeführt, was nach Sorel erst einen solchen sozialen Mythos ausmacht – und vor allem: was ihn von jenen »Massenhysterien« unterscheidet, zu denen die Reeducation und die sie fortführende Neo-Aufklärung diese Sorelschen »Mythen« verzerrt haben. Jenen jungen Konservativen aber, die meinen, zu ihrer Schulung Marx und Engels lesen zu müssen, sei empfohlen, sich erst einmal Georges Sorel (und Vilfredo Pareto) vorzunehmen.

17. Der faschistische Stil

Dieser Aufsatz ist der Versuch, einem zerredeten Wort wieder einen konkreten Sinn zu geben. Er ist ein Versuch, sich aller theoretischen oder moralisierenden Voreingenommenheit zu entledigen und geschichtliche Phänomene wie »Faschismus«, »Nationalsozialismus« zunächst wieder als Phänomene ernst zu nehmen, d. h. sie zu sehen. Er ist zuerst 1973 in dem von Gerd-Klaus Kaltenbrunner herausgegebenen Sammelwerk »Konservatismus International« des Seewald Verlages erschienen.

Für Ludwig Blanck-Conrady

Sprachverwirrung

Faschismus[1] – das hat, wenn nicht mit Konservatismus, so doch mit der Rechten allgemein zu tun. Zwar haben Konservative, in ihrer von allen Seiten her bedrängten Lage, immer wieder versucht, Phänomene wie den Faschismus, den Nationalsozialismus nach links wegzuschieben. Sowohl nach 1933 wie nach 1945[2] haben sie versucht, das, was andere den »rechten Totalitarismus« nennen, auf linke Wurzeln zurückzuführen und in der politischen Landschaft fern auf der Linken anzusiedeln. Dafür lassen sich logische Argumente anführen sowie der Umstand, daß sich insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg die politischen Extreme hufeisenartig einander entgegenbiegen. Es gibt auch wirklich in dem Kraftfeld zwischen den beiden Hufeisen-Enden »Linksaußen« und »Rechtsaußen« einiges Hin und Her; bei näherem Hinsehen beschränkt es sich aber auf Einzelgänger und Splittergruppen, dann auf den Bereich der Ideologie. Die Grenze zwischen den linken und rechten Massenbewegungen jedoch ist immer wieder mit Strömen von Blut gezogen worden. Gewiß haben auch sehr viele Konservative mit ihrem Tod oder mit langen Kerkerjahren ihre Andersartigkeit gegenüber dem rechten Totalitarismus bezeugt. Aber diese feinere Grenze fällt geschichtlich nicht so ins Gewicht wie jene andere, allen sichtbare. Davon muß auch die Geschichtsschreibung ausgehen.

Diese einleitende Erklärung ist bereits voll von Wenn und

Aber. Es gibt nämlich kaum ein zeitgeschichtliches Phänomen, dessen Umrisse für uns so verschwimmen, wie der Faschismus. Zum Wort scheint keine Sache mehr zu gehören. Jeder verwendet das Wort, aber jedesmal für etwas anderes, und so greift es nichts mehr. Etiketts wie »Faschismus«, »faschistisch«, »Faschist« werden so verschiedenartigen Personen, Organisationen und Situationen aufgeklebt, daß diese Vokabeln verschwimmen. In einer Gesellschaft, in der fast jeder, der sich mit Politik befaßt, schon einmal von irgendwem als »faschistisch« abgestempelt worden ist, heißt dieses Wort zuletzt nichts mehr. Auch Spezifizierungen wie »prä-« und »postfaschistisch« oder das in der Bundesrepublik so beliebte »klerikalfaschistisch« ändern an diesem Tatbestand kaum etwas: Auch sie grenzen das Phänomen keineswegs ein, sondern haben die gleiche verallgemeinernde und damit verwischende Tendenz wie die Stammbegriffe. Den Höhepunkt erreicht diese Tendenz in dem alles ins Ungefähre verzerrenden Adjektiv »faschistoid«.

Hinzu kommt, daß heute niemand mehr sich selbst als faschistisch bezeichnet[3] – ein paar Statisten aus dem »lunatic fringe« ausgenommen. So ist diese Benennung ausschließlich zu einer Unmuts-Äußerung geworden, und zwar, wie gesagt, zu einer beliebig rundum anwendbaren. Das aber ist genau die Art, wie politische Begriffe ausgehöhlt werden und dann aussterben. Nicht zufällig ist die Beschäftigung mit dem recht breiten Fächer von »Faschismus«-Theorien, deren Klassifizierung und historische Herleitung, zu einem eigenen Bereich der modernen Ideologien-Forschung geworden[4].

Physiognomischer Zugriff

Wer dem Begriff »Faschismus« wieder einen faßbaren Inhalt geben will, kann den einfachen Weg gehen und diesen Begriff der italienischen Bewegung vorbehalten, die ihn geprägt hat, und allenfalls dem von ihr geschaffenen Staat. Allerdings wird dem mit einem gewissen zeitphysiognomischen Spürsinn Begabten auf die Dauer nicht wohl sein bei solcher Beschränkung. Er wird bald merken, daß eine Ausweitung des Begriffs über Italien hinaus sich aufdrängt. Zunächst wird er verwandte Er-

scheinungen im Mittelmeerraum[5] zur Kenntnis nehmen – etwa die Falange in Spanien[6]. Dann werden ihm einzelne Persönlichkeiten auffallen, die unter den Begriff subsumierbar sind: eben in Spanien ein José Antonio Primo de Rivera[7], in Belgien vor allem Léon Degrelle[8], in England Sir Oswald Mosley[9]. Auch das Zögern ist aufschlußreich: Gehört Jacques Doriot[10] in Frankreich noch dazu, der den Stil der kommunistischen Massenbewegung, aus der er kommt, noch so auffällig beibehält? Ist der Rumäne Corneliu Zelea Codreanu[11] noch zum Faschismus zu rechnen, dessen »Eiserne Garde« so stark im Bäuerlichen wurzelt und so stark vom Christentum bestimmt ist? Und hinter diesen Politikern wird eine ganze Phalanx von Schriftstellern sichtbar, die eine dazu gehörige Literatur produzieren. Offensichtlich gibt es ein Epochen-Phänomen »Faschismus«, das zwischen 1919 und 1945 in verschiedenen Ländern anzutreffen ist, sich jedoch von all dem unterscheidet, was dann nach 1945 allzu summarisch unter dieser Vokabel zusammengefaßt wird.

In dieser Eingrenzung des Faschismus-Begriffs auf eine bestimmte historische Epoche kann man mit der eigenwilligen Faschismus-Theorie Ernst Noltes einiggehen – auch wenn immer wieder (und bezeichnenderweise eher in polemischen als in wissenschaftlichen Schriften) versucht wird, eine Fortdauer des Faschismus nach 1945 nachzuweisen[12]. Hingegen verträgt sich der physiognomische Befund schwer mit Noltes Versuch[13], das, was er »Faschismus« nennt, sozusagen zum Gesamtstil der Epoche zwischen den beiden Weltkriegen zu erklären. Uns scheint Faschismus ein Verhalten, ein »Stil« zu sein, der sich in diesem Zeitraum mit anderen Verhaltensweisen überkreuzt und erst mit ihnen zusammen den Zeitstil ausmacht. Im Gegensatz zu Nolte (und erst recht zu den linken Faschismus-Theorien) glauben wir nicht einmal diejenigen Staaten und politischen Bewegungen, die sich damals gewaltsam sowohl gegen die liberale Gesellschaft wie gegen den Linksradikalismus abgrenzten, unter dem Begriff »Faschismus« zusammenfassen zu können. Auch bei ihnen ist der Faschismus nur *eine* Ingredienz unter anderen – im einen Land, in einer bestimmten Situation stärker, in anderen wieder schwächer.

Auf jeden Fall sind alle Versuche, den Faschismus von seinen theoretischen Äußerungen her zu begreifen oder (was nicht das-

selbe ist), ihn auf eine Theorie zu reduzieren, zum Scheitern verurteilt – genauso wie übrigens die Versuche, ihn auf bestimmte soziale Schichten zu beschränken. In diesem Bereich der Politik ist das Verhältnis zum Begriff nun einmal instrumental, indirekt, nachträglich. Voraus geht die Entscheidung für eine Gebärde, einen Rhythmus, kurz: einen »Stil«. Dieser Stil kann sich natürlich auch in Worten ausprägen – der Faschismus ist nicht stumm, im Gegenteil. Er liebt die Worte – aber sie sind nicht dazu da, um einen logischen Zusammenhang mitzuteilen. Ihre Funktion ist vielmehr, eine bestimmte Tonlage zu setzen, ein Klima zu schaffen, Assoziationen hervorzurufen. Der Weg zum begrifflichen System wird hier, verglichen mit der Linken und dem Liberalismus, nur zögernd gesucht und schwer gefunden; meist führt er zu zufälligen und beliebigen Resultaten. Gleichwohl werden wir ausgiebig aus faschistischen Texten zitieren. Das scheint ein Paradox zu sein, trifft aber die Situation genau.

Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß Faschisten sich offensichtlich leicht mit Unstimmigkeiten der Theorie abfinden, weil ihre Verständigung sich in kürzerem Bogen, eben über den »Stil«, vollzieht. Der Versuch Noltes[14], stilmäßig so verschiedene Dinge wie die »Action Française« von Charles Maurras und Léon Daudet, Mussolinis Faschismus und Hitlers Nationalsozialismus in eine logisch auseinander hervorgehende Abfolge zu nötigen, konnte nur einem aus der Philosophie kommenden Gelehrten unterlaufen. Der historische Takt zwingt zu *physiognomischer* Annäherung an das Thema und führt zu weniger übersichtlichen Resultaten.

Benn und Marinetti

Wir setzen mit unserer physiognomischen Beschreibung nicht bei den einzelnen politischen Phänomenen an, was einer größeren Untersuchung vorbehalten bleiben muß. Wir suchen vielmehr – was ein abgekürztes Vorgehen erlaubt –, an einem bestimmten, uns nicht zu fernem Punkte das besondere faschistische Stilgefühl, ausgedrückt in Worten, zu erfassen. Immer-

hin handelt es sich um eine Szene, die bereits den Zeitgenossen als paradigmatisch erschien. Im Frühjahr 1934 besucht der zum hohen staatlichen Würdenträger aufgestiegene Theoretiker des Futurismus, Tommaso Marinetti, das Deutschland Hitlers. Er ist in Personalunion Sprecher sowohl dieser beunruhigenden modernen Kunstströmung wie auch des italienischen Faschismus. So wird er denn in Berlin mit großen Ehren empfangen, aber ein Gefühl der Fremdheit und Unsicherheit gegenüber dem Gast aus dem Süden ist nicht zu übersehen – das Deutsche Reich ist noch nicht ganz über die Rolle des Juniorpartners von Mussolini hinausgewachsen[15].

Offensichtlich empfängt nur einer den italienischen Künstler-Rhetoriker als seinesgleichen: Gottfried Benn, der an einem für Marinetti veranstalteten Bankett der »Union Nationaler Schriftsteller[16]« als deren Vizepräsident den Gast begrüßt[17]. Benn spricht in Vertretung des sich im Ausland befindenden Präsidenten Hanns Johst, welcher zwar auch aus dem Expressionismus kommt wie Benn, aber mit seiner jovialeren, von Folklore untermalten Art doch besser als dieser in die nationalsozialistische Kulturpolitik paßt. (Benn muß sich noch im gleichen Jahr in die Funktion eines Militärarztes zurückziehen[18].) Man spürt der Rede Benns an, daß er sich bei dieser Gelegenheit nicht zwingen muß. Es ist sogar etwas wie ein Aufatmen in ihr zu verspüren.

Aufschlußreich ist, daß Benn den Italiener nicht auf eine gemeinsame Gesinnung oder eine Gemeinschaft der Ideen anspricht. Nach ihm ist es vielmehr Deutschlands wie Italiens Aufgabe, »an dem untheatralischen, an dem großartig kalten Stil mitzuarbeiten, in den Europa hineinwächst«. Benn lobt am Futurismus, daß er »die stupide Psychologie des Naturalismus hinter sich warf, das faul und zäh gewordene Massiv des bürgerlichen Romans durchstieß und mit der funkelnden und rapiden Strophik Ihrer[19] Hymnen auf das Grundgesetz der Kunst zurückging: Schöpfung und Stil«. Schon die Angriffe sind interessant. Es geht gegen die Psychologie, das Theatralische im Sinne der Guckkasten-Bühne, gegen das Kleinteilig-Gründliche bürgerlicher Kultur. Und mit den positiven Wertungen ist bereits ein erheblicher Teil des faschistischen Sentiments[20] vorausgenommen: kalter Stil, rapid, funkelnd, großartig.

Das, worauf Benn den Gast im weiteren Verlauf der Rede anspricht, sind denn auch nicht Inhalte im gewohnten Sinne – es ist eine bestimmte Dynamik, ein Rhythmus: »Mitten in einem Zeitalter stumpf gewordener, feiger und überladener Instinkte verlangten und gründeten Sie eine Kunst, die dem Feuer der Schlachten und dem Angriff des Helden nicht widersprach ... Sie forderten die ›Liebe zur Gefahr‹, die ›Gewöhnung an Energie und Verwegenheit‹, ›den Mut‹, die ›Unerschrockenheit‹, ›die Rebellion‹, ›den Angriffspunkt‹, ›den Laufschritt‹, ›den Todessprung‹, und dies nannten Sie ›die schönen Ideen, für die man stirbt‹.« Mit diesen, dem Werk Marinettis entnommenen Schlüsselworten tönt Benn weiteres an, was gemeinsam ist – vor allem die Herkunft aus dem Krieg. Der Krieg wird jedoch nicht im nationalsozialistischen Sinn als Befreiungskrieg eines eingekreisten Volkes begriffen. Gemeint ist vielmehr der Kampf an sich, bei dem es wenig darauf ankommt, daß der Angesprochene damals auf der anderen Seite stand. Im Gegenteil: diese Art von Krieg schafft eine besondere Brüderlichkeit der gegeneinander Kämpfenden, die sich näher stehen als dem »Bürger«, dem »Spießer« im eigenen Lager.

Benn spricht auch von den »drei grundlegenden Werten des Faschismus«. Folgerichtig sind das für ihn keine allgemeinen Ideen, nicht einmal ethische Imperative, sondern – erstaunlich, aber konsequent – drei Formen: »Das Schwarzhemd in der Farbe des Schreckens und des Todes, der Kampfruf ›a noi‹[21] und das Schlachtenlied, die Giovinezza[22].« Daß er das nicht als italienische Besonderheit allein zitiert, wird sogleich deutlich, wenn er im nächsten Satz in das »wir« verfällt: »Wir hier ..., die wir diese europäischen Stimmungen und diese europäischen Formzwänge in uns trugen ...« Und Benn setzt deutlich den Akzent auf das Futuristische, in die Zukunft Gerichtete, wenn er gegen die »gefälligen Floskeln der Epigonen« auf »die Härte des schöpferischen Lebens« hinweist: »Auf das Strenge, Resolute, auf das Gerüsthafte des Geistes, der an seinen Welten arbeitet und für den Kunst immer die definitive moralische Entscheidung gegen reinen Stoff, Natur, Chaos, Rücksinken, Ungeformtes ist.«

Entscheidung gegen das Ungeformte

Benns Satz über »das Gerüsthafte des Geistes, der an seinen Welten arbeitet«, ist wohl die entscheidende Stelle in der Rede auf Marinetti: die Identifikation von Kunst (und in weiterem Sinne von Stil) mit »moralischer Entscheidung« ordnet im Grunde die Moral dem Stile unter; der Stil tritt vor die Gesinnung, die Form rangiert vor der Idee. Das ist etwas, was von jedem, der von einer der Aufklärungen[23] herkommt, als Zumutung, ja als Provokation empfunden werden muß. Es geht dabei ja um etwas weit Zugespitzteres als um den Konflikt zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik, in den sich der Linke in der Auseinandersetzung mit der Rechten für gewöhnlich verstrickt findet. Jenen Konflikt vermag er zum mindesten in seiner Anlage zu begreifen. Hier, dem Faschisten gegenüber, sieht er sich mit etwas ihm völlig Unbegreiflichem konfrontiert. Er glaubt, »nur auf ästhetische Kategorien zu stoßen, sonst auf nichts«. Es sollte jedoch nicht übersehen werden, was »ästhetisch« im genauen Sinne und nicht demjenigen der Sprachverwirrung bedeutet: es kommt von dem griechischen Verbum »aisthanestai«, das den Verben »wahrnehmen« oder »anschauen« entspricht. Ästhetisches Verhalten ist also zunächst die Weigerung, von Abstraktionen, von einem »System« her an die Wirklichkeit heranzugehen. »Ästhetisch« bloß als »geschmäcklerisch« zu übersetzen, ist bereits Polemik.

Aber das Mißverständnis mit »ästhetisch« ist nicht das einzige Mißverständnis. Die umschriebene Haltung führt ja zurück auf die »décadence« der letzten Jahrhundertwende (und noch weiter zurück auf die unsentimentalen Richtungen innerhalb der Ersten Romantik). Auch diese Dekadenz darf nicht zu simpel gesehen werden. Sie ist nicht nur Auflösung, Nervosität, sanfte Fäulnis – sie ist zugleich der Übergang, mehr noch: der »Umschlag« zu Härterem. Nietzsche, der große Kritiker der »décadence«, hat zu Beginn des »Ecce homo«[24] von seiner »doppelten Herkunft« gesprochen, »gleichsam aus der obersten und der untersten Sprosse an der Leiter des Lebens, décadent zugleich und *Anfang*[25]«. Wer den geistigen Wurzeln des Faschismus nachspürt, wird früher oder später auf eine der großen

Gestalten dieser »décadence« stoßen: Maurice Barrès[26], Schriftsteller und Abgeordneter der Kammer, der als Dandy begann und als politische Symbolfigur endete. In seinem Werk und in seiner Attitüde[27] findet sich der Faschismus bereits paradigmatisch ausgeprägt[28]; seine Schüler Drieu La Rochelle und Brasillach wirken neben dieser mächtigen Vaterfigur oft wie schwache Repliken[29].

Beides, »Ästhetizismus« und »décadence«, sind aber nur einzelne Symptome eines die letzten zwei Jahrhunderte und die ganze westliche Welt übergreifenden Vorganges. Wir möchten ihn, in Anklang an den mittelalterlichen Streit zwischen Universalisten und Nominalisten, die nominalistische Wendung der Neuzeit nennen. Das Wort meint, daß die Universalschlüssel von einst verloren gehen. Die alten Welterklärungssysteme, die auf alles und jedes eine Antwort hatten, lösen sich auf. Je mehr man aber auf die durchgehende Welterklärung verzichtet, desto deutlicher tritt das Besondere, Einzelne hervor, das als Gestalt vom Gestaltlosen abgehoben wird. Das ist Benns »Entscheidung gegen reinen Stoff, Natur, Chaos, Rücksinken, Ungeformtes«. Sie bringt immer den Verzicht auf die universale, auf alles passende Moral mit sich; »moralisch« wird die einzelne, dem Chaos abgetrotzte Bindung. Mit gebräuchlicheren Worten handelt es sich um die Überwindung des Idealismus durch den Existenzialismus. »Existenzialismus« ist allerdings wiederum mehr; nicht einfach einige philosophische Schulden, sondern ein stufenweise zwischen der Ersten Romantik und der Epoche der Weltkriege sich abwickelnder Vorgang, der alle Lebensgebiete umfaßt und sein Ende noch nicht gefunden hat. Dies alles kann nur skizzenhaft angedeutet werden, um zu zeigen, auf welchem geistesgeschichtlichen Hintergrund das hier Beschriebene gesehen wird.

Faschismus-Verdacht im Dritten Reich

Vor dem skizzierten Hintergrund ordnen sich die Leitmotive, die Benn in seiner Rede auf Marinetti setzt. Der »strenge Stil« – das ist eben die dem Ungeformten abgetrotzte Form. Es ist ein Stil, der aus der Spannung von futuristischer Jugend und

schwarzem Tod lebt; der notwendig den antibürgerlichen Affekt in sich schließt; der Energie und Instinkt betont. Ebenso typisch ist allerdings, daß die damals, 1934, geltenden »Inhalte« fast völlig fehlen: Überlieferung und Biedersinn so gut wie Volksgemeinschaft, das Sittenrichterliche wie die Gesundheitsapostelei, das Nationale und Soziale, der Boden und die Rasse. (Wenn Benn von »Zucht« und »Züchtung« spricht in jenen Jahren, so liegt das jenseits aller Rassenhygiene.) Die Grenze ist recht scharf gezogen.

Allerdings ist das nicht die Grenze zwischen einem Oppositionellen und einem Staatstreuen. Gottfried Benn identifiziert sich damals noch mit dem Dritten Reich, in dessen Namen er dem Gast aus Italien sagt: »Form – in ihrem Namen wurde alles erkämpft, was Sie im neuen Deutschland um sich sehen; Form und Zucht: die beiden Symbole der neuen Reiche; Zucht und Stil im Staat und in der Kunst: die Grundlage des imperativen Weltbildes, das ich kommen sehe. Die ganze Zukunft, die wir haben, ist dies: der Staat und die Kunst ...« (Daß »Staat« und nicht »Volk« steht, ist gewiß kein Zufall.) Das ist »das Politische als ästhetische Mächtigkeit«, von dem eine eigenartige Aufsatz-Sammlung von Benn-Jüngern spricht, die noch ein Jahr nach der Marinetti-Rede in einem bündischen Verlag erscheinen kann[30].

Nun, Benns Identifikation ist nicht akzeptiert worden. Bald nach der zitierten Rede wird er in die Innere Emigration gedrängt. Seine Option von 1933/34 ist später sowohl von seinen Anhängern wie von den meisten Kritikern als Verkehrsunfall, als momentane Schwäche des Charakters ausgelegt worden. Weil man im Dritten Reich nur den später (nach 1934) dominant werdenden Strang sieht, erkennt man die innere Folgerichtigkeit nicht, die in Benns Werk von den frühen Rönne-Novellen über Gedichte wie »Schädelstätten« und »Quartär« zur Marinetti-Rede führt. Beigetragen hat dazu allerdings auch die Argumentation, mit der Benn ab 1934 an die Peripherie gedrückt wird. Man entnimmt sie dem Vokabular gegen die »entartete Kunst«; sie richtet sich gegen die expressionistischen Anfänge Benns – als ob der Expressionismus an sich schon eine »linke« oder »liberale« Kunstströmung wäre. Die Schimpfwörter sind bekannt: »widernatürliches Schwein«, »dreckige Schmiere-

reien[31]« und ähnlich. Hingegen ist es *damals* unmöglich, die Texte der Jahre 1933/34 als »faschistisch« zu verketzern. Schon die Rücksicht auf den italienischen Verbündeten verhindert das, mit dessen Hilfe man die außenpolitische Bewegungsfreiheit zu erreichen sucht.

Intern jedoch ist durch das ganze Dritte Reich hindurch »faschistisch« eine beliebte Vokabel der Kritik, mit der orthodoxe Nationalsozialisten die Abweichler stigmatisieren[32]. Das Wort hat für sie einen konkreten Sinn. Es gibt damals zwei Formeln, mit denen man nichtkonforme Geister abwertet, die weder der Linken noch den Liberalen oder Altkonservativen zugerechnet werden können. Die härtere, schon der Denunziation bei der Polizei nahekommende heißt »schwarze Front«: von der gleichnamigen Bewegung Otto Strassers abgeleitet, bezeichnet sie neben dem eigentlichen Nationalbolschewismus überhaupt nationalrevolutionäre[33] Personen und Splittergruppen in einem Spannungsfeld etwa zwischen Ernst von Salomon, dem Bauernführer Claus Heim und dem früheren Jungdo-Chef Artur Mahraun. Die Vokabel »fachistisch« hingegen – wie gesagt nur für den internen Gebrauch, nicht zur Veröffentlichung bestimmt – ist wesentlich differenzierter. Ihr Zweck ist nicht die politische Vogelfrei-Erklärung, sondern die geistige Diskriminierung.

Der Schreibende hat während des Krieges immer wieder erlebt, daß Hinweise auf Ernst Jünger von Partei-Seite mit dessen Etikettierung als »faschistisch« beantwortet wurden – was abwertend gemeint war. Zwar werden im Dritten Reich die vier Bücher Jüngers über den Ersten Weltkrieg, zwischen 1920 und 1925 erschienen, noch dem Corpus nationaler Literatur zugerechnet. Die daran anschließenden Schriften jedoch, in denen Jünger den naiven Frontkämpfer-Nationalismus hinter sich läßt, werden von den Literaturhistorikern und Kritikern des Dritten Reiches entweder übergangen oder doch mit spürbarer Befangenheit behandelt. Das gilt insbesondere für die Erstfassung von »Das abenteuerliche Herz« (1929), das Buch »Der Arbeiter« (1932) sowie die Essays »Totale Mobilmachung« (1931) und »Über den Schmerz« (1934). Sie haben in der deutschen Geistesgeschichte eine ähnliche Funktion wie die genannten Schriften Benns von 1933/34: sie exerzieren eine bestimmte

Geisteshaltung, einen bestimmten Stil so scharf und präzise durch, daß der Nationalsozialismus trotz gewisser Anklänge an der Oberfläche die Andersartigkeit instinktiv erspürt und mit dem »Faschismus«-Vorwurf antwortet.

Diese Ablehnung zielt bei Jünger wie bei Benn auf dasselbe: auf »Kälte« und auf »Ichbezogenheit«. Die Formvollendung gehe diesem Schriftstellertypus vor dem Dienst am Volke, der Genuß vor der Pflicht; die Geste sei ihm wichtiger als das Bekenntnis, der entschiedene Gegner näher als der durchschnittliche Volksgenosse. Man scheint einen neuen Aristokratismus zu argwöhnen. Jünger, von dem man den Satz[34] kennt: »Man kann sich heute nicht in Gesellschaft um Deutschland bemühen« (und den man im Verdacht hat, daß er diese Meinung von 1929 auch nach 1933 nicht geändert hat) – dieser Jünger gilt als Dandy wie Henry de Montherlant oder Gabriele d'Annunzio[35], ja wie Barrès[36]. (Im nationalsozialistischen Faschismus-Vorwurf ist immer das Internationalistische, das »Undeutsche«, hier: Romanische gemeint.)

Magischer Nullpunkt

Benn und Ernst Jünger gehören in dieselbe »geistige Familie«, aber zu verschiedenen Zweigen. Bei Jünger kommt einiges hinzu, was sich bei dem fast ein Jahrzehnt älteren Benn in dieser Ausprägung nicht findet. (Es gibt Situationen, in denen – abgesehen vom Individuellen – ein Abstand von neun Jahren schon fast ein Generationsunterschied ist.) Die vom »abenteuerlichen Herzen« durchstreifte Welt nimmt sich wie die nächtliche Seite zu Benns sonnendurchfluteter »dorischer Welt«[37] aus.

In der fast unauffindbar gewordenen[38] Erstfassung von »Das abenteuerliche Herz« hat der frühe Ernst Jünger Sätze[39] geschrieben, die sich einer bestimmten, zahlenmäßig kleinen Schicht tief und unvergeßlich eingebrannt haben: »Wir besitzen in der Welt den Ruf, daß wir Kathedralen zu zerstören imstande sind. Das will viel heißen in einer Zeit, in der das Bewußtsein der Unfruchtbarkeit ein Museum neben dem andern aus dem Boden treibt ... Wir haben stramm nihilistisch gearbeitet und, auf das unscheinbarste Feigenblatt einer eigentlichen Frage-

stellung verzichtend, das 19. Jahrhundert – uns selbst – in Grund und Boden geschossen, nur ganz am Ende deuteten sich dunkel Mittel und Männer des 20. an ... Wir Deutschen haben Europa keine Chance gegeben, zu verlieren.« In diesen oft zitierten, aber auch oft zu oberflächlich gedeuteten Sätzen wird der »nominalistische« Affekt[40] deutlich: die Abwehr leer gewordener Allgemeinheiten (das Feigenblatt der Fragestellung), die Stoßrichtung gegen das Universalistische (»Europa«).

Daß diese Deutung keine Gewaltsamkeit ist, läßt sich an einer anderen Stelle (S. 189) des gleichen Buches ablesen, wo Jünger spricht von den »konsequenten Versuchen der Humanität, in jedem Buschmann eher den Menschen anzuerkennen als in uns, daher auch (insofern wir Europäer sind) unsere immer wieder durchbrechende Scheu vor uns selbst. Vorzüglich, und nur kein Mitleid mit uns! Dies ist eine Position, aus der sich arbeiten läßt. Dieses Maßnehmen an dem geheimen, zu Paris aufbewahrten Urmeter der Zivilisation – das bedeutet für uns, den verlorenen Krieg zu Ende verlieren, bedeutet die konsequente Durchführung eines nihilistischen Aktes bis zu einem notwendigen Punkt. Wir marschieren seit langem einem magischen Nullpunkt zu, über den nur der hinwegkommen wird, der über andere, unsichtbarere Kraftquellen verfügt.« Es wäre unsinnig, Stellen wie diese noch deutschnational zu interpretieren: »deutsch« meint hier nicht Gegensatz zu »französisch« oder »englisch« (solche Feindschaften finden sich nirgends bei Jünger); »deutsch« bezeichnet hier einfach die Weigerung, jenen Urmeter anzuerkennen.

Man mag diesen Willen, aus dem Zusammenbruch der abendländischen Wertordnung die Konsequenz ziehen, Existenzialismus nennen. Aber, wie schon gesagt: dieser Begriff ist weit; es gibt »Existenzialismus« und »Existenzialismus«. Was hier als »Faschismus« zu umschreiben versucht wird, ist schon eine recht besondere Art, sich aus dem Debakel der Allgemeinheiten und der Systeme auf die Existenz zurückzubeziehen. Vor allem darf hier das eigenartige Wechselspiel von Zerstörung, Anarchie auf der einen Seite und Gestalt, Stil auf der anderen nicht übersehen werden. In dem genannten Buch (S. 222 f.) umschreibt Ernst Jünger diese Polarität (also eine Spannung, keine Spaltung) aufs immer neue: »Unsere Hoffnung ruht in den jungen Leuten,

die an Temperaturerhöhung leiden, weil in ihnen der grüne Eiter des Ekels frißt, in den Seelen von Grandezza, deren Träger wir gleich Kranken zwischen der Ordnung der Futtertröge einherschleichen sehen. Sie ruht im Aufstand, der sich der Herrschaft der Gemütlichkeit entgegenstellt, und der der Waffen einer gegen die Welt der Formen gerichteten Zerstörung, des Sprengstoffs bedarf, damit der Lebensraum leergefegt werde für eine neue Hierarchie.« (Bei Texten dieser Art hat das Beharren auf einzelnen Wörtern wenig Sinn, da die Wörter hier nicht die gleiche feste Bedeutung haben wie im Systemdenken. Ein Benn hätte gewiß nicht von einer »gegen die Welt der Formen gerichteten Zerstörung« gesprochen. Aber Jünger meint mit der Polarität von »Aufstand« und »neuer Hierarchie« dasselbe wie Benn.)

Ernst Jünger war Kriegsfreiwilliger des Ersten Weltkrieges, und das Phänomen, das wir hier zu umschreiben suchen, ist in der Tat nicht denkbar ohne die jungen Leute, die sich damals in ganz Europa freiwillig zu den Waffen drängten, weg von den Schulbänken, unter Ableistung von Notexamen und oft unter Verheimlichung ihres zu jugendlichen Alters. Prüft man heute unbefangen die Zeugnisse jenes »Aufbruches«, so stößt man kaum auf Haß gegen einen »Feind« (das war im wesentlichen die Angelegenheit des Hinterlandes). Hinter der in den Vordergrund geschobenen Verteidigung der Heimat wird etwas Dringenderes spürbar: die Sehnsucht nach einer anderen, unbedingteren Lebensform. Gewiß wird sie bald gedämpft durch die Eintönigkeit des Grabenkampfes, gebrochen durch die Allgegenwart des Todes. Aber diejenigen, die überleben, bringen gerade diese Spannung von Jugend und Tod in die liberal gebliebene Umwelt zurück und können sie nicht vergessen.

Auch hierfür finden sich im Deutschen bei Ernst Jünger die einprägsamsten Formulierungen. Am Ende der Erstfassung von »Das abenteuerliche Herz« hat er dieses Gegeneinander deutlich herausgearbeitet. Auf der einen Seite[41] beschwört er »die glühenden Träume, die das Vorrecht der Jugend sind, das stolze geheime Wild, das vor Sonnenaufgang auf die Lichtungen der Seele tritt«. Und er fährt fort: »Zu den bedrohlichsten Zweifeln des Werdenden gehört, besonders in einer Zeit, in der die Gemeinheit sich mit der Maske des höheren Menschentums

schminkt, der Zweifel an der Wirklichkeit der Träume, am Vorhandensein einer Zone, in der die Wertungen eines kühneren Lebens Gültigkeit besitzen . . .« Auf der anderen Seite mahnen ihn die »Namenlosen, Verschollenen« an jene »verborgene Brüderschaft«, jenen »höheren Kreis des Lebens, der sich durch das geistige Brot des Opfers erhält«. Und Jünger spricht von der »Feuerluft, deren die Seele zur Atmung bedarf«. Sie macht »es nötig, daß fortwährend, Tag und Nacht, einsam gestorben wird. In den Stunden, in denen der Jugend die inneren Flügel sich regen, während sie aus ihren Dachfenstern über die Häuser der Krämer starrt, muß sie ahnen, daß dort ganz hinten, an den Grenzen des Unbekannten, am Niemandsland jedes Feldzeichen bewacht und jeder Vorposten bezogen ist.«

Ein Text wie dieser wirkt heute, fast ein halbes Jahrhundert später, nicht nur wegen seiner Bildwahl fremd. Und er dürfte manche schockieren. Wir zitieren ihn, und wir zitieren Benns Rede auf Marinetti, weil von diesen Texten her immerhin der Zugang zu den stark gerafften Parolen der politischen Aktualität von damals leichter ist. Zwei Mißverständnisse allerdings, denen die frühen politischen Schriften Ernst Jüngers[42] immer wieder ausgesetzt sind, müssen berichtigt werden. Zunächst dasjenige, es handle sich dabei um die Äußerungen eines hochgezüchteten Außenseiters, die nur für ihn selbst und einige andere Individuen verbindlich gewesen seien. Gewiß gab es damals nur wenige, die solche Inhalte so zu formulieren vermochten – man findet Vergleichbares etwa bei Montherlant, Drieu La Rochelle oder René Quinton[43], ein bißchen blumiger bei Gabriele d'Annunzio. Aber diese Autoren formulieren, was viele instinktiv spüren. Was beispielsweise die in all diesen Texten latente Spannung von Jugend und Tod betrifft: im Spanischen Bürgerkrieg von 1936–1939, der zugleich der emotionelle Höhepunkt des europäischen Faschismus (in unserem Sinne)[44] ist, ertönt auf der einen Seite der Ruf »Viva la muerte!« (Es lebe der Tod)[45]. In seiner Paradoxie ist das, auf eine Formel gebracht, dasselbe[46].

Es ist üblich geworden, von Texten wie den zitierten von Benn und Jünger eine Verbindungslinie nach Auschwitz zu ziehen. Das ist das zweite Mißverstehen Jüngers, von dem zu sprechen ist – er hat es nach 1945 massiv zu spüren bekommen. Der Tod, den der Faschist meint, ist jedoch vor allem *sein* Tod, und dann der des als ebenbürtig anerkannten Gegners. Er ist, darüber hinaus, der Tod als Schicksal, das auf jeden Menschen zukommt und das bestanden werden muß. Und er ist noch einiges mehr. Sicher aber ist er nicht das industrielle Töten von wehrlosen, nach abstrakten Prinzipien ausgesonderten Menschenmassen. Das setzt den Glauben voraus, im Besitz der allein gültigen Wahrheit zu sein. Und es bedarf dazu eines abstrakten Ordnungssystems, nach dem die Menschen anhand allgemeiner Merkmale in gute (das heißt: zu erhaltende) und böse (das heißt: zu vernichtende) Exemplare eingeteilt werden. Dazu braucht es ein Sendungsbewußtsein, das seinen Träger subjektiv mit richterlicher, ja rächender und reinigender Funktion erfüllt.

Ein solches Sendungsbewußtsein geht dem agonal denkenden Faschisten ab: dieser will vielmehr seine Eigenheit plastisch herausstellen und freut sich über den anderen, der sich ebenso geschlossen darzustellen vermag. Verhaßt ist ihm der Laue im eigenen Lager – nenne er ihn nun »Bürger«, »Spießer«, »Krämer« oder wie auch immer. Der Faschist hat wenig Beziehung zu jenen Allgemeinheiten, nach denen in Schwarz und Weiß geschieden wird[47]. Form und Formlosigkeit liegen ja auch auf einer ganz anderen Ebene als gut – böse. Nicht Dualismus, sondern Einheit in der Vielfalt (oder umgekehrt) ist dem Faschisten Selbstverständlichkeit. Er vermag die Wirklichkeit nur so zu sehen, nicht manichäisch gespalten. Die Vielfalt kann er sich allerdings – um es nochmals zu wiederholen – nur gegliedert, gestaltet vorstellen.

Mit all dem soll der Faschismus nicht verharmlost werden. In diesem von Gewalt in der verschiedensten Form geprägten Jahrhundert gibt es auch eine spezifisch faschistische Form der Gewalt. Sie wird etwa sichtbar im Attentat, im Putsch, im spektakulären Marsch auf Rom[48], in den »spedizioni punitive« (Strafexpeditionen) gegen konkrete Ballungen von Feinden.

Die anonymen Massenliquidationen hingegen, wie sie der russische Bolschewismus seit dem Bürgerkrieg und der deutsche Nationalsozialismus in seiner Kriegsphase kennen, finden wir bei Regimen mit stark faschistischem Akzent nicht. Die Erzeugung einer schleichenden, in alle Ritzen dringenden Furcht, das Kommissar- und Karteiwesen, kurz: der anonyme Terror ist nicht ihre Sache. Da der Faschismus starke Wurzeln im Syndikalismus[49] hat, darf man den Begriff der »direkten Aktion«[50] wohl auch bei ihm anwenden. Faschistische Gewalt ist direkte, nämlich plötzliche, sichtbare, demonstrative Gewalt, die immer zugleich auch symbolisch wirken soll: der schon genannte Sternmarsch auf ein Zentrum der Macht, das Aufpflanzen der eigenen Fahne auf dem feindlichen Hauptquartier oder etwa das Halten eines als sinnbildlich geltenden Gebäudes um jeden Preis[51], auch wenn es militärischen Fachleuten als sinnlos erscheint und sinnlose Opfer kostet. (Wobei der »Sinn« solcher Opfer eben gerade in ihrer offensichtlichen Sinnlosigkeit liegt.)

Das Ereignis, das nach dem Marsch auf Rom von 1922 innerhalb des Faschismus am stärksten als symbolisch empfunden wird, ist denn wohl auch die Verteidigung des Alcazars von Toledo[52] zu Beginn des Spanischen Bürgerkrieges, vom 21. Juli bis zum 27. September 1936. An diesem Tag gelingt es den nationalistischen Truppen, von außen den Ring der Rotspanier um die Burg zu sprengen. Wer heute den Alcazar besucht[53], eine etwas verlassene Weihestätte, kann in dem seit 1936 unveränderten Kommandoraum des Alcazars eine Ahnung bekommen, was ein faschistischer »Mythos« ist. Ein sehr antiker Telefonapparat, vergilbte Fotos an der Wand und vor allem viele dort hängende Versionen eines Telefongespräches in allen möglichen Sprachen (selbst Arabisch, Hebräisch und Japanisch) erinnern an eine historische Szene am 23. Juli 1936.

An diesem Tag erhält Oberst Moscardó, Kommandant des Alcazars, über eine noch intakte Telefonverbindung mit der Stadt einen Anruf. Anrufer ist der Chef der belagernden Roten Milizen. Er fordert Moscardó zur Übergabe des Alcazars auf, andernfalls dessen Sohn, der sich in der Hand der Milizen befinde, füsiliert werde. Zur Bekräftigung wird der Sohn ans Telefon geholt und es kommt zu folgendem Dialog. Der Sohn: »Papa!« Moscardó: »Ja, was gibt es, mein Sohn?« Der Sohn:

»Nichts, sie sagen bloß, daß sie mich erschießen werden, wenn Du den Alcazar nicht übergibst.« Moscardó: »Dann empfiehl Deine Seele Gott, rufe ›viva l'España‹ und stirb wie ein Patriot.« Der Sohn: »Ich umarme Dich, Papa.« Moscardó: »Ich umarme Dich, mein Sohn.« Dann fügt er für den Chef der Milizen, der den Hörer wieder übernommen hat, hinzu: »Ihre Frist ist nutzlos. Der Alcazar wird niemals übergeben.« Moscardó hängt ein, und sein Sohn wird unten in der Stadt erschossen.

Das ist, trotz des zum Teil noch traditionellen Vokabulars, eine typisch faschistische Szene. Helden der Handlung sind nicht wie im Nationalsozialismus Massen (etwa die bedrohte Bevölkerung einer bedrohten Provinz), sondern zwei einzelne, fest umrissene Gestalten: der Oberst und sein blutjunger Sohn. Die Szene wickelt sich in jenem »kalten Stil« ab, mit gebändigten Emotionen, jeder auf die Durchführung seiner Rolle (nicht seiner »Mission«) bedacht, das Ganze aus der Spannung von Jugend (der »Papa« sagende Sohn) und Tod (die Drohung des Milizchefs) lebend. Und das auf dem Hintergrund der »España negra«, jenes den Touristen so wenig bekannten »schwarzen Spaniens« des regentrüben Lehmes, der starr verhängten Gesichter und eben des Todes.

Im übrigen ist dieser eigentümliche Stil gar nicht immer tragisch. Er hat auch seine groteskkomische Seite – etwa in der symbolischen Demütigung oder Verhöhnung des Feindes. Auch hierin hat Gabriele d'Annunzio in seiner extravaganten Art den faschistischen Stil fast zur Karikatur verzerrt – so etwa, als er im August 1918 in ein klappriges Flugzeug steigt, um persönlich über dem Wiener Parlamentsgebäude einen Nachttopf voll Kohl auszuleeren ...

Vom Pluralismus im »rechten Totalitarismus«

Gegen unsere Beschreibung des Faschismus, genauer: des faschistischen Stiles, wird sich zweierlei Widerspruch melden. Der eine, radikale, wird sagen, daß es einen solchen Faschismus, außer in ein paar Büchern der damaligen Zeit, gar nicht gegeben

habe: er sei höchstens eine Facette der rechtstotalitären Regime und könne von diesen nicht abgetrennt werden. Diesem Vorwurf mag Vorschub leisten, daß in dieser vorliegenden Untersuchung abgekürzt vorgegangen worden ist. Um den faschistischen Stil in Kürze umschreiben zu können, wurden ausgiebig zwei deutsche Autoren zitiert, die nach der ersten, unentschiedenen Phase des Dritten Reiches, das heißt: mit dem allmählichen Anziehen der Gleichschaltung, in die innere Emigration gedrängt worden sind. An ihrer Stelle hätten ebensogut Henry de Montherlant[54], Pierre Drieu La Rochelle[55] oder auch Robert Brasillach[56] zitiert werden können. Das hätte aber jenen Vorwurf wohl noch zugespitzter provoziert, denn der französische Faschismus[57] ist ja erst im Vakuum der deutschen Besetzung[58] zu Schein-Realisierungen gelangt.

Doch selbst derjenige, der »Literatur« durchaus als politisches Wettersignal anerkennt, kann unsere Herausarbeitung eines besonderen Phänomens »Faschismus« in Frage stellen. Diese andere, nuanciertere Form der Kritik wird zwar das Vorhandensein eines solchen Faschismus, auch als eigenständiges politisches Gebilde, nicht leugnen. Aber sie wird in ihm nur eine romantische Frühphase des »rechten Totalitarismus« sehen; sobald eine faschistische Bewegung die Macht erringe, beginne für sie der totalitäre Alltag mit seiner Allmacht der Bürokratie, mit anonymem Terror, ausschließlicher Doktrin und all den übrigen Kennzeichen. Dann gibt es noch eine Variante dieser differenzierteren Kritik, die ein partielles Vorhandensein eines Eigengebildes »Faschismus« zugibt: sie beschränkt das Phänomen auf die romanische Welt und billigt ihm dort zudem für die zweite Hälfte unseres Zeitraumes 1919–1945 nur noch eine Folklore-Existenz im Windschatten der Geschichte zu. In dieser Sicht wird der Faschismus zu einem geschichtlichen Gegenstand von geringerer, sozusagen lokaler Bedeutung, am Rande der großen Auseinandersetzung zwischen rotem und braunem Totalitarismus.

Alle diese Thesen scheinen uns die Wirklichkeit zu verzerren. Sie haben eines gemeinsam: sie stehen, wie die meisten Faschismus-Theorien, im Banne Hitlers; sie sehen das Phänomen zu sehr vom Dritten Reich und dessen Katastrophe her. Einmal mehr

führt notwendig zu falschen Proportionen und falschen Perspektiven. Beispielsweise fällt dabei unter den Tisch, daß innerhalb der sowohl nichtlinken wie nichtliberalen Welt, von der wir hier alleine sprechen, die Vorherrschaft des Nationalsozialismus ein recht später Faktor ist. Erst jenseits der Mitte unseres Zeitraums 1919–1945 beginnt sie sich abzuzeichnen; im Grunde ist das Dritte Reich erst von der Frankreich-Schlacht von 1940 ab eindeutig dominant[59]. (Wobei der pazifische Raum außerhalb unserer Betrachtung bleibt.) Bis dahin ist viel Spielraum für anderes da.

Weiter steckt in den zitierten Thesen eine monolithische Vorstellung von Nationalsozialismus und Drittem Reich, die sich – zum mindesten auf der Ebene der Forschung – seit einigen Jahren bereits aufzulösen begonnen hat. Zwar hat sich bis jetzt nur auf dem Gebiet der Machtverhältnisse die Einsicht in den pluralistischen Charakter des Dritten Reiches durchgesetzt: daß nämlich während der kurzen Dauer dieses Regimes (12 Jahre gegenüber den 56 Jahren der Sowjetunion von heute) und angesichts der pendelnden Haltung Hitlers das Dritte Reich bis zuletzt ein Konglomerat rivalisierender Machtgruppen bleibt, von denen keine – auch die SS nicht – endgültig die Oberhand gewinnen kann. Es handelt sich um einen Pluralismus, der dem geschickt Vorgehenden erlaubt, sich einen gewissen Freiheitsraum zu schaffen[60].

Auf die Dauer wird man jedoch nicht darum herumkommen, den pluralistischen Charakter des Dritten Reiches auch auf anderen Gebieten zu erkennen – und zwar nicht nur auf demjenigen der Doktrin, wo er zwar ins Auge springt, aber angesichts des rein instrumentalen Charakters der Doktrinen auch nicht so wesentlich ist. Wichtiger ist, daß in dem halb instinktiven Bereich, aus dem die eigentlichen politischen und geschichtlichen Antriebe kommen, das Dritte Reich bis zuletzt ein verwirrend uneinheitliches Gebilde geblieben ist.

Die drei Stränge

Auflösungszustände, Endzustände sind für den Historiker aufschlußreich, weil in ihnen sichtbar wieder auseinandertritt, was

bis dahin sich als Einheit ausnahm. Man hat den Zweiten Weltkrieg bisher zu einseitig militär- und kriminalgeschichtlich erforscht. In der politischen Betrachtung begnügte man sich im allgemeinen mit der Feststellung von Freunden und Feinden Hitlers, auf beiden Seiten der Front. Allenfalls nahm man noch Reibereien zwischen der deutschen Vormacht und ihren Verbündeten zur Kenntnis oder die mit dem 20. Juli 1944 spektakulär sichtbar werdende Loslösung altkonservativer Kräfte, die sich bis dahin halb mit Hitler abgefunden hatten. Hingegen ist bisher noch kaum bewußt geworden, wie sehr mit dem Stalingrad-Jahr 1943 auch das, was bis zu diesem Zeitpunkt ein fraglos um Hitler gescharter Block zu sein schien, sich in sehr verschiedenartige Bestandteile aufzulösen begann.

Vom Stalingrad-Jahr ab zeichnen sich in dem Lager, das auf deutscher Seite aktiv den Krieg führt, das heißt: nicht mehr oder weniger in innerer Emigration lebt, deutlich drei verschiedene Stränge ab. Der stärkste darunter ist nach wie vor der national-sozialistische – in dem von uns umschriebenen Sinne. Mit der sich allmählich ankündigenden Niederlage Hitlers beginnt der nationalsozialistische Mythos jedoch an Spannkraft einzubüßen. Während Sonder-Einheiten für industrielle Massentötung auf ihre grausige Weise die nationalsozialistischen Visionen doch noch zu verwirklichen suchen, wird im Gegenzug, mitten in der sich ausbreitenden Auflösung, wieder Spielraum frei für andere Kräfte innerhalb des »rechten Totalitarismus« – für Kräfte, die zwar den Krieg ebenfalls weiterführen wollen, aber auf *ihre* Weise. Dabei werden zwei Stränge wieder sichtbar, die man wohl ins Dritte Reich hatte einmünden sehen, die aber in der Triumph-Periode des Nationalsozialismus völlig absorbiert zu sein schienen. Nun, gegen Ende des Krieges, wird deutlich, daß sie latent immer da waren.

Diese beiden Stränge verkörpern sich in zwei menschlichen Typen, die in wechselnder Kostümierung durch alle Aufzeichnungen aus dem Kriege[61] ziehen. Der eine ist der Deutsche, wie er im Bilderbuch steht (in einem nicht von vornherein gehässigen Bilderbuch). Es ist der Deutsche, der – kaum ist der Bombenteppich niedergegangen – schon wieder die Straße freimacht, Wegweiser aufrichtet, für Nachschub sorgt, die Verwaltung wiederherstellt. Ordnung muß sein, ist seine Devise, und

der Fanatismus ist ihm als ein die Ordnung unterspülendes Element zuwider. Wildes Morden läßt er in seinem Umkreis nicht zu; alles muß sich an Regeln halten, die der Willkür entzogen sind – kurz, selbst im Chaos sucht er »Staat« zu bilden. Auch dieser Typus kennt seine Extremform – sie ist etwa dort zu suchen, wo der Grundsatz, daß gerade der Soldat strengster Disziplin unterworfen sein muß, dazu führt, daß aus einem Dorf abrückende Landser als Plünderer füsiliert werden, weil sie einen Käse aus einem Haus geholt haben, das ohnehin eine Viertelstunde später in der Hand der Russen sein wird. Diese Seite am Deutschen ist den Nichtdeutschen meist unheimlich geblieben. Aber der geschilderte Typus ist für den Vorwurf der Unverhältnismäßigkeit von Mitteln und »Erreichtem« unzugänglich, weil es ihm nicht *darum* geht.

Der andere Typus ist gerade *nicht* so wie der Deutsche aus dem Bilderbuch. Gegen Ende des Krieges tauchen in den im Osten stehenden Heeren verwegene Gestalten auf, die sich recht eigenwillig uniformieren; die Vorgesetzte nur grüßen, wenn sie sie kennen oder wenn ihnen deren »Visage« gefällt; die über die offiziellen Propaganda-Parolen grinsen oder allenfalls gähnen. Aber kämpfen tun sie, und zwar obwohl – oder weil es dem Ende zu geht. Es wäre falsch, darin nur den Einfluß der ausländischen Freiwilligen (oder Halbfreiwilligen) zu sehen, die in der Schlußphase für die deutsche Führung immer wichtiger werden. Auch mit deutscher, direkt von der Schulbank herkommender Jugend werden diese Einheiten aufgefüllt, die einen so anderen Geist haben. An die Stelle des Kreuzzugsheeres treten Gebilde, die uns bereits bekannte Züge aufweisen. Das rein Agonale verdrängt in ihnen den ideologischen Messianismus. Neben die Brüderlichkeit der Kämpfenden tritt zwar weniger der Affekt gegen den »Bürger«, da es diesen mitten im totalen Krieg, im alten Sinne kaum mehr gibt. Aber dieser Affekt wandelt sich in den Affekt gegen die Militärbürokratie, gegen Zahlmeister und Generalstabs-Intellektuelle. Das geformte Gebilde, in das man sich, angesichts des Chaos zurückzieht, ist die noch überschaubare kämpfende Einheit. Der Bezugspunkt ist der allen bekannte Chef der Einheit[62]; darüber hinaus erkennt man sich an – oft ad hoc geschaffenen – Symbolen und Riten. Und die Kameraderie der Jugend mit dem Tode treibt oft bizarre

Blüten. Auch dieser Typus kennt seine Extremformen. Aus einem amerikanischen Bericht von der Invasionsfront etwa ist die Geschichte von jenen zwei Halbwüchsigen in Uniform bekannt, die gefangengenommen werden konnten, weil sie sich mitten auf dem Schlachtfeld selbstvergessen prügelten: sie konnten sich nicht darüber einigen, wer von ihnen mit der Panzerfaust den auf sie zurollenden amerikanischen Panzer abschießen durfte.

Das sind, wie gesagt, späte Endformen. Aber in ihnen prägt sich noch einmal der schillernde Charakter des »rechten Totalitarismus« aus, der von 1919 ab die von der traditionellen Rechten geräumten Positionen besetzt. Er enthält in jedem europäischen Lande[63] drei Elemente, von denen mal das eine, mal das andere dominiert – und zwar nicht nur in den einzelnen Bewegungen, sondern selbst im Leben einzelner Personen.

Wir sind nicht für die Erfindung neuer Begriffe. Man sollte zur Bezeichnung historischer Erscheinungen bereits vorhandene Begriffe verwenden – auch wenn der Inhalt dieser Worte straffer abgegrenzt und allzu weitgefaßte Bedeutungen gekappt werden müssen. Dort, wo sich eine ohnehin chiliastische, von Leidenschaften getragene Bewegung wie der Sozialismus mit so gefühlsschweren Gehalten wie »Volk«, »Nation«, »Rasse« verbindet (und er tut das nicht nur in Deutschland, sondern etwa auch im stalinistischen Rußland) – dort drängt sich der Begriff *Nationalsozialismus* mit seiner ganzen geschichtlichen Schwere unmittelbar auf. Dann gibt es die kühlere Zone, wo es darum geht, inmitten der Reste oder der Trümmer alter Ordnungen ein neues Gehäuse zu errichten, und zwar ohne Fanatismus, in nüchterner Einsicht in die Schwächen des Menschen, aber mit einem unbestreitbaren ästhetischen Behagen an dem, was funktioniert[64] und sachlich richtig ist. Es ist die Zone des Staates, der mehr ist als die Summe seiner Bürger, das heißt mehr als »Gesellschaft« – des Staates, der mehr ist als eine Zweckkonstruktion und gerade durch dieses »Mehr« die Willkür auf das unvermeidliche Maß beschränken soll. Hier ist die Bezeichnung *Etatismus* am Platze. Dort aber, wo das in dieser Arbeit umschriebene Stilgefühl vorherrscht, verwenden wir den Begriff *Faschismus.*

Die drei Bestandteile sind recht heterogen. Die Auflösungs-

erscheinungen der liberalen Gesellschaft haben viele »Etatisten« in das Lager des »rechten Totalitarismus« getrieben, und er hat ihnen seine dauerhaftesten Erfolge zu verdanken. Tief ins Herz der Menschen und in ihre Eingeweide aber senkten sich die beiden anderen Ingredienzien dieser Welt ein: die nationalsozialistische Leidenschaft und der faschistische Stil.

Aufgaben der Faschismus-Forschung

Der hier skizzierte Grundriß steht im Widerspruch zur allgemeinen Linie der Faschismus-Forschung. Diese Forschung erlebt zwar zur Zeit eine quantitative Hochblüte – selbst der Spezialist hat Mühe, die in immer rascherer Folge erscheinende Sekundärliteratur zum Thema noch zu überblicken[65]. Die meisten dieser Arbeiten kennzeichnet jedoch, daß dogmatische »Faschismus«-Begriffe – seien es nun neomarxistische oder andere – ihnen den Blick auf die geschichtlichen Phänomene verstellen. Die selbstverständliche Regel jeder wissenschaftlichen Forschung, daß man am Beginn einer Arbeit deren Ergebnis noch nicht kennt, scheint hier wenig Geltung zu haben. Die vorliegende Arbeit macht den Versuch, aus den geschichtlichen Phänomenen selbst einen differenzierteren Faschismus-Begriff (und damit auch differenziertere Begriffe für die benachbarten Phänomene) abzuleiten. Ein auf diesem Weg gewonnener Begriff ist natürlich nicht so handlich wie ein aus Abstracta abgeleiteter; es geht ohne die Beigabe zahlreicher Wenns und Abers nicht ab.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Faschismus-Forschung in drei großen Schritten vorzugehen hat. Der *erste Schritt* ist das Zu-Ende-Führen der Bestandsaufnahme. Sie hat geographisch, biographisch, historisch möglichst vollständig zu sein, und muß deshalb von den bisherigen Schwerpunkt-Bildungen wegkommen. Das Interesse der Forschung richtete sich bisher zu ausschließlich auf Deutschland und Italien, dann Frankreich, das frankophone Belgien, England, Spanien. Eine Ausweitung kündigt sich nun an. Zwar ist es fraglich, ob sehr viel herauskommt bei den Versuchen, eine »faschistische Internationale« nachzuweisen[66]. Fruchtbar ist, daß die einschlägigen Be-

wegungen Südosteuropas immer gründlicher untersucht werden[67]. Andere Zonen hingegen sind noch weniger bearbeitet, so etwa Skandinavien[68] oder das Baltikum.

Der *zweite Schritt* wird darin bestehen müssen, gegenüber benachbarten (oder scheinbar benachbarten) Gruppen und Bewegungen genaue Abgrenzungen vorzunehmen. Dabei scheint uns, im Gegensatz zu häufig zu hörenden Meinungen, die Abgrenzung zwischen der traditionellen Rechten und dem, was wir etwas umständlich den »rechten Totalitarismus« nennen, kein besonderes Problem zu sein. Hier gibt es jene fließenden Übergänge nicht, welche noch Nolte feststellen wollte. Physis, Psyche und Geist sind da so verschieden, daß sich von selbst ein Niemandsland zwischen den beiden Lagern bildet. Und die Konversionen zum »rechten Totalitarismus« dürften von der Linken und den Liberalen her mindestens so zahlreich sein wie diejenigen aus dem Lager der traditionellen Rechten. (Auf der Liste der Opfer des Dritten Reiches rangieren die Konservativen gleich hinter den Juden.)

In jenem Niemandsland stößt man jedoch auf einige Phänomene, die weder recht auf die eine noch die andere Seite gehören. Die Abgrenzungen von diesen besonderen Erscheinungen sind kompliziert und verlangen historischen Takt. Lassen wir dabei den ganzen ideologischen Bereich beiseite (und damit den verwirrenden Komplex der »Konservativen Revolution«) – die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich ja mit jenem vorideologischen Bereich, auf den sowohl die Optionen ideologischer Art wie auch die konkreten politischen Optionen zurückgehen. So bleiben in dem Niemandsland zwischen der traditionellen Rechten und dem Gegenstand dieser Untersuchung einige Gebilde der praktischen Politik, deren Standort kühl bestimmt werden muß. Es sind alles Gebilde, die für gewöhnlich in den großen Topf »Faschismus« geworfen werden – an denen Einzelheiten für eine solche Einstufung zu sprechen scheinen, die Substanz aber doch anders ist. Fünf solcher Abgrenzungen wären in erster Linie durchzuführen (es wären sicherlich noch mehr zu nennen). Zunächst von jenen Regimen, die man »autoritär« nennt; sie übernehmen einzelne Techniken des rechten Totalitarismus, ohne sich innerlich sonderlich zu wandeln, und teilweise sogar, um solche Totalitarismen abzuwehren. Muster: das Por-

tugal Salazars, das Österreich von Dollfuß. Eine weitere Abgrenzung ist die von den nach dem Ersten Weltkrieg sich bildenden Frontkämpfervereinigungen, die zu einem erheblichen Teil sich von den politischen Massenbewegungen nicht schlukken lassen. Muster: die französischen Feuerkreuzler[69] unter dem Obersten La Rocque, die sogar versuchen, selber eine Partei, den Parti Social Français zu bilden. Eine sehr wichtige Abgrenzung ist diejenige von den militanten Organisationen des Volkstumskampfes, für welche die Frontstellung gegen ein als feindlich empfundenes Volkstum jede andere politische Zielsetzung übertönt. Muster: der irische, der bretonische, der flämische (DINASO) und der baskische Nationalismus. Weiter ist eine Abgrenzung nötig von einem heute weniger bekannten Phänomen: jenen eigenartigen Bauernrevolten der zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre, die sich durch ganz Europa hinziehen. Muster: die Lappo-Bewegung in Finnland, die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein[70], der »Front Paysan« des Franzosen Dorgères[71], die Bauernheimatbewegung in der Schweiz[72]. In die Nähe gehören auch Mittelstandsbewegungen wie die schweizerischen »Fronten«[73], die Ende der zwanziger Jahre aufschießen. Nicht zuletzt aber ist eine Abgrenzung von jenen Bewegungen außerhalb des europäisch-nordamerikanischen Gürtels nötig, die oft als »faschistisch« bezeichnet werden, aber mit so mancher fremden Eigenart nicht ins Schema passen wollen. Muster: der brasilianische »Integralismus[74]« oder der argentinische Peronismus[75]. An allen hier aufgezählten Bewegungen und Erscheinungen sind Einzelzüge feststellbar, auf die einer unserer Begriffe (nationalsozialistisch – etatistisch – faschistisch) anwendbar wäre – doch als Ganzes gehören sie nicht in den Rahmen unserer Untersuchung.

Wir haben den Gegenstand unserer Untersuchung den »rechten Totalitarismus« genannt. Lassen wir diese Behelfsvokabel von nun ab beiseite. Ist der Gegenstand in der umrissenen Weise erfaßt und abgegrenzt, so ist für die Forschung der *dritte Schritt* zu tun. Dieser Gegenstand hat als Bestandteil der uns bestimmenden nahen Geschichte sein besonderes Leben. Wir können ihn nur fassen, wenn wir spüren, daß in ihm recht verschiedene, teilweise gegeneinander gerichtete Antriebe tätig sind. Wir haben die drei Antriebe, die uns die wichtigsten zu sein scheinen,

zu umschreiben versucht. Aber vielleicht ist dieses Instrumentarium immer noch zu grob – vielleicht müßte es noch verfeinert werden.

Für eine erste Analyse aber muß es ausreichen. Er gilt nur, mit den drei Begriffen nationalsozialistisch – etatistisch – faschistisch nicht zu schablonenhaft und mechanisch umzugehen. Sich beispielsweise für das Dritte Reich mit der naheliegenden Vokabel »nationalsozialistisch« zu begnügen und für den Staat Mussolinis mit der Vokabel »faschistisch« – das würde über die bisherigen Vereinfachungen nicht hinausführen. Vielmehr gilt es zu sehen, daß jene drei Antriebe im gleichen Lande, ja in der gleichen Bewegung oder der gleichen Person sich überkreuzen und gegenseitig lahmlegen können. Mal setzt sich der eine Antrieb rasant durch, dann auf Umwegen und langsamer wieder der andere, unversehens ist der dritte am Zuge. Der eine Antrieb verformt sich unter dem Druck des anderen, dann wieder scheinen alle drei zusammen versiegt zu sein, bis sie ein jähes Ereignis von neuem an die Oberfläche reißt.

Skizzieren wir kurz an zwei Beispielen, diesmal nichtdeutschen Beispielen, was gemeint ist. Das erste Beispiel ist jene eigenartige, vom September 1943 bis zum April 1945 währende »Italienische Sozialrepublik«, abgekürzt »Republik von Saló«[76] – also die Schlußphase des Regimes Mussolini, nach dem Bruch zwischen ihm und dem König. Hier fällt an dem in die Ecke getriebenen Regime alle Verbürgerlichung, alle Verfilzung mit dem italienischen Establishment wieder ab. In dieser Schlußphase kommt ein abenteuerlicher Faschismus wieder hoch, der an die Zeiten des Marsches auf Rom erinnert[77]. Der Bezug auf Jugend und Tod ist plötzlich keine Rhetorik mehr, denn die mit Jugendlichen aufgefüllten Einheiten sind mit den Partisanen in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt. Zur veränderten Färbung dieses Faschismus gehört aber auch die sozialrevolutionäre Programmatik, die in den Hintergrund gedrängt war während der Symbiose mit den alten Führungsschichten. Trotz dieser Programmatik übernimmt aber der »nationalsozialistischste« von allen italienischen Faschisten, Roberto Farinacci[78], keines der Ämter, das ihm die Republik von Salò anbietet, und das sicher nicht aus Mangel an Mut. Was ist der Grund seines Abseitsstehens?

Die gleiche Art der Fragestellung läßt sich auch auf Einzelpersonen anwenden. Nehmen wir das Beispiel Frankreich. Daß ein so erstaunlich großer Teil der französischen Verwaltungselite, ja der Elite überhaupt, mit Hitler kollaboriert, ist ohne den etatistischen Impuls nicht zu verstehen. Dieser Impuls entsteht aus der verzweifelten Lage Frankreichs nach dem Zusammenbruch von 1940; er kann sich entwickeln, weil er beim deutschen Besetzer auf gleichgerichtete Personen und Personenkreise stößt. Was aber haben Franzosen dieser Art – ein Bichelonne, ein Gabolde, ein Benoist-Méchin oder der einstige Tennischampion Borotra – was haben sie mit ihrem Landsmann Céline, dem Dichter, gemein? Im Grunde nichts. Céline wird meist unter der Marke »Faschist« geführt. Aber wir haben ihn bewußt nicht zusammen mit einem Montherlant oder einem Drieu genannt – so wenig übrigens wie jenen in Bergen-Belsen umgekommenen Georges Valois[79], der in den zwanziger Jahren in Frankreich als einziger das Etikett »Faschismus« wörtlich in Anspruch nimmt für eine politische Gruppierung. Die drei wilden politischen Pamphlete Célines[80] haben auch gar nichts mit dem Faschismus gemeinsam, weder mit der traditionellen italienischen Urform noch mit dem »Faschismus« in unserem etwas erweiterten Sinn. Was anders ist an ihm, ist nicht bloß der keuchende Haß, der vom »kalten Stil« absticht. Was jene drei Pamphlete zu den wohl einzigen nationalsozialistischen Kampfschriften von hohem literarischem Rang macht, ist auch nicht der plebejische Saft allein, der sie belebt. »Nationalsozialistisch« ist an ihnen, daß hier der soziale Aufruhr, genauer: der seelische Aufruhr einer ganzen Volksschicht sich seinen Feind sucht und dabei sein Wort findet.

Wer diese Stil-Unterschiede nicht sieht, wird auch nicht verstehen, was vor sich geht, wenn Céline in Paris, während der deutschen Besetzung, Ernst Jünger trifft. Jünger hat diese Begegnungen in seinen Tagebüchern »Strahlungen« unter verschiedenen Daten und mit der ihm eigenen Schärfe des Blickes festgehalten; Céline tritt dort teils unter seinem Namen auf, teils unter leicht durchschaubarem Pseudonym. Was passiert? Der Nationalsozialist Céline erwartet, in dem deutschen Besetzungsoffizier und Schriftstellerkollegen einen Gesinnungsverwandten zu finden – und er stößt auf das, was ihm das Frem-

deste ist: einen »Ästheten«, also einen »Faschisten«, der seinen Haß nicht teilen will, ja von ihm angewidert ist. Im Negativen ist diese Begegnung genauso symbolträchtig, wie es im Positiven die eingangs geschilderte Begegnung von Gottfried Benn und Marinetti ist.

Soziologischer Ausblick

Die vorliegende Arbeit setzte bei der Konfrontation zweier Schriftsteller an, und sie ist in die Konfrontation zweier anderer Schriftsteller ausgelaufen. Das legt nahe, sie als »ideologiengeschichtlich« zu qualifizieren und, dem Zeitgeschmack gemäß, die »soziologische Untermauerung« zu vermissen. Nun ist die Zielsetzung dieser Arbeit weder ideologiengeschichtlich – dazu nimmt sie die einzelnen Aussagen zu wenig wörtlich – noch ist sie soziologisch. Sie sucht vielmehr die Antriebe freizulegen, die sowohl zur Ideologiebildung wie zur Bildung bestimmter Gemeinschaftsformen oder gesellschaftlicher Organisationsformen führen. Dieser methodische Ansatz entspricht ungefähr demjenigen von Alois Riegl in der Kunstgeschichte, der mit der Annahme eines den einzelnen Kunstgattungen vorausliegenden »Kunstwollens« dem unfruchtbaren Streit ein Ende machte, ob die Architektur die Plastik (und Malerei) bedinge oder umgekehrt.

Mit dieser Annahme eines »Politikwollens« wird die Bedeutung des Gesellschaftlichen keineswegs bestritten; sie wendet sich nur gegen die monokausale Eingleisigkeit des »Soziologismus«, der nie schlüssig zu erklären vermag, wie die angeblich unausweichliche Determinierung durch die Gesellschaft sich mit dem Faktum einer raschen gesellschaftlichen Umschichtung gerade in unserem Zeitraum 1919–1945 eigentlich verträgt. (Die linkischen Elite-Theorien, mit denen der Widerspruch zu lösen versucht wird – etwa die von den Renegaten aus den alten Führungsschichten, die sich zu Hebammen der Emanzipation machen –, sind auf die Dauer nicht sehr überzeugend.) Das Gesellschaftliche ist ein Teil der komplexen Wirklichkeit.

Dabei heißt »komplex«, daß es in der Wirklichkeit keine

Einbahnstraßen gibt; zwischen ihren einzelnen Teilen herrscht vielmehr ein kompliziertes Hin und Her der Wirkungen – oder auch nur der Entsprechungen. Das naive Schema von Überbau und Unterbau war eine Arbeitshypothese von Sozialtheoretikern, die sich gegen eine kompakt idealistische Umwelt durchzusetzen hatten. Der Idealismus und sein Korrelat sind jedoch beide längst zerrieben worden, und man kann wieder von der unzerteilten Existenz aus denken.

Um konkret zu werden: in der Faschismus-Forschung stehen sich eine soziologische These und ein sozialer Befund gegenüber, die sich, streng genommen, ausschließen. Die These zieht sich, mit einigen nicht ins Gewicht fallenden Varianten, durch die meisten Faschismus-Theorien hindurch, und zwar auch durch die nichtmarxistischen, obwohl sie marxistischen Ursprunges ist und bereits zu Beginn der zwanziger Jahre, zeitgenössisch zum Marsch auf Rom, in der Auseinandersetzung mit den italienischen Schwarzhemden aufgestellt wird[81]. Nach dieser These ist der »Faschismus« im Kern ein Abwehrreflex des Mittelstandes (und zwar insbesondere des unteren Mittelstandes), der in Gefahr gerate, zwischen der aufsteigenden Arbeiterschaft und den im Besitz der Produktionsmittel befindlichen Oberschichten zerrieben zu werden. Die Oberschichten würden diesen Abwehrreflex benützen, um jenen sich bedroht fühlenden Mittelstand zum Damm gegen die Arbeiterschaft zu machen.

Der soziale Befund hingegen ist der, daß sich zwischen 1919 und 1945 eine gesellschaftliche Umstrukturierung vollzogen hat, die sich an Bedeutung mit derjenigen beim Übergang vom Ancien Régime ins bürgerliche Zeitalter vergleichen läßt. In dem genannten Zeitraum sind die alten Klassen verschlissen worden, und es hat sich eine breite Mittelschicht herausgebildet, die Reste der alten Oberschicht noch in einem Naturschutzpark erhält und im übrigen von einer kleinen Zahl von Managern pilotiert wird. Mit dieser breiten Schicht ist keineswegs die Gerechtigkeit auf Erden verwirklicht worden, es gibt weiter Ungleichheiten und krasse Vermögensunterschiede, es gibt neue Gruppen von Notleidenden (Rentner) – aber es gibt nicht mehr die »Klasse« oder den »Stand« im alten Sinne, nämlich als eine Realität, in die man hineingeboren wurde und mit der man sich ein für alle Mal abzufinden hatte. Die Gesellschaft ist

durchlässig nach oben geworden, auch wenn die Modalitäten des Aufstiegs nicht immer erfreulich sind[82].

Wie vertragen sich These und Befund? Nun, zunächst ist die These erheblich zu modifizieren. Die moderne Einzelforschung beginnt zu erkennen, daß die Zuordnung der neuen Formen der Rechten zum Mittelstand eine nicht mehr haltbare Vereinfachung ist; insbesondere die Arbeit von Louis Chevalier über die sozialen Wurzeln des Bonapartismus (1950) hat da bahnbrechend gewirkt, für die NSDAP haben die Untersuchungen von Franz-Willing und Maser über die Anfänge dieser Partei nachgezogen. Was die von uns unterschiedenen Stränge betrifft, so scheinen sie nicht nur verschiedene Formen, sondern auch verschiedene Intensität der sozialen Bindung vorauszusetzen (und zu provozieren). Daß am nationalsozialistischen Impuls sehr stark untere Schichten der Gesellschaft (wie gesagt: nicht nur Mittelstand und Kleinbürgertum – in erheblichem Maß, mehr als gemeinhin zugestanden, auch Arbeiter) teilhaben, ist nicht überraschend. Bei den etatistischen Tendenzen ist die soziale Fixierung erheblich schwächer, denn diese Tendenzen finden Widerhall vor allem bei jenen Managern, die im Schnitt ja eine Begabtenauslese aus den verschiedensten Schichten darstellen. Beim faschistischen Strang ist es wieder anders. Dieser »Stil« in dem von uns geschilderten Sinne wird vor allem von Bevölkerungsgruppen getragen, die außerhalb der von der Produktionsweise bestimmten Gesellschaftsschichtung stehen – also etwa von der noch nicht ins Berufsleben eingegliederten Jugend oder von Militärs, Angehörigen von Wehrverbänden oder sonstigen männerbündischen Assoziationen. Alle drei Stränge haben allerdings im Sozialen eines gemeinsam: den immer wieder sich manifestierenden Willen zum Abbau der alten sozialen Schranken.

Ist das – wie die linken Faschismus-Theorien behaupten – bloße rhetorische Fassade vor einer ganz andersartigen Wirklichkeit? Der aus der besonderen Situation des 19. Jahrhunderts herstammende Glaube, daß nur die Linke revolutionär sein könne, ist tief eingewurzelt. Gleichwohl bricht bei Historikern wie auch bei mit historischem Takt begabten Soziologen doch mehr und mehr die Erkenntnis durch, daß die hier beschriebenen Erscheinungen eine mächtige revolutionäre Kraft waren,

welche jene tiefgreifende soziale Umwälzung überhaupt erst möglich machte – ob man die Umwälzung nun für etwas Erfreuliches hält oder nicht. Einer der ersten war dabei wohl Ralf Dahrendorf, damals noch junger Professor der Soziologie, mit seinem berühmten Satz, daß das Dritte Reich für Deutschland, neben manchem anderen, eben auch den »Durchbruch zur Moderne« bedeute. Es ist allmählich Zeit, sich auch mit diesen Seiten des »Faschismus« zu beschäftigen statt nur mit seinem anekdotischen oder kriminellen.

Haben wir jedoch Veranlassung, dem »Faschismus« in solcher Weise »historisch gerecht« zu werden? Wir sollten uns durch das ebenso berühmte Wort (dieses nicht von Dahrendorf) von den »volkspädagogisch unwillkommenen« Wahrheiten nicht einschüchtern lassen. Die Geschichte ist nicht unsere Gouvernante, sie determiniert uns nicht. Aber sie bietet auch nicht einen beliebigen, unendlichen Fächer an Möglichkeiten an. Wenn wir endlich aufhören, tabuierte Dinge wie »Nationalsozialismus«, »Faschismus« und so weiter auszuklammern, und uns nüchtern und differenziert fragen, was sie in Wirklichkeit waren – dann erfahren wir auch, welche Möglichkeiten uns geblieben sind.

Anmerkungen

1 Eine kommentierte Einführung in die Grundliteratur zum Problem des Faschismus S. 198 ff. in Armin Mohler: Die Konservative Revolution in Deutschland. Zweite Fassung. Darmstadt 1972. Mit Ausnahme der unmittelbar zitierten Bücher beschränken wir uns hier auf Literaturangaben zum Faschismus, die dort fehlen. Die wohl umfangreichste Bibliographie zum Thema findet sich S. 389–431 in Ernst Nolte: Die Krise des liberalen Systems und die faschistischen Bewegungen. München 1968; sie ist jedoch mangels Gruppierung und Kommentierung etwas exklusiv. Wir verweisen auf sie insbesondere für zwei Gebiete, die so umfangreich geworden sind, daß wir sie hier weglassen müssen: Literatur über den italienischen Faschismus, Auseinandersetzungen über den Faschismus-Begriff. Wir zitieren hier in erster Linie Literatur, die an historischem Material ergiebig ist (und zur übrigen Literatur hinführt), sei sie nun von faschistischer oder antifaschistischer Tendenz.

2 Vgl. etwa Emil Franzel: Die braunen Jakobiner. Der Nationalsozialismus als geschichtliche Erscheinung. München 1964.

3 Eine Ausnahme deutet vielleicht eine Wortspielerei an, die heute in Kreisen der französischen Rechten üblich ist: man unterscheidet das Substantiv »fasciste«, das dort eher positiven, zum mindesten nicht

gehässigen Klang hat, von dem für den politischen Gegner reservierten Substantiv (und Adjektiv) »fâchiste« (vom Verbum se fâcher = sich entrüsten; frei übersetzt meint das Wort »Faschistenriecher«). Es scheut sich auch nicht vor dem Wort Faschismus der Schwager des 1945 erschossenen Robert Brasillach, nämlich Maurice Bardèche: Qu'est-ce que le Fascisme? Paris 1961 (Les Sept Couleurs).

4 Von den Übersichten über die Faschismus-Theorien sind noch am ergiebigsten die Anthologie von Ernst Nolte (Hrsg.): Theorien über den Faschismus. Köln 1967, sowie die referierende Darstellung von Wolfgang Wippermann: Faschismustheorien. Darmstadt 1972. Bei beiden kommen allerdings über den linken und den liberalen Faschismus-Theorien sowie den Selbstdeutungen von faschistischer Seite die konservativen Faschismus-Deutungen zu kurz. Zum mindesten für ein Teilgebiet korrigiert das Klaus-Peter Hoepke: Die deutsche Rechte und der italienische Faschismus, Düsseldorf 1968.

5 Charles F. Delzell (Hrsg.): Mediterranean Fascism, 1919–1945. London 1971 (Macmillan).

6 Stanley G. Payne: Falange. A History of Spanish Fascism. Stanford 1961; Bernd Nellessen: Die verbotene Revolution. Aufstieg und Niedergang der Falange. Hamburg 1963. Weitere Literatur in Paynes Aufsatz »Spain« in: Hans Rogger u. Eugen Weber (Hrsg.): The European Right. Berkeley 1965 (Univ. of California Press).

7 Bernd Nellessen (Hrsg.): José Antonio Primo de Rivera. Der Troubadour der spanischen Falange. Auswahl und Kommentar seiner Reden und Schriften. (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 11,) Stuttgart 1965.

8 Robert Brasillach: Léon Degrelle et l'avenir de »Rex«. Paris 1936 (Plon); Pierre Daye: Léon Degrelle et le Rexisme. Paris 1937 (Fayard); Jacques Saint-Germain: La Bataille de Rex. Paris 1937 (Les Oeuvres Françaises); Jean-Michel Étienne: Le Mouvement Rexiste jusqu'en 1940. (Cahiers de la Fondation Nationale des Sciences Politiques, 165.) Paris 1968 (Colin).

9 Arthur Keith Chesterton: Mosley. Geschichte und Programm des britischen Faschismus. Leipzig 1937; Hubert Renfro Knickerbocker: Die Schwarzhemden in England und Englands wirtschaftlicher Aufstieg. Berlin 1934; Walter Arthur Rudlin: The Growth of Fascism in Great Britain. Einführung von Harold J. Laski. London 1935; Frederick Mullaly: Fascism inside England. The Story behind Oswald Mosley and the British Fascists. London 1946; Colin Cross: The Fascists in Britain. London 1961 (Barrie and Rockliff); Oswald Mosley: My Life. London 1968 (Nelson); David Shermer: Blackshirts. Fascism in Britain. New York 1971 (Ballantine), reich illustriert; Robert Benewick: The Fascist Movement in Britain. London 1972 (Allan Lane).

10 Dieter Wolf: Die Doriot-Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Faschismus. Stuttgart 1967.

11 Codreanu: Eiserne Garde. Berlin 1939; Klaus Charlé: Die Eiserne Garde. Eine Darstellung der völkischen Erneuerungsbewegung in Ru-

mänien. Berlin 1939; Ion Protopopescu u. a.: Corneliu Z. Codreanu dans la perspective de vingt ans. Madrid 1959 (Editura Libertatea). Weitere Literatur in Eugen Webers Beitrag »Romania« in: The European Right, a.a.O.

Als Beispiele unter vielen etwa Werner Smoydzin: Hitler lebt! Vom internationalen Faschismus zur Internationalen des Hakenkreuzes. Pfaffenhofen a. d. Ilm 1966; Dennis Eisenberg: Fascistes et Nazis d'aujourd'hui. Paris 1963 (Albin Michel); A. del Boca u. M. Giovana: Fascism today. London 1969 (Heinemann). Es gibt auch auf einzelne Länder spezialisierte Versuche dieser Art wie Michel Géoris-Reitshof: L'Extrème-droite et le Néo-fascisme en Belgique. Brüssel 1962 (Pierre de Méyère).

So in seinem Hauptwerk: Der Faschismus in seiner Epoche. Die Action française – Der italienische Faschismus – Der Nationalsozialismus. München 1963.

Nolte, a.a.O. Sein bereits früher genanntes Buch »Die Krise des liberalen Systems ...« nimmt mehr Rücksicht auf den historischen Befund, wirkt aber auch mehr wie eine Pflichtarbeit.

Jede Betrachtung des Dritten Reiches von 1945 rückwärts führt in die Sackgasse von Abstraktionen. Wer das Dritte Reich nicht als ein historisches Phänomen sieht, das sich langsam, über verschiedene Stufen, entwickelt, wird zu der hier entwickelten Betrachtungsweise keinen Zugang haben.

Die am 8. Januar 1934 innerhalb des Dritten Reiches gegründete Nachfolge-Organisation des früheren PEN-Club, die nur für wenige Monate von Bedeutung war.

Rede auf Marinetti, S. 101–107 in Benn: Kunst und Macht. Stuttgart 1934; außerdem S. 478–481 in Benn: Gesammelte Werke, ed. Wellershoff, Bd. 1, Wiesbaden 1959.

Das Material über Benn übersichtlich zusammengefaßt in Friedrich Wilhelm Wodtke: Gottfried Benn. 2. erg. Auflage. Stuttgart 1970, mit umfassender kritischer Bibliographie.

Direkte Anrede an Marinetti.

Es gibt bereits eine besondere Literatur, die dieses Sentiment (nicht Sentimentalität!) zu erfassen sucht. Sie geht aus von Frankreich: Paul Sérant: Le Romantisme fasciste. Étude sur l'oeuvre politique de quelques écrivains français. Paris 1959 (Fasquelle), handelt von Alphonse de Châteaubriant, Abel Bonnard, Louis-Ferdinand Céline, Lucien Rebatet, Pierre Drieu La Rochelle, Robert Brasillach; Raoul Girardet: Notes sur l'esprit d'un Fascisme français 1934–1939. In: Revue Française de Science Politique, Paris 1955, S. 529–546; Tarmo Kunnas: Drieu La Rochelle, Céline, Brasillach et la tentation fasciste. Paris 1972 (Les Sept Couleurs). Ausläufer dieser Strömungen behandelt das etwas feuilletonistische Buch des Belgiers Pol Vandromme: La Droite buissonniére (Die schulschwänzende Rechte). Paris 1960 (Les Sept Couleurs), worin unter anderem Maurice Bardèche, der Freund Brasillachs, dann Paul

einem zu weiten Faschismus-Begriff geht aus Walter Heist: Genet und andere. Exkurse über eine faschistische Literatur von Rang. Hamburg 1965, wo u. a. Henry de Montherlant und Céline zu finden sind. Über andere Länder gibt es weniger Literatur dieser Art. Über England beispielsweise John R. Harrison: The Reactionaries. A Study of the Anti-Democratic Intelligentsia. New York 1967 (Schocken), u. a. über Wyndham Lewis, Ezra Pound, David Herbert Lawrence. In der Literatur über den italienischen Faschismus wird zu wenig beachtet die geistesgeschichtliche Studie von Maurice Vaussard: De Pétrarque à Mussolini. Évolution du sentiment nationaliste italien. Paris 1961 (Colin), worin die unmittelbare Vorgeschichte des Faschismus (nicht nur Gabriele d'Annunzio, auch Enrico Corradini, Luigi Federzoni, Alfredo Oriani, Giovanni Gentile) besonders interessant ist. Ein Versuch, allgemein das Verhältnis der Intellektuellen zum Faschismus darzustellen, ist Alastair Hamilton: The Appeal of Fascism. A Study of Intellectuals and Fascism. London 1971 (Blond).

21 »Herüber zu uns!«

22 »Die Jugend«.

23 Wir wiederholen hier nicht, was im »Methodologischen Exkurs« (S. 81 ff.) von Armin Mohler: Sex und Politik. Freiburg i. Br. 1972, gesagt wurde.

24 Zweiter Satz von »Warum ich so weise bin«, 1.

25 Von Nietzsche gesperrt.

26 Literatur zusammengefaßt in Alphonse Zarach: Bibliographie Barrésienne 1881–1948. Paris 1951 (Presses Universitaires). Bisher letzte systematische Darstellung von Zeev Sternhell: Maurice Barrès et le Nationalisme français. Paris 1972 (Colin). Eine 20bändige Gesamtausgabe des Werkes, mit Bilddokumenten, erschien 1965–1968 beim »Club de l'Honnête Homme«, Paris. Von den seitherigen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß besonders aufschlußreich die Korrespondenz mit dem Antipoden Maurras in Maurice Barrès/Charles Maurras: La République ou le Roi. Correspondance inédite (1888–1923). Paris 1970 (Plon).

27 Diese Attitüde wird besonders deutlich in den Erinnerungen seines Privatsekretärs Jean Tharaud in: Jérome et Jean Tharaud: Mes Années chez Barrès. Paris 1928 (Plon).

28 Davon geht auch aus Robert Soucy: Fascism in France. The Case of Maurice Barrès. Berkeley 1972 (University of California Press).

29 An Barrès und den übrigen französischen Autoren läßt sich die Abfolge der Generationen im Faschismus aufzeigen. Die Generation der Vorläufer und Väter reicht etwa von Georges Sorel (1847–1922) über den Marquis de Morès (1858–1896) bis zu Barrès (1862–1923) und René Quinton (1865–1925); zum Vergleich: d'Annunzio (1863–1938). Hierauf folgen innerhalb des Faschismus drei Generationen. Die erste läuft ungefähr den großen Diktatoren (Lenin 1870–1924, Stalin 1879–1953, Mussolini 1883– 1945, Hitler 1889–1945) parallel. In Frankreich hat sie keinen hervorragenden Vertreter; zum Vergleich: Benn (1886–1956). Die mittlere und den Faschismus eigentlich tragende Generation ist un-

gefähr zwischen 1890 und 1905 geboren: Drieu La Rochelle (1893–1945), Céline (1894–1961), Montherlant (1896–1972), Rebatet (1903–1972); zum Vergleich: Ernst Jünger (1895). Parallel dazu die Politiker: Roberto Farinacci (1892–1945), Mosley (1896), Doriot (1898–1945), Codreanu (1899–1938), José Antonio Primo de Rivera (1903–1936), Degrelle (1906). Zur dritten Generation leitet über Brasillach (1909–1945); diese Generation ist ab 1910 geboren und kennt im Jünglingsalter den Faschismus bereits als selbstverständliches Phänomen der Umwelt.
Günther Mann (Hrsg.): Die preußische Dimension. Intellektuelle Waffengänge. Eisenach 1935 (Erich Röth Verlag). Das Zitat ist der Titel des Beitrags von Eberhard Gibarno; ebenso typisch in unserem Sinne ist der Schlußbeitrag von Hans-Joachim Neitzke »Zwang zur Form«. Der Band steht im Bann von Benns bereits erwähntem Buch »Kunst und Macht«; »Preußen« meint das Karge, das zur Gestalt nötige.
So in: Das Schwarze Korps, 7. 5. 1936; wiederholt in: Völkischer Beobachter, 8. 5. 1936.
Es ist aufschlußreich, die während des Dritten Reiches geschriebenen Dissertationen, die nationalsozialistisches Deutschland und faschistisches Italien vergleichen, auf solche Töne abzuhören. Vgl. unter anderem Ernst Raue: Die ideologischen Grundlagen der Staats- und Wirtschaftsauffassungen des Nationalsozialismus mit vergleichender Betrachtung des Faschismus. Berlin 1934; Kurt Ziegler: Faschismus und Nationalsozialismus. Eine politisch-ökonomische Untersuchung. Heidelberg 1936; Werner Rössler: Faschismus und Nationalsozialismus. Eine Untersuchung sozialer und politischer Wesensunterschiede an Hand eines Vergleichs der Carta del Lavoro mit dem Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. Heidelberg 1938; Wilhelm Scheler: Fascismus und Nationalsozialismus. Köln 1939.
Zu den Begriffen und Namen dieses Satzes vgl. Mohler: Konservative Revolution, S. 47, 142, 242, sowie Register.
Ernst Jünger: Das abenteuerliche Herz. Berlin 1929, S. 153.

37 Nach Benns Essay »Dorische Welt«, in dem sich sein »Faschismus« am konzentriertesten ausgedrückt hat: Kunst und Macht, S. 11–65; Ges. Werke, Bd. 1, S. 262–294.

38 Hier kann allerdings die Ausgabe der Werke, Stuttgart 1961, Bd. 7, herangezogen werden, da dort dieses Buch, im Gegensatz zu anderen Frühwerken, inhaltlich unverändert abgedruckt worden ist.

39 Ernst Jünger: Das abenteuerliche Herz. Berlin 1929, S. 153, 186, 187.

40 Die nominalistische Wendung läßt sich bei Jünger am besten belegen mit einem journalistischchen Text, den er wegen dieser Eingleisigkeit nicht in eines seiner Bücher übernommen hat – nämlich mit dem Aufsatz »Das Sonderrecht des Nationalismus« in der Zeitschrift »Arminius«, München, 8. Jg. 1927, Nr. 4, S. 3–5. Die, an den Büchern gemessen, relative Undifferenziertheit dieses Textes läßt das Grundsätzliche hervortreten; man vergleiche die Anfangssätze: »Wir Nationalisten glauben an keine allgemeinen Wahrheiten. Wir glauben an keine allgemeine Moral. Wir glauben an keine Menschheit als an ein Kollektivwesen mit zentralem Gewissen und einheitlichem Recht. Wir glauben vielmehr an ein schärfstes Bedingtsein von Wahrheit, Recht und Moral durch Zeit, Raum und Blut. Wir glauben an den Wert des Besonderen.« (Es sei vorsorglich angemerkt, daß »Blut« bei Jünger genau so wie das Wort »Rasse« bei Spengler nicht im Sinne der zoologischen Rassenlehre gemeint ist; vielmehr steht es für »In-Form-Sein«.)

41 Dieses und die folgenden Zitate: a.a.O., S. 260 f.

42 Es wird als bekannt vorausgesetzt, daß Ernst Jünger sich gewandelt hat und in der zweiten Hälfte seines Werkes wieder zu universalistischen Vorstellungen gelangt ist – ein Vorgang, der wohl mit der Schrift »Der Friede« (1945) beginnt und in »Der Weltstaat« (1960) kulminiert.

43 René Quinton, französischer Biologe und hochdekorierter Frontoffizier von 1914/18; sein wissenschaftliches Hauptwerk ist: L'Eau de la mer, milieu organique. Paris 1904 (Massou). In unseren Zusammenhang gehören die 1930 postum bei Grasset erschienenen »Maximes sur la guerre« (deutsch: Die Stimme des Krieges. Berlin, Zürich 1936); sie heben sich in der noch stark naturwissenschaftlich gefärbten Ausdrucksweise von der vergleichsweise »spiritualistischen« Generation der Drieu La Rochelle und Jünger ab.

44 Das Buch von Frederick R. Benson: Schriftsteller in Waffen. Die Literatur und der Spanische Bürgerkrieg. Zürich 1969, beschäftigt sich nur mit linken Schriftstellern oder rechten Renegaten (Bernanos, Mauriac), während etwa ein Brasillach nur am Rande erwähnt ist. Vgl. Robert Brasillach et Maurice Bardèche: Histoire de la Guerre d'Espagne. Paris 1939 (Plon). Von der einseitig zu Rotspanien neigenden Mehrheit der Literatur unterscheiden sich u. a. Hellmuth Günther Dahms: Der Spanische Bürgerkrieg 1936–1939. Tübingen 1962; ders: Francisco Franco. Soldat und Staatschef. Göttingen 1972; Brian Crozier: Franco. Eine Biographie. München 1967. Viel von der Atmosphäre dieses eigentümlichen Krieges gibt, um Gerechtigkeit auch nach links hin bemüht, Bernardo Gil Mugarza: España en llamas 1936. Barcelona 1968 (Editiones Acervo).

45 Zunächst ist es der Kampfruf der spanischen Fremdenlegion, des überwiegend aus Spaniern zusammengesetzten »Tercio Extranjero«, und soll von deren Schöpfer, General José Millán Astray, geprägt worden sein. Auf jeden Fall ist von dem General aus dem Jahre 1936, als er sich in Sevilla mit Queipo de Llano und Franco trifft, ein solches Zitat überliefert. Als im Verlauf der Kundgebung der Schrei »Viva Millán Astray!« ertönt, antwortet dieser: »Was soll das? Keine Vivas für mich! Laßt uns alle rufen: Viva la muerte! Abajo la intelegencia! So, und nun mögen die Roten kommen!« Millán Astray wußte übrigens, wovon er sprach: er hatte im Marokko-Krieg ein Auge, ein Bein und einen Arm verloren. (Den Hinweis auf diese Zusammenhänge verdanke ich Hellmuth Günther Dahms.)

46 Natürlich sollten wir auch Belegtexte aus der dritten Generation des Faschismus, derjenigen der nach 1910 Geborenen zitieren, für die der Faschismus schon eine selbstverständliche Gegebenheit ist. Wir verzichten darauf, da eine Erörterung dieser Dinge sine ira et studio noch kaum möglich ist, und lassen es mit den Texten von Benn und Jünger bewenden. Benn ist tot; Ernst Jünger hat in seinem Interview mit »Le Monde« vom 22. 2. 1973 eindeutig zu verstehen gegeben, daß es ihm nun, wo er sich den achtzig nähert, gleichgültig sei, was man über ihn sagt.

47 Schwarz – Weiß kann auch recht wörtlich genommen werden. Eine unvoreingenommene Geschichte der europäischen Kolonisation wird vermutlich zutage fördern, daß vor 1914 eine Frühform des »Faschisten« sich als Kolonisator besonders bewährt hat. Wir meinen jenen Menschentyp, der sich den Bantus oder einem Tuareg näher fühlt als der Mehrheit seiner Landsleute zu Hause, und der deshalb zu solchen Völkern und Stämmen ein erstaunliches Vertrauensverhältnis zu erringen vermag. Insbesondere die französische Kolonialgeschichte ist voll von solchen Gestalten, und der spanische Faschismus wie der französische (Montherlant!) sind ohne die afrikanischen Wurzeln nicht zu verstehen. Beim französischen Faschismus kommt noch etwas Besonderes hinzu: der harte Kontrast der Wüste, mit ihrer Präsenz des Todes, zu der vorwiegend lieblichen Landschaft des Mutterlandes. Diese Zusammenhänge sind noch kaum untersucht. Manches Aufschlußreiche findet sich in der Vita einer Extremform des skizzierten Typus: nämlich jenes Marquis de Morès, der um 1882 im damals noch unwirtlichen Nord-Dakota eine Stadt gründet, später in Paris in die boulangistischen Wirren verwickelt ist und zuletzt 1896 in nie ganz geklärter Weise in der Sahara einen gewaltsamen Tod findet. Die Literatur faßt zusammen Robert F. Byrnes: Morès, »The First National Socialist«. In: The Review of Politics, Notre Dame/Ind., Juli 1950, S. 341–62.

48 Als die Nationalsozialisten 1923, ein Jahr später, ihren Marsch zur Feldherrnhalle unternehmen, stehen sie noch ganz im Banne des südlichen Vorbildes. Nach dem Scheitern dieses Putsches beginnt Hitler, Strategie und Taktik seiner Bewegung auf die ganz »unfaschistische« schleichende Unterwanderung des Staates umzustellen.

49 Besonders in Italien, mit unmittelbarem Einfluß von Georges Sorel, und bei der Falange. Vgl. die wenig bekannte Frühschrift von »Malaparte« alias Suckert, die dieser als Bd. 1 seiner Reihe »I Problemi del Fascismo« herausgibt, nämlich Curzio Suckert: L'Europa vivente. Teoria storica del Sindacalismo nazionale. Florenz 1923 (La Voce).

50 Zu diesem Begriff und zur gesamten politischen Geistesgeschichte um 1900 liegt nun die zweite Fassung eines genialen Frühwerkes (zuerst 1932 erschienen) vor: Michael Freund. Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus. Frankfurt a. M. 1972. Schade, daß diese reiche Fundgrupe in Materialnachweis und ähnlichem so unpraktisch gearbeitet ist. Zur Fernwirkung Sorels vor allem die Gesprächsaufzeichnungen seines »Eckermanns« (von M. Freund übersehen) Jean Variot: Propos de Georges Sorel. Paris 1935 (Gallimard). Die geistige Vaterschaft Sorels am hier Beschriebenen ist verwickelt und auf weite Strecken indirekter Art; sie kann hier so wenig dargestellt werden wie die Nietzsches. Die Vaterschaft von Barrès ist viel unmittelbarer, da sie in erster Linie eine »stilistische« Vaterschaft ist: er legte nicht Minen, sondern lebte eine bestimmte Sensibilität vor.

51 Ein berühmtes Beispiel aus dem französischen Früh-Faschismus ist die des sog. »Fort Chabrol« während der Dreyfus-Affäre. Es handelt sich um ein Haus in der rue Chabrol in Paris, das 1899 zum Gaudium der Bevölkerung von Antidreyfusisten 37 Tage lang gegen die Polizei gehalten wird.

52 Bezeichnend ist: Henri Massis et Robert Brasillach: Les Cadets de l'Alcazar. Paris 1936 (Plon). (Die Verteidiger des Alcazar bestanden zu einem erheblichen Teil aus Kadetten, d. h. jungen Offiziersschülern.)

53 Vgl. den in verschiedenen Sprachen vorliegenden Touristenführer: L'Épopée de l'Alcázar de Tolède.. Synthèse et itinéraire à suivre pour le touriste. Toledo 1967 (Patronato de Conservación del Alcázar de Toledo).

54 Aus dem umfangreichen Werk von Henry de Montherlant gehören in unseren Zusammenhang in erster Linie die Essay-Bände: L'Équinoxe de septembre. Paris 1938 (Grasset); Le Solstice de juin. 1941 do; außerdem die nachträgliche Zusammenfassung: Textes sous une occupation, 1940–1944. Paris 1953 (Gallimard). Allerdings ist auch die Wirkung der Gesamtgestalt Montherlants (Person plus Werk plus Fama) beträchtlich. Praktisch als Einleitung ist Henri Perruchot: Montherlant (La Bibliothèque Idéale). Paris 1959 (Gallimard), mit Anthologie, Dokumentation, Bibliographie und sogar »Ikonographie«, »Phonographie«.

55 Drieus ideologisches Hauptwerk ist: Socialisme fasciste. Paris 1934 (Gallimard); dazu: Avec Doriot. 1937 do. (Also in Frankreichs führendem Verlag!) Aufschlußreich außerdem der stark autobiographische Roman: Gilles. 1939 do., der die Entwicklung eines Décadent zum Faschisten vorführt. Allerdings sind in diesem Roman gerade die entscheidenden politischen Stellen von der Erstauflage zur Ausgabe von 1940 verändert worden, und in der deutschen Ausgabe (Die Unzulänglichen, Berlin 1966) fielen sie mehrheitlich der Schere zum Opfer. Zur

Einführung vgl. Pierre Andreu: Drieu, Témoin et Visionnaire. Paris 1952 (Grasset); Frédéric Grover: Drieu La Rochelle (Bibliothèque Idéale, s. o.). Paris 1962 (Gallimard). Eine Marburger Dissertation von 1968 bei Nolte ist Alfred Pfeil: Die französische Kriegsgeneration und der Faschismus: Pierre Drieu La Rochelle als politischer Schriftsteller. München 1971.

Von Brasillach neben den bereits genannten Büchern hauptsächlich die zu einem Zeitgemälde ausgeweitete Autobiographie: Notre Avant-Guerre. Paris 1941 (Plon). Zu Brasillach vgl. die seit 1950 in Lausanne erscheinenden: Cahiers des Amis de Robert Brasillach.

Dazu neben Sérants »Romantisme fasciste« (Anm. 20) in erster Linie die etwas flotte, aber im Kern nicht unrichtige Darstellung von Jean Plumyène u. Raymond Lasierra: Les Fascismes français, 1923–1963, Paris 1963 (Seuil); zu den Ausläufern nach 1945 die Übersicht von François Duprat: Les Mouvements d'Extrème-Droite en France depuis 1944. Paris 1972 (Albatros), streckenweise als subjektive Verzeichnung durch einen Beteiligten angefeindet. Umfänglichste Bibliographie in Armin Mohler: Die französische Rechte. München 1958; fortgeführt in ders.: Die Fünfte Republik. München 1963, und ders.: Im Schatten des Jakobinismus. In: Rekonstruktion des Konservatismus, hrsg. G.-K. Kaltenbrunner. Freiburg i. Br. 1972. Zur Abgrenzung von der terroristischen Untergrund-Bewegung der Cagoulards die nicht immer verläßliche Reportage von Philippe Bourdrel: La Cagoule. 30 ans de complot. Paris 1970 (Albin Michel). An älteren Arbeiten etwa Harald Wolf: Geistig-

Stuttgart 1970, wo unter anderem gezeigt wird, wie die Mehrheit der streng fachwissenschaftlichen Vorgeschichtler ausgerechnet von Himmler gegen die um Rosenberg gescharten Gleichschalter dieser Wissenschaft gelockt werden. Himmler erweitert damit sein »Herzogtum« um eine angesehene Personengruppe (zugleich setzt er dem von diesen Fachleuten als Phantast und Dilettant angesehenen Herman Wirth eine Rente aus, erteilt ihm jedoch Publikationsverbot).

61 Besondere typenpsychologische Fundgruben sind die stark dokumentarischen Darstellungen des Zweiten Weltkrieges von Paul Carell: »Die Wüstenfüchse« (1958) über das Afrika-Korps; »Sie kommen« (1960) über die Invasion 1944; über den Rußlandkrieg bisher »Unternehmen Barbarossa« (1963) und »Verbrannte Erde« (1966); seither in vielen Auflagen und Ausgaben.

62 Typisch für die Rolle der Einzelperson im faschistischen Stil ist der Kult um den zu Beginn des spanischen Bürgerkrieges mit 33 Jahren ermordeten José Antonio Primo de Rivera. Fast das letzte sichtbare Zeichen des Faschismus im heutigen Spanien sind die immer wieder an den Mauern zu findenden Inschriften »José Antonio presente«. Das »presente« ist die militärische Hier-Meldung; in ihr schwingt die Doppelbedeutung von »Ich, José Antonio, bin gegenwärtig« und »Wir sind bereit, José Antonio« mit. Im Valle de los Caidos (Tal der Gefallenen) in der Sierra Guadarrama ist das Grab José Antonios der Mittelpunkt der unterirdischen Kathedrale, in der nach dem Willen Francos und der Falange die Gebeine der Gefallenen aller Lager des Bürgerkrieges hätten vereinigt werden sollen. (Die katholische Kirche – die damalige – ließ jedoch die Aufnahme gefallener Kommunisten nicht zu.) Vgl. die Schrift: Monument National de la Sainte Croix de la Vallée des Morts. Madrid 1966 (Patrimonio Nacional). In Deutschland hatte ein Einzelgrab wie das des 1923 von den Franzosen erschossenen Ruhrkämpfers Albert Leo Schlageter in der Golzheimer Heide bei Düsseldorf, obwohl 1931 monumental hergerichtet (heute eingeebnet und mit Wohnblöcken überbaut), nie eine vergleichbare Bedeutung. Kultischer Mittelpunkt war für den Nationalsozialismus kennzeichnenderweise die Kollektivgrabstätte der Gefallenen des Hitlerputsches am Königsplatz in München.

63 Die USA stehen darin abseits. Die schon ziemlich uferlose Literatur über den Rechtsextremismus in den Staaten verwendet den Begriff »Faschismus« sehr sparsam und zieht Bezeichnungen wie »antidemocratic«, »racist« u. a. vor. Ausnahmen sind etwa A. B. Magil u. Henry Stevens: The Peril of Fascism. The Crisis of American Democracy. New York 1938 (International Publishers), wo Zeitungskönig Hearst, Pater Coughlin und der Ku-Klux-Klan unter dieser Bezeichnung rangieren, oder die ziemlich offiziöse Ideengeschichte von Alan Pendleton Grimes: American Political Thought. Revised Edition. New York 1959 (Holt, Rinehart & Winston), wo ein Kapitel »American Fascism: Lawrence Dennis« (S. 444–457) zu finden ist. Wegen der besonderen bevölkerungspolitischen Situation (Einwanderung aus Lateinamerika) scheint in den USA die Bezeichnung »Fascism« der mediterranen Variante vorbehalten zu sein.

Vgl. das gegen eine beargwöhnte Fünfte Kolonne gerichtete Buch von Allan Chase: Falange. The Axis Secret Army in the Americas. New York 1943 (Putnam). Neuerdings auch John P. Diggins: Mussolini and Fascism. The view from America. London 1972 (Oxford University Press).

64 Vor dem allzu vieldeutigen Wort »technokratisch« sei gewarnt. Wer weiß, was die technokratische Bewegung unter ihrem charismatischen Führer Howard Scott war, wird sich hüten, den Begriff hier anzuwenden. Vgl. Armin Mohler: Der Weg der Technokratie von Amerika nach Frankreich. In: Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt, hrsg. Hans Barion u. a. Bd. II. Berlin 1968, S. 579–596; ders.: Howard Scott und die »Technocracy«. Zur Geschichte der technokratischen Bewegung, II. In: Standorte im Zeitstrom (Festschrift Arnold Gehlen), hrsg. Ernst Forsthoff u. Reinhard Hörstel. Frankfurt/M. 1974, S. 249–297.

65 In den letzten Jahren unter anderem H. Roderick Kedward: Fascism in Western Europe, 1900–1945. Glasgow 1969 (Blackie), dann in New York 1971 (N. Y. University Press); A. J. Greger: The Ideology of Fascism. London 1969 (Collier Macmillan). G. D. Allardyce (Hrsg.): The Place of Fascism in European History. New Jersey 1971 (Prentice Hall); Pol Vandromme: L'Europe en chemise. L'Extrême Droite dans l'entre-deux-guerres. Nivelles 1971 (Éditions de la Francité); Otto-Ernst Schüddekopf: Bis alles in Scherben fällt. Die Geschichte des Faschismus. Gütersloh 1973. 1969 soll in den »Quadrangle Books« erschienen sein J. Weiss (Hrsg.): Nazis and Fascists in Europe, 1918–1945.

66 Michael Arthur Ledeen: Universal Fascism. The theory and practice of the Fascist International, 1928–1936. New York 1972 (Howard Fertig).

67 Außer der in Anm. 11 genannten Literatur zur Eisernen Garde ist zu nennen Ladislaus Hory und Martin Broszat: Der kroatische Ustaschastaat, 1941–1945. Stuttgart 1964; Nicholas M. Nagy-Talavera: The Green Shirts and the others. A History of Fascism in Hungary and Rumania. Standford, Calif. 1970 (Hoover Institution Press); Peter F. Sugar (Hrsg.): Native Fascism in the Successor States, 1918–1945. Santa Barbara, Calif. 1971 (Clio Press).

68 Zu Norwegen das Anm. 59 genannte Buch von Loock, zu Finnland von Marvin Rintala: The Generations. Three Extreme Right in Finnish Politics. Bloomington, Ind. 1962 (sowie dessen Nachtrag »Finnland« in: The European Right, a. a. O.). Sonst muß man auf allgemein länderkundliche Darstellungen zurückgreifen oder dann auf ältere Arbeiten wie Kurt Mall: Der Nationalsozialismus in Schweden im Spiegel seiner Kampfpresse. Diss. Heidelberg 1938.

69 Zuletzt Philippe Rudeaux: Les Croix de Feu et le P.S.F. Paris 1967 (France-Empire). Zur wenig bekannten Lage in den USA das etwas stark soziologisierende Buch von Willard Waller: The Veteran comes back. New York 1944 (Dryden Press), bei dem man sich mehr historische Fakten wünscht.

70 Mohler: Konservative Revolution, S. 161 ff., 272 f., 306 f.

71 Louis Gabriel-Robinet: Dorgères et le Front Paysan. Paris 1937.

72 René Riesen: Die schweizerische Bauernheimatbewegung (Jungbauern). Bern 1972.

73 Mohler: Konservative Revolution, S. 205 f., 438.

74 Karl-Heinrich Hunsche: Der brasilianische Integralismus. Geschichte und Wesen der faschistischen Bewegung Brasiliens. Stuttgart 1938 (Kohlhammer).

75 L. Duquenne u. P. Biondini: L'Argentine de Peron. Bordeaux 1954 (Imp. Samie); Pierre Lux-Wurm: Le Péronisme. Paris 196x (R. Pichon & R. Durand-Auzias); daneben populäre Literatur wie S. Reiner: Eva Peron. Paris 1960 (Flammarion), dann die peronistischen Selbstdarstellungen wie: Doctrine Peroniste. Paris 1950 (Imp. Moderne de la Presse); Eva Peron: La Razon de mi Vida (deutsch: Der Sinn meines Lebens. Zürich 1952, Thomas Verlag).

76 So genannt nach dem Sitz der sozialrepublikanischen Regierung. Vgl. Giacomo Perticone: La Politica italiana nell' ultimo trentennio. Bd. 3: La Repubblica di Salò. Rom 1947; Edmondo Cione: Storia della Repubblica Sociale Italiana. Rom 1951 (Latinità); F. W. Deakin: The Brutal Friendship. (deutsch: Die brutale Freundschaft. Hitler, Mussolini und der Untergang des italienischen Faschismus. Köln 1962) mit einem dritten Teil »Die sechshundert Tage von Salò«.

77 Deutlicher als in der zitierten Literatur wird das in den zahlreichen Fotos eines Erinnerungsbandes von faschistischer Seite, nämlich Giuseppe Carlucci (Hrsg.): Repubblica Sociale Italiana. Storia. 3. überarb. Aufl. Rom 1959 (Centro Editoriale Nazionale).

78 Harry Fornari: Mussolinis gadfly: Roberto Farinacci. Nashville, Tenn. 1971 (Vanderbilt University Press).

79 Valois (eig. Alfred Georges Gressent), Schüler von Georges Sorel, prominenter Renegat der »Action Française« und von Lenin beachteter Wirtschaftstheoretiker, gründet im November 1925 den »Faisceau« (französische Entsprechung von Fascio). Vgl. Yves Guichet: Georges Valois ou l'illusion fasciste. S. 1111–1144 in: Revue Française de Science Politique, Paris, Dez. 1965. Obwohl Valois sein Programmwerk »Le Fascisme« (Paris 1927, Nouvelle Librairie Nationale) nennt, bricht die nationalsozialistische Tendenz überall durch, so etwa S. 72 f.: »Der Faschismus ist die einzige nationale Bewegung, welche eine totale Arbeiterpolitik entworfen hat ... Der Faschismus verdankt seine Konzeption des Arbeiters dem Christentum und dem Sozialismus ...« Valois stellt S. 21 ausdrücklich die Formel »Nationalismus + Sozialismus = Faschismus« auf.

80 Louis-Ferdinand Céline: Bagatelles pour un Massacre. Paris 1937 (Denoel); ders.: L'École des Cadavres. 1938 do; ders.: Les Beaux Draps (frei übersetzt: In der Tinte). Paris 1941 (Nouvelles Editions Françaises). Die drei Pamphlete sind von der Witwe nicht – »pour cause«, würde der Franzose sagen – in die fünfbändige Ausgabe der Oeuvres. Paris 1966 ff. (Balland) aufgenommen worden. Zu der verwirrenden Gestalt dieses Dichters am ehesten die Céline-Sondernummern 3 (1965) und 5 (1965) der Dokumentations-Zeitschrift L'Herne (Paris), mit sehr

viel Material. Speziell zur Politik Célines vgl. Jacqueline Morand: Les idées politiques de Louis Ferdinand Céline. Paris 1972.

81 Im marxistischen Lager wird die Eindeutigkeit dieses Faschismus-Begriffes allerdings schon gegen Ende der 20er Jahre gestört, als die Bezeichnung der Sozialdemokratie als »Sozialfaschismus« aufkommt.

82 Diese soziale Umwälzung ist übrigens noch nicht abgeschlossen. Ihr wichtigstes Charakteristikum nach 1945 ist eine sich abzeichnende Polarisierung zwischen einer das Leistungsprinzip bejahenden Mehrheit und einer Minderheit, die durch Kritik um der Kritik willen die Führung zu erringen sucht.

18. Die Niekisch-Legende (I)

Daß man jemanden gegen Verleumdung verteidigt, ist selbstverständlich oder sollte es zum mindesten sein. Soll man aber das Bild eines Verstorbenen gegen Verharmlosungen schützen, die ihn seiner besonderen historischen Bedeutung berauben? Vor allem: soll man das tun, wenn der Betreffende an seinem Lebensende selbst noch mit der Verfertigung dieser Legende begonnen hat? Weil ich zu denen gehöre, die an einem bestimmten Punkt ihrer Entwicklung von der Unbedingtheit dieses Mannes getroffen wurden, habe ich mich gegen die nachträgliche Verharmlosung Niekischs gewehrt, der bei all seiner Erfolglosigkeit doch zu den großen Gestalten der Bürgerkriegslandschaft zwischen den beiden Weltkriegen zu rechnen ist. Die beiden folgenden Aufsätze erschienen 1973 in zwei aufeinander folgenden Nummern von »Criticón«: der erste stellt den »Fall« dar; der zweite befaßt sich mit Niekischs Zeitschrift »Widerstand« (1926 bis 1934), die viel zitiert wird, aber den wenigsten bekannt zu sein scheint.

Die Dichter-Feiern, die der rührige Lehrer Dino Larese seit vielen Jahren in dem ostschweizerischen Dorf Amriswil inszeniert, gelten nicht immer nur etablierten Größen wie den inzwischen verstorbenen Cocteau und Thomas Mann. Manchmal haben sie auch den Charakter einer rituellen Waschung: ein zwar berühmter, aber auch berüchtigter Zeitgenosse wird durch die Besprayung mit eidgenössisch-biedersinniger und zugleich gemäßigt bohèmehafter Humanität ins Lager der Guten herübergeholt. So war es vor einigen Jahren mit Heidegger. So erging es nun, im Juni dieses Jahres, Ernst Jünger.

Wir gönnen das dem Mann, der sein Leben lang denunziert, diffamiert und angespuckt wurde. Jüngers Laudatoren waren sein französischer Bruder im Geiste Julien Gracq, sein leiblicher Bruder Friedrich Georg Jünger, der Literaturkritiker François Bondy und Alfred Andersch. Die Rede des Letzteren – in der »Frankfurter Rundschau« am 16. Juni in extenso abgedruckt – ist am meisten beachtet worden, weil der immerhin noch halb zum Pulk der Literarischen Nachkriegsgewinnler in der Bundesrepublik zählende Andersch fast völlig auf jenes Richteramt

verzichtete, das seine Kollegen Böll, Walser (Martin), Jens & Genossen noch so selbstgewiß ausüben. Die Kriegslist, die er dabei (auch vor sich selber) anwendete, war diese: Ernst Jünger war ein Freund von Ernst Niekisch; Niekisch gehörte zum Widerstand; folglich gehört Jünger im Grunde, nehmt alles nur in allem, zu uns.

Im Amriswiler Publikum saß auch Edgar Traugott, ein in Sachen Jünger vielgeprüfter Mann, der heute nach langer Eklipse und milde geworden, wieder in den Umkreis des Abgottes seiner Jugend zurückgekehrt ist. In der von ihm geleiteten »Nürnberger Zeitung« hat er am 8. Juni ein sanft maliziöses Feuilleton veröffentlicht: »Versöhnungsfest in Amriswil/ Ernst Jüngers Reinigung, Lossprechung und Erhöhung in der zeitgenössischen Literatur.« Dort hat Traugott über Anderschs Kriegslist einen ironischen Satz geschrieben: »So bewährt sich bei solchen Anläßen heute Ernst Niekisch als neuentdeckter Links-Rechts- und Rechts-Links-Überstieg; ein Trittstein, den Friedrich Kabermann, der bei der Feier gerade auch neben mir saß, mit glücklicher Hand in seinem Niekisch-Buch ausbaute.« Gemeint ist Kabermanns Dissertation »Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs«, die vor einigen Monaten bei dem Kölner Verlag Wissenschaft und Politik erschienen ist.

Es fehlt nun nur noch eine Person in der Tragikomödie, über

»Widerstandskreis« oder »Widerstandsbewegung« genannt. Daß »Nationale« oder »Rechte« gegen Hitler sein konnten, war eine Komplikation, mit der man nichts zu tun haben wollte. Es lag auch nicht in Drexels Interesse, seine Kontrahenten mit der Nase auf diese Komplikationen zu stoßen. Besetzungsarmeen lieben nun einmal klare Verhältnisse.

Niekisch selber, der halb gelähmt und fast ganz erblindet aus dem Gefängnis befreit worden war, bekam das auch zu spüren. Er war Professor in Ostberlin und wohnte in Westberlin; bei den Sowjets fiel er bald in Ungnade, und auf der anderen Seite wurde er den Amerikanern und der sich allmählich organisierenden Bundesrepublik auch nie geheuer. Schuld war der »Nationalbolschewismus«, dessen hervorragendster Verfechter er ja in Deutschland gewesen ist. Die Verbindung von Nationalistischem und Sozialistischem war auch in Niekischs Mixtur nicht genehm. Man kann es dem in seinen Kräften recht reduzierten Niekisch nicht übelnehmen, daß er dann in den ersten Nachkriegsjahren zu einer recht gewagten Selbstinterpretation ansetzte. Er suchte zu beweisen, daß er das Nationale in seinem Werk nie ernst gemeint habe; das sei bloße Taktik gewesen, um die jungen Leute vom Nationalsozialismus fernzuhalten.

Daraus ist dann die Niekisch-Orthodoxie entstanden, die sich also bis nach Amriswil ausgewirkt hat. Ihr großer Motor war und ist Joseph Drexel, der alle Mittel einsetzte, um für seinen Freund von der Bürokratie der Bundesrepublik die Anerkennung als »Opfer des Faschismus« zu erkämpfen. Der Kampf war vergeblich – Niekisch galt auch weiterhin, bis zu seinem Tode im Jahr 1967, nicht als Opfer, sondern als erfolgloser Konkurrent Hitlers. Man tut Drexel Unrecht, wenn man meint, daß es ihm bei seinem Kampf um die Rente gegangen sei; er hat seinen Freund nie notleiden lassen. Es steckt in diesem Kampf mehr, nämlich etwas, was wir auch bei vielen anderen Überlebenden jener »Konservativen Revolution« zwischen den beiden Weltkriegen finden, und was auch beileibe nicht mit der großen Angst um die Weiterführung der Karriere verwechselt werden darf. Es ist das tiefinnere Zurückschrecken vor den kühnsten und radikalsten Gedanken, die man zwischen dem 30. und dem 45. Lebensjahr (so bei den meisten) in sich zu formen gewagt hat.

Welches diese Gedanken bei Niekisch waren, kann man aus dem dicken Buch von Kabermann nicht erfahren, der sich an die Niekisch-Orthodoxie gehalten hat und seinen Helden zu einem »normalen« Linken mit beruhigender humanitärer Grundstruktur verharmloste. Was Niekisch in der Zeit um 1930 wirklich war – also in der Zeit, in der seine Einwirkung auf die deutsche Jugend am tiefsten ging, – wird man nur im Vergleich mit dem Nationalsozialismus formulieren können. Gewiß ist der Vergleich zwischen einer Bewegung mit unabsehbaren historischen Folgen und einem Kreis von Männern, die über literarische Proklamation und erfolgloses Verschwörertum nicht hinauskamen, schwierig. Man kann jedoch jenseits der Taten und auch jenseits der Ideologien (die Kabermann bei Niekisch übrigens erheblich überschätzt) die jeder rationalen Analyse unzugänglichen Leitbilder vergleichen. Man kann das Leitbild eines durchschnittlichen Nationalsozialisten vom 29. Januar 1933 rekonstruieren. Wir wagen die Behauptung, daß es vergleichsweise harmloser (»liberaler«) war als das eines von Niekisch Bewegten vom gleichen Datum. (Was Niekisch und Drexel übrigens damals auch selber behauptet haben.)

Weder Drexel und schon gar nicht Kabermann (erinnern wir uns der »glücklichen Hand«, die ihm Traugott attestiert) werden je zugeben, daß Niekischs Werk in dem 1935 verteilten Privatdruck »Die dritte imperiale Figur« kulminiert. (Sein nach 1945 produzierter Vulgärmarxismus ist nur noch Abfallprodukt eines einst großen, aber nun gebrochenen Geistes.) In diesem Buch von 226 Seiten wird Niekischs Leitbild plastisch »personal« greifbar. Als geschichtsbildend (»imperial«) anerkennt er dort nur drei »Figuren«: den »ewigen Römer«, den »ewigen Juden« und den »ewigen Barbaren«. Unter »Rom« versteht er die Erstarrung zur leeren Form, unter »Jude« die Umwandlung alles Lebendigen in quantitativ Meßbares, in käufliche Ware. Niekisch, der sein Leben lang Ludendorff verehrte, ist ganz auf der Seite des »ewigen Barbaren«, der immer wieder durch die Vernichtung zu schöpferischer Neugeburt finde. (Hier wird hinter Niekisch nicht Hegel, sondern Nietzsche als geistiger Ahne spürbar.) Nur in den Deutschen und den Russen will er noch den »ewigen Barbaren« schlummern sehen; den »römischen« Süden hat er damals genauso abgeschrieben wie den liberalen

Westen. Und Hitler ist ihm nur eine Puppe des Vatikans (»die Rache für Königgrätz«) und von Wallstreet. Niekisch sieht den Morgen aufsteigen in einem deutsch-russischen Weltreich, das die morschen Mächte der Vergangenheit zertrümmert.

Man mag das für verrückt halten. Aber in dieser Unbedingtheit steckte das, was Niekischs Anhänger damals faszinierte. Die Hüter der Niekisch-Orthodoxie setzen sich der Gefahr aus, in der Wirkungsgeschichte Niekischs die Rolle zu übernehmen, die in der Wirkungsgeschichte Nietzsches dessen »liebes Lama«, Schwesterchen Elisabeth, innehatte. Frau Förster-Nietzsche suchte ihren Bruder erst für das wilhelminische und dann für das Dritte Reich zurechtzuputzen; Dr. phil. Kabermann stutzte sich seinen Niekisch für Amriswil zurecht.

19. Die Niekisch-Legende (II)

Ernst Niekischs Zeitschrift »Widerstand« ist aus historischem Abstand in ihrer Geschlossenheit und Durchschlagskraft eine der eindrücklichsten Zeitschriften aus dem Umkreis der Konservativen Revolution. Die berühmte »Tat« wirkt heute doch etwas papieren; die Organe der Motzstraße, »Gewissen« und »Ring«, werden richtig interessant erst auf ihrem gesellschaftlichen und politischen Hintergrund; das »Deutsche Volkstum« von Stapel und Albrecht Erich Günther ufert zu sehr nach verschiedenen Seiten aus. So geschlossen wie der »Widerstand« wirkt nur die beste der bündischen Zeitschriften, »Der Weiße Ritter«, doch nimmt sie sich im Vergleich fast privat-ästhetisierend aus. Der »Widerstand« wird vom ersten bis zum letzten Heft vom politischen Willen eines einzelnen Mannes, Ernst Niekisch, geprägt, und es fand sich in A. Paul Weber ein Graphiker, der den Heften (ab Januar 1930) ein einheitliches Gesicht gab und die Visionen Niekischs in unvergeßliche Zeichnungen übersetzte. Es ist kennzeichnend, daß das erste Heft der Zeitschrift, vom Juli 1926, mit zwei Sätzen Niekischs beginnt, die das unwandelbare Programm des »Widerstand« von der ersten bis zur letzten Nummer geblieben sind: »Deutsche Politik kann, wenn sie einesteils *deutsch* und andernteils *Politik* sein will, kein anderes Ziel haben als die Wiedergewinnung deutscher Unabhängigkeit, die Befreiung von den auferlegten Fesseln, die Zurückeroberung einer großen, einflußreichen Weltstellung. Vom deutschen Standpunkt aus, der, da wir Deutsche sind, unser selbstverständlicher Standpunkt ist, gibt es keine wichtigere Angelegenheit mehr als dieses Ziel; unsere gesamte Innenpolitik, die Sozial-, Wirtschafts- und Kulturpolitik also, hat ihre eigentlichsten Antriebe, ihre allgemeine Richtung und den Geist, der sie beherrscht, von daher zu empfangen; sie hat sich zu bescheiden, nur noch Mittel zu diesem höchsten Zwecke zu sein.« Das hat noch nicht die lapidare Einfachheit des Niekisch der besten Jahre, von 1930 bis 1933; ganz sind die Eierschalen der hegelianisch-marxistischen Anfänge noch nicht abgestoßen. Aber die Linie ist klar; sie wird durch das den Zeitschriften-Titel erläuternde Clausewitz-Zitat bestätigt: »Der Widerstand ist eine Tätigkeit und durch diese sollen so viele von

des Feindes Kräften zerstört werden, daß er seine Absicht aufgeben muß.« Das alles paßt ganz und gar nicht zu der Niekisch-Legende, von der wir im letzten Heft dieser Zeitschrift berichtet haben und die zugunsten von Hitlers Häftling den Kämpfer gegen Versailles unter den Tisch wischt.

Der volle Titel des ersten Heftes lautet: »Widerstand. Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik. In Verbindung mit Benedikt Obermayr und Otto Jacobsen herausgegeben von Ernst Niekisch.« Damals arbeitete Niekisch zunächst mit dem Hofgeismarer Kreis der Jungsozialisten zusammen (die »Jusos« von 1926 stellten den »nationalen« Flügel der SPD!). Später wechselt Niekisch die Mitherausgeber aus: von 1928 bis März 1930 ist es August Winnig, dessen von Innerlichkeit durchtränkter Sozialnationalismus nicht ganz zu Niekisch passen will; vom Januar 1931 bis zum Schluß tritt an seine Stelle A. Paul Weber, der den Weg in die Innerlichkeit erst später, in der Haft, gehen wird. Das Adjektiv »sozialistisch« verschwindet im Frühjahr 1928 aus dem Untertitel. Ideologisch ändert sich über die Jahre hinweg wenig; Niekischs »Nationalbolschewismus« entspringt dem Instinkt und kennt darum keine Wandlung, sondern nur eine immer schärfere Ausprägung (und nach Januar 1933 notwendigerweise eine gewisse Tarnung). Auch so eigenwillige Mitarbeiter wie die Brüder Jünger, Alfred Baeumler (unter den Pseudonymen »Leopold Martin«, »Wolf Ecker«), Friedrich Reck-Malleczewen, Karl Strünckmann, Albrecht Erich Günther, Otto Petras, Hugo Fischer vermögen die durch Niekisch und seinen »getreuen Eckart« Josef (heute: Joseph) Drexel festgelegte Linie kaum zu beeinflussen.

Was nun Niekischs »Nationalbolschewismus« betrifft, so bestätigt sich in dieser Zeitschrift die von der Niekisch-Lobby so heftig bestrittene Einbettung dieser Ideologie in die Geistesfamilie Nietzsche-Sorel-Pareto-Spengler: »Seit 1917 ist die ›Klasse‹ die Kriegsverfassung mißhandelter Völker; ein Volk, das sich des blutsaugerischen Drucks bürgerlich-imperialistischer Mächte entledigen will, muß sich als ›Klasse‹ konstituieren« (Feb. 1933). Der Feind ist nicht Hitler: »Mit dreizehn Millionen Wählern und einer militärisch durchgeschulten Truppe von mehr als einhunderttausend Mann politisch einflußlos zu sein: dazu gehört ein Maß politischer Talentlosigkeit, das die Gren-

zen des Üblichen und Erlaubten weitaus überschreitet. Hitler ist der Talentlose.« (So unter dem Titel »Im Zerfall« das Januar-Heft 1933!) Der Feind ist vielmehr der Liberalismus: »Wir stehen in der Abwehr gegen den Liberalismus. Seine Überwindung ist für uns eine Lebensfrage.« (Ebenfalls im Januar-Heft 1933.) Wie weit dabei »Liberalismus« gemeint ist, illustriert eine Zeichnung Webers im Februar-Heft 1931: die Deutschen als Sklavenheer unter der Aufsicht eines alliierten Soldaten, dem als Wachhunde ein deutscher Sozialdemokrat und ein katholischer Priester zur Seite stehen. Als positives Leitbild tritt immer wieder Ludendorff auf, so im Januar 1931: »Nie betrat Ludendorff den Boden der Weimarer Tatsachen; man begreift, daß jeder, der ihn betrat, vor Ludendorff ein schlechtes Gewissen hat.« Ein Monat später wird Rosenberg, nach dem Erscheinen des »Mythus«, für sein Heidentum gelobt, und einen weiteren Monat später wird er getadelt, weil er auf Druck Hitlers einige Angriffe auf die Kirchen zurücknahm. Auch die Juden kommen nicht gut weg, weder vor noch nach 1933. Die »Programmerklärung zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes« der KPD vom 24. August 1930 hingegen gilt, als Zeichen des Einschwenkens der KPD auf die nationale Linie, als »das bedeutsamste Ereignis der deutschen Innenpolitik seit langem«. Je länger man in den Bänden dieser Zeitschriften liest, desto mehr staunt man über die Dreistigkeit, mit der man uns heute Niekisch als eine Art Kreuzung aus Breitscheid und Carl Friedrich von Weizsäcker präsentieren will.

DIE RITTER DER FEDER

20. Der Fall Kirst

Die ersten drei Aufsätze dieses Kapitels befassen sich mit Bestseller-Autoren. Es sind Autoren, die zwar von Highbrow-Kritikern oft mißachtet, dafür aber von Hunderttausenden gelesen werden. Ihr Einfluß auf die Meinungsbildung ist deshalb auch größer als die Politologen ahnen. Sie werden hier jedoch nicht bloß als Dokumentation wahrgenommen; nach meiner Meinung schreiben sie auch besser als ein Großteil dessen, was uns heute von der Kritik als Hochliteratur angepriesen wird (und sich bei näherem Zusehen als formalistische Etüden oder dann als Koketterie mit der eigenen Leere entpuppt). Bei H. H. Kirst ist allerdings die Einschränkung anzubringen, daß er sich seit Erscheinen dieses Aufsatzes (1965) in der »Welt« in einzelnen Büchern zu formalistischen Experimenten verleiten ließ, die seiner natürlichen Erzählbegabung in die Quere kommen.

Kürzlich fiel mir ein akademisches Handbuch der deutschen Literaturgeschichte aus dem Jahr 2041 in die Hand. Ich schlug sogleich nach, was darin über den Zeitraum von 1945 bis 1967 (Beginn der zweiten Kanzlerschaft Adenauers) zu lesen war. Schon der erste Satz war ein Keulenschlag: »Dieser Zeitraum ist von beispielloser Dürre.«

Natürlich wollte ich gleich protestieren, aber der Einwand wurde gleich im folgenden Satz vorweggenommen: »Gewiß, die Erinnerungen ›Zwischen allen Stühlen‹ von Friedrich Mitläufer, die wir heute neben die Satiren eines Swift oder eines Gogol stellen, sind in jenen Jahren entstanden; bekanntlich wurden sie aber erst 1980 in einem hinterlassenen Koffer des vier Jahre zuvor als pensionierter Zoodirektor verstorbenen Autors ent-

deckt. Was zwischen 1945 und 1967 im Druck erschienen ist, hat allenfalls noch Interesse für angehende Germanisten, die ein Dissertationsthema suchen. Die bereits vor dem zweiten Weltkrieg bekannt gewordenen Schriftsteller alterten schlecht; Thomas Mann, Ernst Jünger und Gottfried Benn beispielsweise schrieben in jener Nachkriegszeit so ausgesprochene Selbstparodien, daß Professor Goggsen von der Universität Manila 1989 die zwar falsche, aber psychologisch verständliche These aufstellen konnte, diese Autoren hätten ihre späten Bücher durch ›ghostwriter‹ verfertigen lassen.

Und was damals, nach 1945, von der sehr gewuchteren Kritik als ›neue Literatur‹ eifrigst beredet wurde, erweist sich aus Distanz als ebenso unlesbar, wie der Neukantianismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts: es sind entweder sterile Formexperimente oder ungeformte Ergüsse uns nicht mehr nachvollziehbarer Affekte. Abgesehen von der Philosophie Carl Schmitts (der damals nur als Völkerrechtler bekannt war) sind aus dieser Zeit allein noch lesbar einige Seiten von Hans Henny Jahnn, das Epos ›Kaff‹ von dem nachmaligen Religionsstifter Arno Schmidt, Heimito von Doderers berühmte Schilderung des Kampfgeruchs einer im Sommer leerstehenden Wiener Stadtwohnung sowie ein paar Gedichte von Ernst Wilhelm Eschmann und Wilhelm Lehmann.«

Nun, das war nicht viel. Aber das Lehrbuch ließ immerhin noch einen kleinen Trost folgen: »Den Dozenten, die diesen Zeitraum 1945 bis 1967 gleichwohl als Thema einer einstündigen Nebenvorlesung wählen, sei die Konzentration auf das Werk des damals meistgelesenen[1] deutschen Unterhaltungsschriftstellers, Hans Hellmut Kirst, empfohlen. Gewiß handelt es sich bei diesem Werk nicht um künstlerische Prosa, sondern um ausgesprochene Gebrauchsprosa, die bewußt mit Schablonen und Klischees arbeitet. Aber gerade deshalb ist sie lesbar geblieben und kann als typisch gelten. Darüber hinaus haben diese Romane Dokumentarwert[2]: dank ihrer riesenhaften Verbreitung in den wichtigsten Fremdsprachen haben sie das internationale Bild der Deutschen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts maßgeblich bestimmt. Gewisse Formulierungen in den Schlußkommuniqués der Konferenzen von Grindelwald (1977) und Léopoldville (1979) lassen erkennen, daß sie

selbst auf die dort getroffene endgültige Regelung der Deutschland-Frage nicht ohne Einfluß geblieben sind.«

Natürlich schlug ich im Anhang des Handbuches gleich die betreffenden Anmerkungen nach. Ad 1 stand da: »Ein Habilitand des Dept. of Modern Languages in Stanford/Cal., der seit Jahren an einer literatursoziologischen Untersuchung über die Verbreitung des Kirstschen Werkes arbeitet, war noch nicht imstande, uns exakte Angaben über die Gesamtauflagenhöhe des im biblischen Alter von 99 Jahren erst verstorbenen Autors zu machen. Er wies jedoch darauf hin, daß Kirsts damaliger deutscher Verleger schon im Dezember 1964 in einem Sonderheft seiner Verlagszeitschrift ›Die Desch-Insel‹ zu des Autors 50. Geburtstag einen Auflagenstand von 3,7 Millionen Exemplaren meldete (wovon 1,8 Millionen auf Übersetzungen in 24 Ländern bei 48 Auslandsverlagen entfielen). Unser Gewährsmann glaubt jedoch bereits vor Abschluß seiner Untersuchung feststellen zu können, daß die deutschen Originalauflagen seit 1967, also seit dem mit Adenauers Rückkehr zur Kanzlerschaft einsetzenden Mentalitätswandel in Deutschland, jäh abgefallen sind, während im Ausland Kirsts Bücher noch fast zwei Jahrzehnte lang in den Schaufenstern der Buchhandlungen stehenblieben.«

Die Anmerkung ad 2, die den »Dokumentarwert« der Kirst-Romane erläutert und eingrenzt, ist schon fast ein Exkurs: »Dieser Begriff sollte nicht dahin mißverstanden werden, daß man Kirsts Schilderungen als wirklichkeitsgetreues Abbild der deutschen Verhältnisse zwischen 1933 und 1965 nimmt. Diese These ist nach den eingehenden Arbeiten der Historiker Schlesinger III (Vassar-College 1993), Nikoguchi (Osaka 1997) und Baumann (Univ. Regensburg 1998) nicht mehr aufrechtzuerhalten. Das betrifft nicht bloß konkrete historische Unrichtigkeiten wie beispielsweise die Behauptung, Stauffenberg habe am 30. Januar 1933 den Fackelzug zur ›Machtergreifung‹ in Bamberg angeführt, an der Kirst noch 1965 in seinem Roman über den 20. Juli festhält (zu einem Zeitpunkt also, wo anhand der vollständig erhaltenen Bamberger Lokalpresse zwischen dem 15. Januar und dem 15. Februar 1933 längst nachgewiesen war, daß damals in dieser Stadt überhaupt kein Fackelzug stattgefunden hatte). Jene Historiker haben außerdem in minuziö-

sem Puzzle nachgewiesen, daß Kirst immer wieder aus richtigen Einzelfakten falsche Gesamtbilder zusammenstellt. Der Dokumentarwert Kirsts ist ganz anderswo zu suchen: sein Blick auf die Welt ist für die Bewußtseinshaltung der Deutschen seiner Zeit recht typisch.«

An diesen Punkten des Exkurses ist die Rede von einem Psychiater und Essayisten Ulrich Sonnemann, der 1969 nach einer kurz zuvor erfolgten, viel Aufsehen erregenden Konversion zu einem ultramontanen Katholizismus ein Buch »Das Land der unbegrenzten Verdrängungen« geschrieben habe. Dieser dank seiner unter Hitler erfolgten Emigration völlig unverdächtige Autor wende sich heftig dagegen, daß man immer noch – und zwar 1969 noch sturer als 1965 – Deutschen ihr Verhalten im Dritten Reich vorwerfe. Das führe nur dazu, daß die Deutschen krampfhaft das Gegenteil von dem täten und sagten, was sie im Dritten Reich getan und gesagt hätten – und dabei sei doch das Gegenteil von etwas Falschem nicht automatisch das Richtige, das sei vielmehr meist etwas Drittes, das man aber vor lauter Verdrängungen gar nicht mehr in den Blick bekomme. Und unser Handbuch zieht die Nutzanwendung: »So hat auch Kirst nie vergessen können, daß er den zweiten Weltkrieg in der Funktion eines NS-Führungsoffiziers beendet hatte. Schade ist, daß Kirsts erster Roman ›Wir nannten ihn Galgenstrick‹ (1950), der von einem solchen NSFO handelt und wohl ein stilisiertes Selbstbildnis ist (Strick = Kirst), heute in den Bibliotheken kaum mehr zu finden ist, da ihn der Verlag damals selbst bald nicht mehr aufgelegt hat.«

Mehr ist zu diesem interessanten Punkt in dem Handbuch leider nicht zu finden. Der Exkurs endet mit dem technischen Hinweis: »Der Fachgermanist erschrecke nicht vor der hohen Zahl der Kirstschen Romane. Es genügt unter ihnen einen auszuwählen, in dem eine Kaserne vorkommt: in ihm sind alle anderen wie in einem Modell mitenthalten.« Nun, ich wollte es genauer wissen und habe, mit gezücktem Bleistift elf Romane von Kirst gelesen.

Was ist das Geheimnis von Kirsts Auflagenerfolg? Hat dieser Erfolg in Deutschland und im Ausland die gleichen Ursachen? Einen Anteil daran hat sicher das Formale. Auf die Gefahr hin, von sämtlichen highbrows verachtet zu werden: dieser

Kirst kann erzählen. Auch wer sich über ihn ärgert, wird sich doch nicht langweilen. Und das will etwas heißen angesichts einer »Hochliteratur«, die an ihrer gestellten Kompliziertheit erstickt und in der sogar die wenigen epischen Begabungen nur noch um zwei Ecken herum erzählen können (oder zu erzählen wagen). Wo Kirst ausnahmsweise einmal mit avantgardistischen Mitteln – Rückblenden, Zeitraffern und Ähnlichem – arbeitet wie in der »Fabrik der Offiziere« oder der »Nacht der Generale«, wirkt das aufgepappt. Ihm ist der traditionelle Erzählstil gemäß, der mit dem Anfang der Geschichte beginnt und mit ihrem Ende aufhört – wobei Kirst genau weiß, wie lange eine Szene sein darf und wann aus dramaturgischen Gründen neue Personen in anderem Dekor aufzutreten haben. Zwar läuft selten eine Formel unter, die die Ohren spitzen läßt. Aber das ist nur ein weiteres Indiz dafür, daß wir es hier mit einem Vollbluterzähler zu tun haben: einem Mann, der nicht Kunst machen, sondern eben eine Geschichte erzählen will. Unmenschlicher Purismus wäre es, dem mit so viel fruchtlosem Zeug gefütterten Publikum von heute einen Vorwurf daraus zu machen, daß es einen solchen Erzähler in sein Herz geschlossen hat.

Zum Vollbluterzähler, zum Volkserzähler gehört auch das Formelhafte. Daß Kirst den sehr formelhaften Landser-Jargon meisterlich (und oft sehr erheiternd) anzuwenden weiß, ist bekannt. Das Formelhafte bleibt aber auch außerhalb der 08/15-Atmosphäre deutlich stehen. In »Gott schläft in Masuren« etwa liest man: »Er sah über den vollbeladenen Tisch, an Elfriede Materna vorbei, in den Garten hinein, wo die Morgensonne den Tau auftrocknete. Auf den weiten Feldern stand das Korn; die Halme trugen schwer. Wälder wanden sich wie Kränze um die Äcker. Das Land lag breit und behäbig da. Die Sonne warf sich brütend darauf.« Eine solche Stelle kann unseren jungen Hoch-Autoren, die ja meist neuphilologischen Seminaren entsprungen sind, nur Bauchgrimmen verursachen. Sie merken natürlich, daß jeder einzelne Teil dieses Textes vorgeprägt ist, irgendwo bei Storm oder Kirsts engerem Landsmann Sudermann steht. Aber kein Bild ist schief, jedes paßt zum andern. Ist es Kitsch? Nein, es ist eine Verständigungsformel mit dem Durchschnittsleser, dem so die Tonlage des folgenden Dialogs angege-

ben wird. Das tut auch der folgende Satz: »Der dicke Mann sah sie lange prüfend an, und in seine Augen trat ferne Trauer.« Jawoll, »ferne Trauer«. Und der gleiche Mann »nickte gewichtig«; die mit Wurst beworfene Dogge »klappte mechanisch den Rachen auf«; Elfriede »zog das dünne Tuch, das sie um die Schultern trug, über der vollen Brust zusammen«. Wie sagt man so schön: alles ist da. Und wem's nicht paßt, der soll sich durch den »nouveau roman« durchkauen.

Ein anderes Charakteristikum des Vollbluterzählers: Kirst hat »sein« Milieu, und zwar in Erbpacht. Was dem Volkserzähler Gotthelf sein Emmental und dem Volkserzähler Storm seine graue Stadt am Meer, das ist für Kirst – ohne ihn dem Berner Giganten vergleichen zu wollen – die Kaserne samt ihrem Kommiß-Mief. Nach Kirst kann kein anderer Autor mehr eine Kaserne betreten. Und je mehr sich die Romane von der Kaserne entfernen – etwa »Keiner kommt davon« mit Europas Atomuntergang –, desto deutlicher verlieren sie an Intensität. Nur das heimatliche Masuren macht eine Ausnahme – aber welchem Erzähler gelänge die Landschaft seiner Jugend nicht?

Nun gibt es aber noch andere Leute, die erzählen können – man braucht bloß unsere kritischen Einbahnstraßen zu verlassen, um auf sie zu stoßen. Kirsts außerordentlicher Erfolg muß also auch noch seine ganz besonderen Ursachen haben. Man muß sie im Ideologischen suchen. Haben Kirsts Bücher aber überhaupt eine »Ideologie«? Theoretisierende Stellen sind in ihnen nämlich relativ selten. Aber die Ideologie wird in eindrücklicherer Packung geliefert: in Kirsts Typen. Wie jeder echte Volkserzähler kennt er nämlich keine Individuen – die sind ja stets zu differenziert, zu zufällig. Seine Personen sind menschgewordene Formeln; die zugehörigen Spruchbänder hängen ihnen demonstrativ zum Mund heraus. Man merkt das nur nicht gleich, weil diese Spruchbänder in atmosphärisch äußerst echtem Jargon verfaßt sind. Eine weibliche Versuchsperson, der wir listig einen Kirst-Roman unterschoben, rief aus: »Wie in einem Veit-Harlan-Film: man weiß sofort, wer die Guten und wer die Bösen sind!«

Wer sich darüber wundert, daß der Kasernen-Mief selbst auf Leser, die nie in einer Kaserne lebten, so attraktiv ist, der übersieht die dramaturgische Notwendigkeit dieses düstern Hinter-

grundes. Nur von einem solchen Hintergrund können sich Kirsts »Helden« abheben, denn sie sind in Grau gemalt – nicht in Weiß, wie früher üblich. Und das hat seinen guten Grund: Kirsts Romane sind in der deutschen Literatur der Gegenwart der unmittelbarste Reflex auf die Katastrophe von 1945. Eine Katastrophe notabene, die von diesem Autor besonders intensiv erlebt wurde, weil er sich als ehemaliger NSFO für sie mitverantwortlich fühlen mußte. Auf Kirsts Seite reagiert man meist beleidigt bei jeder Erwähnung dieser Vergangenheit – aber ohne sie läßt sich die Fixierung des Kirstschen Werkes an eine ganz bestimmte historische Situation gar nicht verstehen.

Die ideologische Einzigartigkeit der Kirstschen Romane beruht darin, daß sie in einer jedem Anarchismus traditionell fremden Nation zum erstenmal einen konsequent anarchistischen Menschentyp zum Helden macht. Grimmelshausens Simplicissimus etwa ist keine rein anarchische Natur, denn er hat noch Ideale. Kirsts »Helden« hingegen wollen nur noch überleben. »Der eine glaubte daran, daß die Welt verändert werden mußte, der andere trachtete allein danach, Menschenleben zu erhalten.« Daß Kirst die erstere Haltung als Feindhaltung empfindet und nur die zweite anerkennt, betont er immer wieder mit Lust. »Idealist« ist ein abwertender Begriff: »So was legt sich mit der Zeit.« Oder an anderer Stelle: »Er hat Anwandlungen von Edelmut. Dagegen muß man möglichst schnell was unternehmen ...« Und als dritte Kostprobe unter vielen: »Du willst doch nicht etwa versuchen, an den Edelmenschen in mir zu appellieren? Aber du bist immerhin derjenige, der im Bett über mir liegt – und so was verpflichtet.« Doch das ist nur momentanes Zugeständnis. Auf die Frage: »Was hast du gegen ihn, er zeigt sich doch immer sehr kameradschaftlich?« antwortet die gleiche Person einige Zeilen vorher: »Eben das ist es ja gerade, was mich mißtrauisch macht.«

Darf man aber Kirsts Personen mit Kirst identifizieren? Nun, diese »negativen Helden« schon: alle Romane sind Maschinerien, welche die entgegengesetzten Haltungen ad absurdum führen. Die einzige Bindung des Individuums, die anerkannt wird, ist die gefühlsmäßige Bindung zweier Menschen, die Freundschaft oder die Liebe. »Was zwei Menschen erleben, kann sehr schön sein.« Was drei und mehr Menschen erleben, ist

Schwindel. Kirsts »Helden« sind keine Rebellen. Rebellen sind Trottel, denn sie haben Prinzipien; es gilt, *sich durchzuschlängeln,* und zwar auf dem Weg des geringsten Widerstandes. (Das urfranzösische Verbum »se débrouiller« drängt sich auf.) Der Gefreite Asch, Hauptfigur der ersten drei 08/15-Romane, haßt zwar die Armee, aber er wird Offizier, weil er sich dann besser schlängeln kann.

Diese positive Figur tritt in den verschiedensten Spielarten auf; in den erwähnten drei Romanen reicht der Fächer vom grobianischen Gefreiten Kowalski über den ausgeglicheneren Asch bis zu dem vergrübelten Oberleutnant Edelmann, der sich unter Schmerzen seiner Ideale entledigt. Und diesem positiven Typus stehen zwei negative gegenüber derjenige, der unter höhnischem Mißbrauch der Prinzipien (sprich: Verordnungen, Gesetze, Apparaturen, Hierarchien) seine Mitmenschen »schleift«, und derjenige, der ehrlich an Prinzipien glaubt. Wären diese Begriffe nicht so pervertiert worden, so könnte man sagen, daß Kirst seinen »echten Menschen« sowohl dem »Untermenschen« wie dem »Übermenschen« konfrontiert.

Der von unten angreifende Gegentypus ist dabei für Kirst offensichtlich der weniger gefährliche; dem muß man eben auf die Schnauze hauen. Weit heftiger attackiert er den idealistischen Gegentypus, der noch an Allgemeines, Überindividuelles glaubt: gerade mit ihrem guten Willen lösen solche Leute, nach Kirst, Lawinen aus. Hierher gehören im Grunde auch die bei Kirst immer wieder auftretenden Schwachen, die von den Apparaturen zerrieben werden. Ihnen gegenüber schwanken die Kirstschen »Helden« (oder besser: Anti-Helden) zwischen Mitleid mit den Leidenden und der Wut, daß diese Leidenden nicht die dicke (und geschmeidige) Haut haben, die man im Saustall der Welt nun einmal braucht. Und warum haben sie diese dicke Haut nicht? Weil sie noch an etwas glauben und nicht sehen, daß die Welt – abgesehen von jenen monadischen Zweisamkeitsoasen – sinnentleert ist.

Wer diese Grundstruktur der Kirstschen Romanwelt einmal erkannt hat, ist von ihrer Konsequenz zugleich fasziniert und erschreckt. Kirst als »links« zu etikettieren, ist unsinnig: er steht außerhalb solcher Alternativen. In »Keiner kommt davon« polemisiert er gegen den Geist des »17. Juni« nicht aus Kommuni-

stenfreundlichkeit, sondern weil »Zwerge die Fußsohlen eines Riesen kitzeln«. Gewiß richtet sich die Abwehr in erster Linie gegen den Totalitarismus, vor allem den braunen, streifenweise auch den roten. Aber im Grunde richtet sie sich gegen jede Form von Staat und Gemeinschaft. Ein Held Kirsts sagt: »Ich habe diesen Hitler geliebt – jetzt werde ich niemals mehr jemandem vertrauen können, der von mir verlangt, daß ich mein Leben einsetzen soll. Diese Welt ist voller Lügen!« Zwar sagt Asch am Schluß des zweiten 08/15-Romans: »Für dieses (= nationalsozialistische) Deutschland will ich nicht sterben ... Es muß ein anderes Deutschland geben, für das es sich zu sterben lohnt.« Und Sancho Pansa-Kowalski trumpft: »Mensch! Vielleicht gibt es sogar einmal ein Deutschland, in dem es Spaß macht zu leben!« Aber im vierten 08/15-Roman, der nun in einem »anderen Deutschland« (nämlich der Bundesrepublik) spielt und schillernd »08/15 heute« heißt, gibt es eine bezeichnende Szene.

Eine der Figuren dieses Romans starrt dort auf ein historisches Wandbild in einer Bundeswehrkantine: »Irgendein Superheld zog dort oben an der Wand die Lanzen schockweise auf seine entblößte Brust. Die war erdig braun und felsartig gewölbt. Unter den fest aufgestemmten Beinen türmten sich Berge von Leichen – mithin: Opfer! Diese mußten bekanntlich gebracht werden, sobald ewige Werte in Gefahr gerieten. Doch viel mehr als einen einzigen Blick pflegten die Soldaten an diese pompöse Dekoration nicht zu verschwenden.« Da hat die Innere Führung also Pech gehabt, als sie beim Maler statt Fehrbellin und Sedan wie einst nun den eidgenössischen Winkelried (im Kampf gegen Feudalgewalten, also wirklich demokratisch!) bestellte. Die Szene paßt zu Kirsts Bild der Bundesrepublik. Zwar ist es nun etwas leichter, sich der Willkür zu erwehren, es gibt nun begehbarere Beschwerdewege – ja sogar solche, die mit Genuß ausgekostet werden (samt der Drohung mit dem »Spiegel«, S. 221). Aber das ist nur ein gradueller Unterschied, grundsätzlich hat sich für Kirst offensichtlich nichts geändert.

Gewiß, einmal findet sich bei Kirst das Bild einer guten Gemeinschaft – bezeichnenderweise in seinem Kindheitsroman »Gott schläft in Masuren«. Und zwar eine ganz chthonische, von einem jovialen Tyrannen jenseits jeder Regel zusammengehaltene Dorfgemeinschaft. Aber der Wurm steckt in dieser

radiesischen Urgemeinde: die abstrakten Prinzipien zersetzen sie. Außerdem tauchen in Kirsts Romanen immer wieder die preußischen Offiziere des 20. Juli auf (als Ostpreuße hat Kirst ein differenzierteres Bild des alten Preußen als ein Normalliterat von heute), die ihr Anstand und ihre Rechtlichkeit zum Galgen führt. Aber die untergehende (oder bereits untergegangene) Gemeinschaft, aus der sie kommen, ist genauso romantisches Requisit wie jenes Urdorf. Es ist die blaue Ferne, von der sich der Kirstsche Grundbefund abhebt: alles ist Sch.. !

Was mag die ausländischen, die nichtdeutschen Leser an Kirst anziehen? Sind es die »bösen Deutschen«, die rudelweise auftreten? Ist es das überraschende Auftreten eines »deutschen Soldaten Schwejk«? Oder ist es ganz einfach der bunte Stoff, das reine Exotikum? Wir wissen es nicht; vielleicht wird das einmal ein fleißiger Germanist irgendeiner Nation in Reihenuntersuchungen zu ergründen suchen.

Worin jedoch die Faszination von Kirsts Werk für den deutschen Leser besteht – das läßt sich genau sagen. Die Deutschen sind heute zum ersten Male in ihrer Geschichte Schlauberger geworden und erkennen sich in Kirsts »Anti-Helden« wieder. Kürzlich hörten wir an einem Stammtisch ein Wort, das uns nicht aus den Ohren will. Man sprach von vergangenen Zeiten. Und einer in der Runde ließ fallen: »Ja, ja, damals waren wir noch anständige Leut – so dumm sammer nimmer . . .«

21. Paul Carell

Der Schriftsteller Paul Carell, der am 2. November 1971 sechzig Jahre alt wird, ist mehr als ein bloß literarisches Phänomen. Dieser Bestseller-Autor, der im In- wie im Ausland zu den meistgelesenen deutschen Autoren gehört, hat, wie wenig andere, das Bild des zweiten Weltkrieges geprägt. Die fünf Bücher, die Carell bisher über den zweiten Weltkrieg geschrieben oder herausgegeben hat, sind für die Fachwissenschaft ein stilles Ärgernis. Während Fach-Zeitgeschichtler methodische Überlegungen anstellen, wie die Geschichte dieses Krieges zu schreiben sei, und allenfalls zu »Grundrissen« oder Detailuntersuchungen ansetzen, schreibt Carell unbekümmert die Geschichte jener Feldzüge. Wobei »unbekümmert« sagen will, daß er diese Geschichte weder »reflektiert (wie man so schön sagt) noch deutet, weder heroisiert noch entschuldigt – nein, zunächst erzählt er sie einfach, Ereignis für Ereignis. Und das Unternehmen hat Erfolg. Jedes der fünf Bücher wurde zum Bestseller, ihre Gesamtauflage in der Welt nähert sich der zweiten Million, sie werden regelmäßig in ein Dutzend Sprachen übersetzt (darunter sogar so seltene wie das Lettische – in USA). So ist Paul Carell zum eigentlichen »Chronisten des zweiten Weltkrieges« geworden.

Die Bücher Carells haben ein eigenartiges Doppelgesicht. Zunächst sind sie für ein sehr breites Publikum, von Mittelschülern angefangen, lesbar. Gleichzeitig aber sind sie erstaunlich exakt. Das läßt sich daran ablesen, daß ihnen von den nicht ganz neidlosen Zeitgeschichtlern noch kaum Fehler nachgewiesen werden konnten. Auf den ersten Blick wirken sie beinahe wie Romane. Nach der Faustregel »tell a Story«, erzählt Carell beispielsweise, was ein »Unteroffizier Müller« in einem ganz bestimmten Waldstück an der Ostfront an einem bestimmten Tage tat. Dahinter steckt aber nicht das in »Sachbüchern« so beliebte »Verlebendigen« von Allgemeinheiten. Den Unteroffizier Müller gibt es wirklich, und er war wirklich damals dort. Und er tat etwas Exemplarisches. Und wenn diese Carell-Bücher sich auch nicht scheuen, das Positive auf deutscher Seite ebenfalls zu erwähnen, so verzeichnen sie doch nicht das Gesicht der damaligen Gegner. Das haben ihrem Verfasser nicht nur ehemalige

Kriegsgegner aus dem Westen, sondern, nach Erscheinen des ersten Bandes über den Rußland-Feldzug, sogar ein Abgesandter der russischen Botschaft in Bonn bestätigt.

Das Pseudonym »Paul Carell« ist aus den Vornamen des Autors gebildet: Es ist der einstige Sprecher des Auswärtigen Amtes, Gesandter a. D. Dr. Paul K(arl) Schmidt, der als »Presse-Schmidt« vom fast gleichnamigen (und inzwischen verstorbenen) Gesandten a. D. Dr. Paul Schmidt, dem »Dolmetscher-Schmidt«, unterschieden wird. Seine beiden ersten Bände galten Einzelausschnitten: »Die Wüstenfüchse« (1958) erzählen die Geschichte des Afrika-Korps, »Sie kommen« (1960) diejenige der alliierten Invasion in Frankreich 1944. (Letzteres Buch wurde in Frankreich zu einem Standardwerk mit einer Auflage von ein paar Hunderttausend, die Buchklub- und Taschenbuch-Ausgaben inbegriffen, und ließ »Paul Carell« in der Meinung vieler Franzosen zu einem französischen Autor werden.) Dann machte sich Schmidt-Carell an ein großes Fresko des Krieges im Osten, von dem bisher zwei Bände erschienen sind: der bis Stalingrad reichende »Unternehmen Barbarossa« (1963) und der bis zum Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Sommer 1944 weiterführende »Verbrannte Erde« (1966). Ein dritter Band, bis zum Fall von Berlin, ist geplant. Als letztes Carell-Buch erschien bisher ein geschickt zusammengestellter Bildband »Der Rußlandkrieg, fotografiert von Soldaten« (1967), der nichts beschönigt und übrigens auch eine Dokumentation über die Anfänge der deutschen Farbfotografie ist (die damit experimentierenden Firmen versorgten Landser mit ihrem Material).

Für den Literaturkritiker ist das Verfahren Carells interessant, ein kompliziertes und vielfältiges Geschehen in allgemeinverständlichen Szenen zu raffen. Für den Historiker ist Carells Methode der Stofferschließlung aufschlußreich. Wenn die Hand des Autors auch überall spürbar ist, so sind seine Bücher doch auch zu einem erheblichen Teil das Ergebnis von Equipenarbeit. Eine systematische Durcharbeitung der bereits vorliegenden Quellen ist natürlich der Ausgangspunkt. Dazu kommt dann aber eine Zusammenarbeit ganz anderer Art. Die meisten Carell-Bücher sind zunächst als Serien in Zeitschriften erschienen – das war sozusagen ihre »Generalprobe«. Zu jedem einzelnen Bericht lief jeweils eine Flut von Ergänzungen und Korrekturen

ein, und zwar nicht nur von deutscher Seite (so löste beispielsweise die Zuschrift einer französischen Résistance-Gruppe das Rätsel, weshalb viele deutsche Bunker an der Atlantikküste in ihrem Material so mürbe waren). Daraus entstand ein umfassendes Netz von »Korrespondenten«, denen nun je nach ihrem Erfahrungsbereich jede Einzelschilderung zur Begutachtung vorgelegt wird.

Faustregel ist dabei, daß jedes Faktum zu seiner Bestätigung mindestens zweier voneinander unabhängiger Zeugen bedarf. Es stellte sich nämlich bald heraus, daß selbst Augenzeugen mit schriftlichen Erinnerungsstützen sich täuschen können. Für einen Bericht von 2½ Buchseiten hat das Büro Carells beispielsweise 47 Briefe und 11 verschiedene Fragebögen versandt (letzteres auf Grund der Erfahrung, daß einheitliche Fragebögen zum gleichen Faktum zwecklos sind; die Fragebögen müssen vielmehr individuell auf den Empfänger abgestellt sein). Den Rekord bildete bisher die Zahl von 35 Zuschriften zu einem Bericht im Vorabdruck, der dann eine Buchseite ausmachte.

Wie man auch zur literarischen Form der Carell-Bücher stehen mag – sie erfüllen im deutschen Geschichtsbewußtsein eine wesentliche Funktion. Psychiater haben längst Bedenken angemeldet, daß ein Geschehen, das sich in die Erinnerung von Millionen eingrub, entweder aus dem Bewußtsein verdrängt oder in verzerrter Form aufbewahrt wird. Carells Bücher haben die Funktion, dieses Geschehen in einer Form zu erzählen, die der Erfahrung des Einzelnen nicht widerspricht und diese Teilerfahrung in den Gesamtzusammenhang stellt. Das bereits erwähnte Echo zeugt dafür, daß das zu einem erheblichen Teil gelungen ist. Es ist das Verdienst eines Mannes, der zwar sein Mitfühlen bewahrt, aber doch Distanz zu jenen Ereignissen gewonnen hat. Man hat mit Recht sagen können, daß dieser Chronist des Rußlandkrieges »den Deutschen einen Teil ihrer Vergangenheit unverschönt und unverzerrt zurückgegeben hat«.

22. Joachim Fernau

Unser literarisches Leben ist mit Bedacht und Sorgfalt reglementiert. Eine stattliche Schar von Gouvernanten paßt auf, daß wir nicht die falsche Nahrung in die Kehle bekommen. Sie lehrt uns, welchen Gaul wir zu reiten und vor wem wir zu kishen haben; sie weist uns an, wann wir zu böllen und wo wir zu graßen haben. Die Buchhändler tapezieren ihre Schaufenster mit dem, was ihnen von »Zeit« und »Spiegel« ans Herz gelegt wird, und die Verleger wissen auch, was sich gehört. Immerhin – ganz perfekt ist das System noch nicht. Hie und da muckt das Publikum auf und liest etwas, was ihm noch gar nicht vorgekaut wurde. Zuweilen kommt sogar vor, daß das Publikum etwas mit ausgesprochenem Wohlbehagen liest, wovor es ausdrücklich gewarnt worden ist. Wir sprechen vom Fall Joachim Fernau.

Man erinnert sich der Kampagne, die vor einiger Zeit gegen diesen Schriftsteller gestartet wurde, dessen Bücher mit schöner Regelmäßigkeit zu Bestsellern werden. (Initiator der Kampagne war ein Berliner Germanistikprofessor, der inzwischen mannhaft von der Freien Universität desertiert ist, die er mit anderen zusammen in Brand gesteckt hat.) Drum war man gespannt auf das Schicksal von Fernaus römischer Geschichte, die der Herbig-Verlag diesen Sommer unter dem Titel »Cäser läßt grüßen« herausgebracht hat. Ohne die sonst branchenübliche psychologische Präparierung des Publikums, sozusagen aus dem Stand, ist das Buch sofort mächtig vorangeprescht, der Käufer riß es dem Buchhändler aus der Hand, dieser wollte das Geschäft auch nicht versäumen – kurzum: nach wenigen Wochen schon hatte »Cäsar läßt grüßen« eine sechsstellige Auflagenzahl erreicht. Auch der highbrow sollte sich einmal um dieses Phänomen kümmern. Es läßt sich daran einiges über unsere Lage – die wirkliche, nicht die vorgespiegelte – ablesen.

Es ist jedoch gar nicht leicht, vor einem konservativen Publikum über Joachim Fernau, Jahrgang 1909, wohnhaft auf einem Hügel voll Olivbäumen bei Florenz, zu sprechen. Viele Konservative sind auf Fernau sauer. Daß er kein Linker ist, haben sie gemerkt; sie spüren aber auch, daß er keiner der ihren ist. Es hat sich bei ihnen für Fernau ein Topos festgehakt: »der Mann, dem nichts heilig ist«, »schnoddrig«, »wo steht er eigent-

lich?« und so fort. Das Buch »Deutschland, Deutschland über alles« (1952) hat ihn berühmt gemacht – lacht er in diesem Buch über die deutsche Geschichte oder weint er über ihren so gar nicht beschönigten Gang? Gewiß, wenigstens die Geschichte der Griechen, »Rosen für Apoll« (1961), ist mit Liebe geschrieben – aber schiebt Fernau da nicht gerade das eigentlich »klassische« Hellas beiseite? Ist er nicht geradezu besessen davon, die Gewichte anders zu verteilen als gewohnt? Hat er nicht bei seiner Neuerzählung der Nibelungensage »Disteln für Hagen« (1966) den blonden Siegfried als unbedarft beiseite geschoben und den düstern Hagen zur Schlüsselfigur der Geschichte gemacht? Diese »Bestandsaufnahme der deutschen Seele« war denn auch danach, man hat den Schrecken noch in den Knochen. Schließlich: was sollen Konservative, die den Verfall aller Werte beklagen, mit Fernaus deutscher Sittengeschichte »Und sie schämeten sich nicht« (1958), wo das Herz des Verfassers so offensichtlich auf der Seite derer ist, die vor einem schönen Schenkel nicht die Augen niederschlagen? In seinem Römerbuch nun vergreift er sich vollends an einer heiligen Kuh so vieler Konservativer: am »Römischen« im Sinne von Civitas Romana und römischen Recht, das zusammen mit Christentum und griechischer Weisheit nach allgemeiner Meinung unser Abendland konstituieren soll. In »Cäsar läßt grüßen« – nämlich die Enkel, die es sich zur Mahnung nehmen sollen – bleibt davon kaum etwas übrig. Was dem Konservativen an Rom lieb ist, ein Sulla vor allem anderen, wird höchstens im Vorbeigehen mit distanziertem Respekt als zeitweilig aufhaltender Faktor gezeichnet; an der Fahrt in den Untergang ändert sich nichts. »Cäsar läßt grüßen« ist eines der bittersten und sicher das furchtloseste Buch, das ein Deutscher nach 1945 geschrieben hat.

Nun ist die Meinung verbreitet, es fehle in der heutigen Literatur an Bitterem und Frechem keineswegs. Muß denn auch Fernau noch ein Buch schreiben, in dem »alles zur Sau gemacht wird«? Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht das gleiche. Die Frechheit Fernaus ist nicht Selbstzweck; sie ist weit entfernt von der Routine-Frechheit der Linken, die sich einem kritischen Blick ja bald als bloßer Aufputz vor einem massiven Konformismus entpuppt. Warum reißen sich die Deutschen um ein Buch wie »Cäsar läßt grüßen«? Der Schlüssel zum Geheimnis

ist Fernaus Sprache. Der durch Fernau Irritierte wird allerdings gleich losschießen: hat er denn überhaupt eine Sprache? Damit sind wir beim Problem.

Die deutsche Literatur ist heute an einem Punkt angelangt, den die französische Literatur seit längerer Zeit schon erreicht hat: die Literatursprache hat sich so weit von der gesprochenen, d. h. der lebenden Sprache entfernt, daß sie von dieser nicht mehr befruchtet wird. Fehlt dieser Kontakt, so verkrustet die Literatursprache; sie hat dann keinen Wirklichkeitsbezug mehr, sondern transportiert nur noch eine Scheinwirklichkeit einher. Das langwierige Siechtum der »Gruppe 47« zeugt dafür; daran ändern alle Kraftausdrücke und Tabu-Brüche nichts, die noch Wirklichkeit vortäuschen sollen. Den Grass, Böll, Jens, Walser fällt einfach nichts mehr ein, weil sie sich in einer künstlichen Welt bewegen, die mit der Welt, in der wir leben, überhaupt nichts mehr zu tun hat. Einer solchen Beziehungslosigkeit kann man allenfalls für Verfremdungsreize abgewinnen – aber dann ist es aus. (Angelsächsischer Fachausdruck: one-shot-authors.)

In Frankreich hat Louis-Ferdinand Céline aus dieser Lage die Konsequenz gezogen. Er hat das Literaturfranzösisch der Académie Française unter den Tisch gewischt und der fran-

Wie sehr Fernau unsere Sprache beherrscht, zeigt ein kleines Meisterwerk. Er hat eine kurze Liebesgeschichte in der Sprache geschrieben, die junge Leute heute unter sich sprechen, wenn kein Erwachsener zuhört – daraus entstand ein Gebilde von einer heiteren Leichtigkeit, wie sie kein Zeitgenosse Fernaus sonst fertigbringt. Er konnte es »Weinsberg« nennen, weil Tucholskys »Rheinsberg« sich daneben (bei verwandtem Thema) als Papier ausnimmt.

Mit dieser Sprache nun geht Fernau mit Vorliebe an historische Stoffe heran. Das ist seine besondere Raffinesse: in der Konfrontation des tausendfach vorgekauten geschichtlichen Stoffes mit der unverbrauchten Sprache blättert das Kostüm ab, und das menschlich Unveränderliche der historischen Situationen tritt hervor. Wie Rom untergeht ist nicht einfach eine antiquarische Kuriosität, sondern so gehen eben ein Volk, eine Gesellschaft, ein Staat zu Grunde. Und am historischen Beispiel nimmt der Zeitgenosse ab, wogegen er sich bei direkter Ansprache wohl sperren würde. »Entkomplizieren« nennt Fernau das (Cäsar S. 228). Etwas psychiatrischer könnte man auch sagen: entkrampfen. Fernau nimmt sich ungerührt die großartigsten Begriffe vor und entblättert sie respektlos.

Vielleicht ist Joachim Fernau heute der einzige Autor, der mit der deutschen Situation ganz ernst macht. Alle anderen schleppen Ballast mit sich, der sie am Sehen hindert – die Linken ihren längst durch die Wirklichkeit widerlegten Marx, die Konservativen ihre heile Welt, die es nie gab. Fernau hat die erforderliche »Marscherleichterung« wirklich durchgeführt. Und er jammert nicht, sondern hat das Lachen des Mannes, der die Zähne zusammenbeißt. (Wer meint, dieses Bild sei falsch, täuscht sich). Der Erfolg seiner Bücher hat schon seinen Sinn.

23. Arbeitstag eines Schriftstellers

Über keinen Autor habe ich so viel geschrieben wie über Ernst Jünger. Er war, nach meinem Baselbieter Landsmann Carl Spitteler, das literarische Idol meiner Jugend, und zwischen 1949 und 1953 war ich sein Sekretär (erst ein Jahr in Ravensburg, dann in Wilflingen). Die vielen Aufsätze, die ich über ihn geschrieben habe, bewegen sich zwischen Hagiographie und kritischer Ablösung. Ich habe über Jünger keinen Text vorzuweisen, der den Kern seines Werkes in der richtigen Mischung von Verbundenheit und Distanz trifft. Dennoch darf Ernst Jünger in diesem Buch nicht fehlen. Der Schock seines Werkes, seiner Art zu sehen, hat mich, wie viele andere, geprägt. Mit seinen frühen Schriften, bis hin zu dem unvergeßlichen Essay »Über den Schmerz« von 1934, hat Ernst Jünger mindestens zwei, wenn nicht drei deutsche Generationen in eine schöpferische Unruhe versetzt, von der sich die Jungen heute mangels Erfahrung keine Vorstellung machen können. Auch wenn er zur Zeit nicht Mode ist, kann kaum daran gezweifelt werden, daß die Geistesgeschichte seine Rolle als die eines großen Bewegers dieses Jahrhunderts festhalten wird.

Die folgende Beschreibung eines normalen Arbeitstages von Ernst Jünger erschien 1955 in meiner Jünger-Dokumentation »Die Schleife« und ist damit der früheste Beitrag in diesem Buch. Sie beschreibt nur Jüngers Umwelt, und ist deshalb wohl etwas vom Objektivsten, was ich über ihn geschrieben habe. Auch wenn Jünger selbst ausgespart bleibt, scheint mir das, was geschildert wird, doch zum Thema dieses Buches zu gehören. Zu jener Dokumentation ist noch nachzutragen, daß Roland Marwitz – als erfolgloser Schriftsteller oft ein scharfblickender Kritiker – damals an meinen Texten nicht ohne eine gewisse Berechtigung das »metaphysische Wehrmachtsdeutsch unserer Hochgestochenen« rügte. Für den Wiederabdruck 20 Jahre später habe ich die Schilderung nach Möglichkeit entpathetisiert – inhaltlich habe ich nichts verändert. Zum Verständnis des Textes ist notwendig, sich daran zu erinnern, daß Ernst Jünger in der Mitte der fünfziger Jahre neben Gottfried Benn der meistdiskutierte deutsche Schriftsteller unter den Lebenden

In unserem Zeitalter der Ersatzreligionen ist dem Schriftsteller zu seiner Funktion des Bücherschreibens noch eine andere aufgebürdet: er wird – ob er will oder nicht – außerdem noch zum Seelsorger, ja zum Seelenführer. Mehr und mehr Leser wollen sich nicht mehr damit begnügen, dem Schriftsteller bloß in seinem Buch zu begegnen. Sie wollen ihm unmittelbar begegnen; sie schreiben ihm oder sie suchen ihn auf, um ihn zum Ratgeber zu machen – und um sich in der Begegnung mit ihm zu bestätigen. Damit ist der private Mensch im Schriftsteller nicht mehr das, was neben dem Bücherschreiben übrig bleibt. Dieses Private beginnt vielmehr für den Leser zu wuchern und macht mehr und mehr das Werk, in das der Autor sein Bestes steckte, zur Nebensache. Von einem gewissen Grad der Berühmtheit an entgeht heute kein Schriftsteller mehr diesem Zugriff.

Übrigens wendet auch der moderne Schriftsteller selbst seinem Leben größere Aufmerksamkeit zu. Das zeigt, daß jener Vorgang nicht zufällig ist. Aber dem echten Schriftsteller bleibt sein Leben in schmerzhafter Weise zuletzt doch nur Rohstoff seines Werkes – es bleibt als leere Hülle zurück. Der geschilderte Leser jedoch sucht sich gerade dieser Hülle zu bemächtigen.

Gegenüber dem Zugriff kann man sich auf zweierlei Weise verhalten. Der eine Schriftsteller gibt sich dem Anspruch der Leser hin. Er liest öffentlich aus seinem Werk, er nimmt an Tagungen und Podiumsdiskussionen teil, wird Mitglied von Akademien und Preisgerichten, äußert sich über die Schriften der Zeitgenossen, nimmt Stellung zu den Fragen des Tages, signiert in Buchhandlungen seine Bücher. Nur bei wenigen leidet das Werk dabei nicht Schaden. Deshalb schließt sich der andere Schriftstellertypus ab und versucht, dem Betrieb nur ein Mindestmaß seiner Kraft zu widmen.

Ernst Jünger gehört zum zweiten Typus. Seine von Natur nicht sehr gesellige Art hat ihn wohl mit zu dieser Wahl bestimmt. An Jüngers Beispiel soll, im Ablauf eines durchschnittlichen Arbeitstages, gezeigt werden, gegen welche Widerstände eine moderne Schriftsteller-Existenz sich verwirklichen muß.

Das Problem stellt sich zunächst einmal geographisch. Nach einer Zwischenlösung in einer kleineren oberschwäbischen Stadt (Ravensburg), die zu günstig an den vielbefahrenen Zufahrtsstraßen zum Bodensee lag, hat sich nun eine beinahe ideale Lösung gefunden. In dem übervölkerten Westdeutschland stößt man nicht oft auf einen Ort, der wie dieses Bauerndorf (Wilflingen) mehr als zehn Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt liegt. Auch die großen Autostraßen führen fern vorbei. Ein spärlich fahrender Autobus besorgt die lose Verbindung mit dem nächsten Städtchen (Riedlingen an der Donau). Weder Hotel noch Industrie finden sich in dem Dorf. (Das letztere hat sich inzwischen auch geändert.) Die Äcker stoßen bald auf die dichten (wenn auch etwas zu regelmäßigen) Wälder, die den Ort im Ring umfassen. Nur nach einer Seite ist der Ring offen und läßt den Blick frei auf die letzten Ausläufer der Schwäbischen Alb, welche sich gegen das hinter den Wäldern liegende weite Donautal schieben.

Um das Dorf steht ein Geviert von Mälern der keltischen Frühzeit, deren Schwergewicht um das fünfte Jahrhundert vor Zeitrechnung hier an der schwäbischen Donau lag. Von hier aus ist Brennus nach Rom gezogen. Drei der Mäler sind mächtige vorgeschichtliche Burgen, deren lange Wälle noch sichtbar sind. Die ersten beiden nennt der Volksmund Heuneburg: die eine liegt als Fluchtburg versteckt im Wald fern der Verkehrswege; die andere (und bekanntere), aus dem das Stromtal begrenzenden Plateau herausgeschnitten, ragt beherrschend in die Donau-Mulde hinaus. Die dritte Burg jedoch, wie die erste auf einer zurückliegenden waldigen Kuppe angelegt, nennt man einfach Alte Burg. Das vierte der Mäler ist das Hohmichele, ein vierzehn Meter hohes Fürstengrab in Form einer Stumpfpyramide, an der die von Ausgräbern gerissenen Furchen längst wieder vom Gesträuch überwuchert sind. Auch sonst ist in diesem Streifen zwischen Alb und Donau überall die Vorzeit gegenwärtig. Auf jedem Gang stößt man auf die runden Grabhügel, die Reste von Schanzen im Wald oder auf einen jener Hügel, deren mitten im Feld aufragende Form immer noch die gestaltende Hand erkennen lassen.

Aber nicht allein die Vorzeit ist in dieser Landschaft gegenwärtig geblieben. Drin im Forst liegt die Ruine der Schatzburg, ein alter Raubritterfelsen an einer längst verödeten Straße. Über dem Dorf steht von einer abgerissenen Kirche noch der gotische Turm mit seinem alemannischen Käsbissendach. Später scheint der Zug vom bajuvarischen Osten her stärker geworden zu sein: den Turm der heiteren Barockkirche, welche mit dem Schloß der Freiherren von Stauffenberg den Kern des Dorfes bildet, krönt eine Zwiebelkuppel.

So lebt der große Zeuge der nihilistischen Welt, der Deuter des technischen Zeitalters in einer Landschaft, in der die Schichten der Zeit aufgeblättert liegen. Das ist als Ausgleich so wichtig wie die zeitlose Welt von Gestein, Pflanze und Tier. Es bringt das in der Gegenwart Gesehene ins Gleichgewicht, rückt es in Proportion zu dem, was sich nicht verändert.

Das Haus

Die wirklich produktive Zeit eines Schriftstellers – die Zeit, in der er seine Bücher schreibt – ist knapp bemessen. Vielleicht sind es, von allen vorbereitenden Aufgaben abgesehen, nicht mehr als zwei bis drei Stunden im Tag. Auf diese kurze Spanne ist die ganze Schriftsteller-Existenz ausgerichtet. Darum muß auch das Haus auf sie hin eingerichtet sein.

Das dem Schloß gegenüberliegende Barockhaus, in dem der Verfasser der »Marmorklippen« wohnt, ist zur Freude der Liebhaber von Zufallsspielen die ehemalige Oberförsterei. Es ist geräumig, hat zwei Stockwerke. So kann der Sekretär oder wer sonst die Abschirmung gegen die Außenwelt zu besorgen hat, sich unten neben der Haustür einrichten. Im oberen Stockwerk liegt das Arbeitszimmer vorsorglich zwischen die Bibliothek und das Schlafzimmer gekeilt, die so Schleusen zum Betrieb im Haus bilden.

Das Arbeitszimmer und die Bibliothek sind mit Regalen vollgestellt. In dem einen stehen die Handbücher: Lexika, Wörterbücher und die Standardwerke der Käferkunde. In einer Ecke die Sammlungen, welche geplante Arbeiten vorbereiten sollen: Hamann, Léon Bloy, Bücher zur Symbolik der Farben. Daneben

Reihen, die besonders ans Herz gewachsen sind, wie die Collection de la Pleiade, die Bücherei der Abtei Thelem, die alte Kemptener Ausgabe der Kirchenväter. In einem Schaft für sich stehen neben den verschiedenen Drucken der eigenen Schriften die noch beim Autor verbliebenen Manuskripte in schönen Lederkassetten (wobei bei Jünger »Manuskript« noch wörtlich zu nehmen ist). Das Mikroskop ist in Griffweite, ebenso das aus alten Hauptbüchern geschnittene Papier, das für die Manuskripte verwendet wird.

Im Bibliothekszimmer nebenan findet sich viel antike Literatur, Franzosen und Russen, von den Deutschen hauptsächlich die Alten von Grimmelshausen bis Jeremias Gotthelf, auffallend wenig Zeitgenössisches. Großen Raum nehmen die Biographien ein, dann Vehses Hofgeschichten, Casanova, Tausendundeine Nacht. Bei den Reisetagebüchern ist eine besondere Ecke Büchern über Schiffbrüche eingeräumt. Auf dem naturwissenschaftlichen Regal stehen neben den neueren Handbüchern über die Pilze oder die Liliaceen auch die klassischen Folianten von Cuvier.

Im Korridor draußen lagern die übrigen Bücher, vor allem die langen Reihen der koleopterologischen Zeitschriften. Auffällig ist an dieser Bibliothek, daß sie fast ausschließlich Bücher enthält, welche Konkretes, Sichtbares, Faßbares bringen. »Systematische« Werke mit Allgemeinheiten sind selten. Der Zufall hat sie ins Haus gebracht, und sie stehen unbenützt im Winkel. Und gleich ergeht es jener modernen Literatur, die im unbestimmt Gefühligen verbleibt, in der Subjektivität der Stimmungen, oder die sich zu sehr an die vorübergehenden Konstellationen der Aktualität klammert.

Auf dem gleichen Korridor stehen auch die übrigen Sammlungen. Ein großer Schrank enthält in verglasten Schubladen die Tausende von selbstgesammelten Käfern, insbesondere der Gattung Sternocera, auf die sich Jünger spezialisiert hat. Daneben in einem anderen großen Schrank die umfangreiche Korrespondenz, die alten Tagebücher aus dem Ersten Weltkrieg. In ein Kartothekschränkchen ist die peinlich genau geführte Kartei zur Käfersammlung eingeordnet, dazu auf anderen Karten Stichworte zu geplanten Arbeiten und vor allem eine umfangreiche Sammlung von echten und angeblichen letzten Worten

von Sterbenden, die vielleicht einmal den Stoff für einen Essay abgeben wird.

Diese Sammlungen sind nicht tot; sie sind gehäufte, gehortete Wirklichkeit; sie sollen die Verbindung zum draußen Erfahrenen halten. Sie sind eine Art von Kraftspeicher. Jünger sammelt nicht nur Käfer, Bücher über Schiffbrüche, Letzte Worte. Auf den Gestellen des Arbeitszimmers stehen die Sanduhren, die ihn das »Sanduhrbuch« haben schreiben lassen. Dazwischen Versteinerungen, eine Reihe von Essenzfläschchen aus dem Orient, seltene Mineralien. An den Wänden Bilder und Stiche der Schlange, die im Opus Jüngers so viel bedeutet. Aber auch Blätter der befreundeten Maler hängen dazwischen: von Kubin, dem frühen Schlichter, Höll, v. Mandelsloh. An einem Schaft ist eine Maske jenes Maskenschnitzers befestigt, von dem eine Aufzeichnung im »Abenteuerlichen Herzen« berichtet.

Dies alles ist eine große Apparatur, die auf ein einziges Ziel ausgerichtet ist: auf jene zwei drei Stunden, in denen Jünger am Manuskript schreibt.

Einpendeln

Die Nachtarbeit der 20er Jahre, im revolutionären Berlin, hat Jünger längst aufgegeben. Die immer stärker werdende Bewußtheit des Opus verlangt zum Ausgleich viel Schlaf. Neun, ja zehn Stunden Schlaf sind die Regel. Und bei Krisen, nicht nur körperlicher Art, bleibt man am besten gleich ganz im Bett.

Heute aber ist ein guter Tag. Er beginnt um acht Uhr mit dem zum Ritual gewordenen Sprung in die Wanne kalten Wassers, im Winter nur kurz, jetzt im Frühjahr ausgiebiger. Das verscheucht den Schlaf. Beim Rasieren wird gesungen – nicht sehr melodisch, denn der Sinn für Musik erwacht nur in seltenen Augenblicken, aber fröhlich. Und bald wird der leicht hüpfende Tritt die Treppe herunter hörbar. Jünger macht einen kurzen Gang durch den ummauerten Garten: jenes Beet muß bald umgegraben werden, dieser Strauch wird gleich mit Bast hochgebunden. Dann geht es zum Frühstück.

Diese erste Hälfte des Vormittags ist eine Zeit des Einpendelns, des Ins-Gleichgewicht-Kommens nach der traumbefrach-

teten Nacht. Jünger liebt es, lange am Frühstückstisch zu sitzen. Post kommt in diesen abgelegenen Winkel glücklicherweise nur einmal täglich, um die Mittagszeit. So bleibt Zeit zum Plaudern, zum Blättern in einem Buch. Es ist die unbeschwerteste Zeit des Tages.

Die Tabu-Zeit

Gegen zehn Uhr geht Jünger in sein Arbeitszimmer. Seine Arbeitsökonomie hat ihn zu einem jener Schriftsteller gemacht, die sich an den Arbeitstisch setzen und mitten in dem Satz, in dem sie am Tag zuvor unterbrochen wurden, fortfahren können. Und die Feder wird bis zur Mittagszeit nicht abgesetzt.

Jünger sitzt an einer zweiten Niederschrift. Die erste Niederschrift des Essays, an dem er arbeitet, befriedigt ihn noch nicht. Darum wird der Text ein zweites Mal mit der Feder geschrieben. Und anschließend schreibt er ihn auch für den Setzer selbst in die Schreibmaschine. Diese weitere Möglichkeit einer Objektivierung wird nicht ausgelassen. Bis zum druckfertigen Text hat keine andere Person mit dem Manuskript zu tun.

Gegen elf Uhr wird das bedrohliche Geräusch eines vorfah-

Glücklicherweise hat er mehr Verständnis dafür, was eine feste Arbeitzeit bedeutet. Er wird einen Spaziergang in den Wald machen und um zwei Uhr wiederkommen. Das ging noch gut ab. Der Sekretär geht in Gedanken die drei häufigsten Kategorien von Besuchern durch – der Student scheint erfreulicherweise keiner von ihnen zuzugehören.

Erstes Intermezzo: die »Menagerie«

Da sind zunächst die Hysterischen, meist weiblichen Geschlechts. Das Nächtige und Untergründige in Jüngers Werk scheint sie anzulocken. Ihre Besuche sind am anstrengendsten, weil am unberechenbarsten. Was soll die Frau des Hauses schon sagen, wenn ihr auf der Treppe ein Wesen entgegenwankt, immer zwei Schritte vor und einen zurück, das mit ersterbender Stimme flüstert: »Schauer der Ehrfurcht umwehen mich – sind Sie seine Frau? ...« Aber eine Hannoveranerin ist nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen; Frau Gretha antwortet leicht sarkastisch: »Brauchen Sie ein Glas Wasser?«

Der Besuch der zweiten Kategorie, der Geltungsbedürftigen, hingegen spielt sich meist nach dem gleichen Ritus ab. Sie führen sich beim Autor ein: »Ich komme von Ihrem Kollegen X. in Y., der mir Grüße an Sie aufgetragen hat, und fahre von hier aus zu Heidegger weiter.« (Na warte, denkt Jünger, den nächsten Besuch dieser Art werde ich dem X. auf den Hals schicken.) Der Zweck dieser Besuche ist, in Zukunft ins Gespräch einflechten zu können: »Als ich das letzte Mal bei Ernst Jünger war, ist er auch der Meinung gewesen, daß ...« Oder: »Auch Ernst Jünger findet meinen Plan zur Durchführung europäischer Kulturwochen in Heinrichshausen an der Micke großartig.« Der so Heimgesuchte hatte aber während der Suada nur gottergeben »Ja, durchaus« genickt und war in Gedanken ganz anderswo.

Die dritte Gattung, die Klatschbasen, erkennt man an den gierigen Augen. Schon auf dem Weg die Treppe hinauf in die Bibliothek wird eilig jedes an der Wand hängende Bild auf seinen Klatschwert taxiert. Auf dem Fensterbrett sonnt sich behaglich eine Siamesenkatze. »Huch, das ist wohl Li Ping aus den ›Strahlungen‹?« Drin im Arbeitszimmer wird während des

Gesprächs nicht versäumt, die Farbe des Schlipses des Hausherrn genau festzustellen, und was auf dem Arbeitstisch ausgebreitet liegt, wird genau registriert von den herumliegenden Briefumschlägen bis zum zufällig dazwischengeratenen Wehrpaß von einst. (»Der unverbesserliche Militarist ...«) Schließlich muß man die Szene später den Freunden getreu vorspielen können – bis zum Schnarren, in das Jüngers Stimme verfällt, wenn man ihm die Zeit stiehlt. Schade nur, daß das einzige Photo Jüngers aus der Fremdenlegion nachher mit dem Besuch verschwunden ist. Man wird sich mühselig aus dem Ausland eine Kopie beschaffen müssen.

Die Post

Es läutet wieder. Diesmal ist es aber nur der Briefträger, der im Dorf die Funktionen des Posthalters, des Gemeindedieners und des Ausrufers auf sich vereinigt. Er lädt den Packen ab. Sein Umsatz hat sich beträchtlich gesteigert, seit Jünger hier wohnt.

Der Stapel kann ins Arbeitszimmer gebracht werden, denn es ist nun halb ein Uhr. Jünger nimmt eine erste Sichtung vor. Da sind die üblichen Anfragen nach Lesungen vor literarischen Vereinen. Der Rundfunk möchte ein Tonband besprochen haben. Ein Leser fragt, ob ihm der Autor zur längst vergriffenen Ausgabe einer Frühschrift verhelfen könne. Ein anderer möchte erklärt haben, weshalb Hitler in Jüngers »Strahlungen« den Decknamen Kniebolo trägt. Ein Wochenblatt ersucht um die Beantwortung einer Umfrage. Das wandert alles gleich zum Sekretär. Jeder Brief soll beantwortet, und zwar freundlich beantwortet werden. Das aber ist die Quadratur des Kreises – die meisten Briefschreiber sind schon beleidigt, wenn sie ihre Antwort nicht von Jünger persönlich erhalten. Auch das Bündel Rezensionen vom Verleger kriegt der Sekretär gleich mit. Er soll sie durchlesen und kurz berichten, was etwa drin steht.

Der immer noch ansehnliche Rest des Stapels wird von Jünger an den Mittagstisch genommen und dort, nicht zur Freude der Hausfrau, zwischen Suppe und Gemüse geöffnet. Briefe von Freunden, einer vom Verleger. Die muß er selber beantworten. Dann ist auch der obligate kuriose Brief dabei. Er ist mit

drei verschiedenen Farben geschrieben, kreuz und quer durcheinander. »... Man weiß von keinem (Welt-) Gericht, von keiner Verteidigung, man weiß gar nichts: Astralreligion 16 000 Jahre alt. Luther in Worms. Napoleon I. Wo Du nicht bist, Du Jesu Christ, da schweigen alle Flöten von Sanssouci ...« (Wie alle Zitate, nicht erfunden.) Da antwortet man besser nicht. Der Brief ist acht engbeschriebene Seiten lang, der nächste würde zwanzig Seiten lang sein. Da ist diese andere Epistel schon heiterer: »Von Ihrer derzeitigen Arbeit ›Heliopolis‹ vernehmend, teile ich Ihnen kurz mit, daß bei mir bereits ein unvollendetes Werk gleicher Richtung aufliegt. Hier gibt sich die Möglichkeit, gegenseitig in ergänzendem Maße dienen zu können. Ihr Gewinn wäre dabei weitaus schwerwiegender, da ich meiner privaten Lebenseinstellung genügen muß. Ich bin bereit, auf einen Kompromiß einzugehen. Mit kollegialem Gruß zeichnet Ihr wohlgesinnter ...«

Zweites Intermezzo: Rezensionen

Das Lesen der Rezensionen ist die graueste Funktion des Sekretärs. Die Jünger-Kritik hat sich seit langem, sowohl im pro wie im contra, in Schablonen festgefahren. Nur selten entrinnt ein Kritiker diesen Denkhülsen, ein Jürgen Rausch etwa oder Loose oder Rainer Gruenter. Selbst die Dosierung von Ja und Nein hat sich eingespielt: schlägt ein Buch durch, so gibt es drei Fünftel Lob und zwei Fünftel Zerrisse; liegt es schief, so verkehrt sich dieses Verhältnis. Erich Kästner hat sich in seiner Skizze »Marktanalyse« darüber lustig gemacht: »Der Kunde zur Gemüsefrau: ›Was lesen Sie denn da, meine Liebe? Ein Buch von Ernst Jünger?‹ Die Gemüsefrau zum Kunden: ›Nein, ein Buch von Gottfried Benn. Jüngers kristallinische Luzidität ist mir etwas zu prätentiös. Benns zerebrale Magie gibt mir mehr.‹«

Es gibt aber keine graue Tätigkeit ohne Gegengift. Zur Erholung vom Konformismus der Kritiker legt sich der Sekretär eine Sammlung von Jünger-Witzen an. Zu seiner Freude findet er in dem Rezensionen-Bündel ein neues Glied für diese Kette. Eine Zeitung hat aus Schnabels Bericht über seinen Weltrundflug folgende Tagebuch-Eintragung aus Tokio nachgedruckt: »Ich

duschte mich und legte mich aufs Bett. Unter dem Bett Pantoffeln mit dem Hotelnamen in Goldschrift obenauf. Auf dem Nachttisch lag eine Bibel. Ich griff nach der Bibel, kam mir aber plötzlich vor wie Ernst Jünger und stand lieber wieder auf.« Das muß oben zum schwarzen Kaffee gleich vorgetragen werden.

Die Eintragung aus Tokio hat auch oben Erfolg. Der Sekretär muß berichten, was er in letzter Zeit sonst noch gefischt hat. Ganz schön ist, wenn Krämer-Badoni über Hohoffs Kriegsbuch »Woina-Woina« schreibt, der Verfasser sei »dabei der Gefahr, daß heute in Deutschland Schlagfertigkeit plus Vornehmheit Ernst Jünger ergibt, so gut wie nie erlegen«. Aber es gibt auch Aggressiveres in der Sammlung, so von Peter de Mendelssohn: »Man wird (bei Jünger) den Verdacht nicht los, daß sich unten im Keller doch eine ganz kleine Folterkammer befindet, auch wenn man schon in der Halle über die Bibel stolpert.«

Der Sekretär hat sich noch ein anderes Spiel ausgedacht: die »Genealogie der Zerrisse«. Kommt ein besonders scharfer Zerriß, so bestätigt sich meist Jüngers Bemerkung, seine strengsten Kritiker seien diejenigen, die ihm nicht verzeihen könnten, einmal von ihm begeistert gewesen zu sein. Eben ist die Schrift von Max Bense erschienen, in denen von den beiden Autoren des Tages Jünger zu Gunsten Benns abgewertet wird; als bloßer Jugendstil-Autor sei Jünger wirklich nicht mehr auf der Höhe der Zeit. (Anmerkung von 1974: »Jugendstil« war damals noch eine negative Bewertung.) So etwas lockt, im Briefschrank unter dem Buchstaben »B« nachzugraben. Und wirklich komm ein vergilbter Feldpostbrief Benses zu Tage: »... Ich darf e Ihnen sagen: ich sehe in Ihnen den wesentlichsten Katalysato innerhalb der Chemie des Geistes dieser Epoche, die eine Chemie der Wahrheiten ist, insofern es sich um saure, basische ode neutrale Reaktionen auf Wahrheiten (selbst relative) handelt

Der unbekannte Leser

Der Sekretär hat die wenigen bemerkenswerten Stellen in d Rezesionen rot angestrichen. An einer stellt ein Kritiker fe Jünger habe einen »unvollständigen Olymp«. Jüngers Ko

mentar dazu: zusammen mit dem seines Bruders Friedrich Georg Jünger sei sein Olymp schon vollständig.

Jünger hat inzwischen seine Post zu Ende gelesen. Es war ein Glücksfall darunter – der Brief eines jener idealen Leser, für die das Werk geschrieben ist, weil sie zu lesen verstehen. (Ideal ist an ihnen auch, daß sie in der Besucherkette selten zu finden sind, weil sie zwischen Werk und Autor zu unterscheiden wissen.) Der Brief enthält eine Kritik, die an die Wurzeln geht: »... Würden Sie dem Denken grundsätzlich nur subjektiven Funktionswert in den bewußten Auseinandersetzungen mit den gefährdenden und zerstörenden Übermächten der Zeit zuerkennen – oder ist Ihnen eine irgendgeartete Erfahrung zugänglich oder je zugänglich gewesen, die im Denkvorgang selbst ein Tor zu einer objektiven Welt-Habe eröffnet? – Ich weiß, daß diese Frage ungenügend formuliert ist, vielleicht aber doch deutlich macht, was ich erfragen möchte? Es gibt im ›Sizilischen Brief an den Mann im Mond‹ eine Stelle, die ich immer erneut mit starker, ja strahlender Zustimmung lese. Das ist das Erlebnis am Monte Gallo: ›... ich fühlte die Augen dieses Tales voll Aufmerksamkeit auf mir ruhen. Mit anderen Worten: es war unzweifelhaft, daß dieses Tal seinen Dämon besaß.‹ Hier gehen objektive Wahrnehmung und subjektives Denken als höchster Bewußtseinsakt beglückend klar ineinander auf ... Etwas Ähnliches wäre über den ›Grünspecht‹ im ›Abenteuerlichen Herzen‹ zu sagen. Diese Stellen (und andere mehr) sind Dokumentationen dafür, daß Sie Höhen denkenden Bewußtseinsfluges kennen, die auf dem Felde geistiger Empirie von einem Austausch mit den Inhalten und Bewegungen des ›Weltgeistes‹ hohe Kunden geben. Das sind wahrhaftig nicht nur vom Bewußtsein geprägte Medaillen, deren Rückseite wir nicht kennen. Hier gibt es für mich weder Vorder- noch Rückseite, hier herrscht hohe, umfassende Ganzheit.« Bis hierhin unterscheidet sich der Brief nicht von so manchen verehrenden Briefen.

Dann aber fährt der unbekannte Leser fort: »Was mich aber zu der am Anfang meines Briefes formulierten Frage veranlaßt, ist das nie zu unterdrückende Empfinden, mit den eben erwähnten Beispielen nur glücklichen Zufallsspielen beizuwohnen, die aufs Ganze Ihres Denkens und Ihrer Intelligenz keine tragenden und fortwirkenden Folgen ausüben. (Auch das ist zu abrupt

formuliert. Es soll keine Kritik und kein ›Rechten‹ sein.) Nur will es mir schweren Mangel bedeuten, daß in ›Heliopolis‹ zum Beispiel die Schicksalsprobe der Liebenden nicht unter den hohen, reinen und klaren Forderungen des Bewußtseins erfolgt, sondern unter den Einwirkungen jener geheimnisvollen Hanf-Droge in die Lorbeernacht mündet. Einen ›Lorbeertag‹ aus Ihrer Feder würde ich mir mehr wünschen! Wäre diese Szene nicht eine einzigartige Gelegenheit gewesen, das Sakrament aus einem hellen und lichten Bewußtsein zu feiern, wie es unseren Tagen angemessen wäre – und wie Sie schließlich es feiernd beschreiben, nachdem Sie im wahrsten Sinne des Wortes mit jener Landschaft am Monte Gallo und ihrem ›Geiste‹ kommunizierten? Dann wäre es auch möglich, solche Gestalten wie Phares und den Regenten aus ihrer vielen Mißverständnissen unterworfenen Anonymität zu befreien und sie in ein gestaltendes Licht zu rücken, wie es kaum sonst einem Dichter unserer Zeit gelingen könnte. Ich glaube zu ahnen, daß solche Gestalten, wie die eben erwähnten, in unauslotbare Seinstiefen führen, aber als dichterische Form noch Schemen blieben ...«

Spricht da der Anhänger einer esoterischen Lehre, eines »Wissens«? Wie auch immer – der Brief zielt mitten in die Problematik des Jüngerschen Opus, bei aller Ehrerbietung. Aber solche Briefe, solche Kritik sind selten. Hier findet wirklich ein Dialog zwischen Leser und Autor statt. Aber der Autor kann wohl nur mit seinem Werk antworten.

So bricht nach der konzentrierten Arbeit mit der Post die »Welt« in die dörfliche Stille – die »Welt« mit ihrer zersplitternden Spannung und zuweilen auch ihrem fruchtbaren Anstoß. Zwischen zwei und drei Uhr legt sich Jünger gern zu einem kurzen Schlaf nieder. Heute ist das nicht möglich, denn der Besuch des Studenten ist auf zwei Uhr festgelegt. Gerade Zeit, noch eine Patience zu legen.

Drittes Intermezzo: Besuch beim Autor

Der Besucher sitzt seinem Autor in dessen Arbeitszimmer gegenüber. Er ist erwartungsvoll und scheu zugleich. Auf diesen Augenblick hat er seit Jahren gewartet – seit er zum ersten

Mal von einem Buch dieses Autors gepackt worden ist. Der Autor ist ihm zu einem Begleiter, ja zum Mentor geworden, und dieser Augenblick soll nun die Krönung jener vielen Augenblicke sein, in denen ihn das Wort dieses Mannes verwandelte. Er glaubt in dem Menschen, dem er nun gegenübersitzt, alles konzentriert, was ihn erschüttert hat.

Dem Autor wird es angesichts dieses erwartungsvollen Blickes unbehaglich. Er sagt sich: schon wieder einer, der von dir erschüttert werden möchte. Welch ein Irrtum! Du suchst den, der gar nicht hier sitzt. Du suchst das Produkt einer doppelten Begegnung: der Begegnung des Autors mit dem Wort, und dann der Begegnung dessen, was daraus entstanden ist, mit Dir, dem Leser. Das Ganze nennt man das Werk. Eben habe ich wieder das Stück einer solchen Begegnung hinter mich gebracht, und bin nun ausgepumpt. Aber das kümmert Dich kaum. Du hast nun einmal die weite Reise gemacht und willst nicht um Deine Erschütterung betrogen sein. Das kann nicht gut ausgehen.

Der Besucher schweigt immer noch erwartungsvoll. Etwas sprechen müssen wir schließlich. Ich werde ihn fragen, wie er hierhergekommen ist. Au – das ging daneben. Sein Gesicht markiert Enttäuschung; er hatte wohl Bedeutenderes erwartet.

Endlich, das Gespräch ist in Gang gekommen. Die Frage nach dem Herweg hatte doch das Gute, daß er nun von den Gruben berichtet, in denen er eben drei Wochen gearbeitet hat. Das Gestein, das sich dort findet, die Abbaubedingungen, die Klimastürze – das interessiert mich. Das ist Wirklichkeit, auf die bin ich begierig, von ihr bekomme ich nie genug. Aber warum erzählt er mir nicht natürlich, ungehemmt – so, wie er seinen Freunden nach der Rückkehr ins Semester berichten wird? Natürlich, er spricht immer noch zu der Statue, die er sich von mir geschaffen hat. Ein langweiliger Kerl, diese Statue! Ich freu mich auf das nächste Gespräch mit einem Bauern im Dorf, der noch kein Buch von mir gelesen hat. Ich muß bald wieder reisen, um Menschen zu begegnen, die die Statue nicht kennen. Hin und wieder spukt der andere, der zwischen zehn Uhr und Mittag an diesem Arbeitstisch saß, in das Gespräch. Ein Satz, den ich heute früh formuliert habe, ist mir eben in meine Antwort gerutscht. Aber was hilft es? Der Besucher kann gar nicht finden, was er suchte. Er wird enttäuscht sein.

Der folgende Brief dürfte zu dem Vorgang passen (er wurde noch zu der Zeit geschrieben, als Jünger in Kirchhorst wohnte): »Mein Neffe besuchte Jünger letzten Sommer auf seinem ›Kirchhorst‹, wo er wie ein verkannter Prophet throne und seine ›Jünger-Jünger‹ empfange, um mit ihnen Monologe in Jünger-Zitaten zu führen. Mein Neffe war tief enttäuscht. Man könne nicht vernünftig reden mit ihm. In seinem Wesen vereinigen sich eben doch viele preußische Eigenschaften in erschreckendem Maße: die mit einer vollkommenen Humorlosigkeit verbundene Enge .. Lassen wir ihm seine Eisblumen, welche manchmal wirklich von vollendeter Schönheit sind – aber erwarten wir davon keine Früchte!«

Subtile Jagd

Der Besucher ist gegangen. Ein schales Nachgefühl ist geblieben. Der tägliche Gang wird es vertreiben.

Zwischen drei und fünf ist die Zeit für diese Spaziergänge, manchmal dauern sie auch länger. Wenn die Jahreszeit es verlangt, wird diese Zeit auch zur Arbeit im Garten verwendet, zum Umgraben der Beete oder zum Pflanzen.

Jünger ist kein Mann des romantisch unbestimmmten Schweifens. Seine Gänge müssen ein bestimmtes Ziel haben. Zu anderen Jahreszeiten kann es die Pilzsuche sein oder ein Bad in der Lauchert oder auch der Besuch eines Tümpels auf dem gegenüberliegenden Bergrücken, wenn dort die Kröten quakend ihre Laichketten durch das trübe Wasser ziehen. Heute soll auf Käferjagd gegangen werden. Der Sohn, der die Beobachtungsgabe des Vaters geerbt hat, kommt mit.

Zur Käfersuche braucht es Handwerkszeug. Dazu gehört zunächst ein Stock. Mit ihm werden nicht nur Kuhfladen umgedreht, unter denen sich oft die farbenprächtigsten Käfer finden; er dient auch dazu Büsche abzuklopfen, unter die dabei ein ausgespannter alter Regenschirm gehalten wird. Für Flugkäfer ist ein Handnetz dabei. Und alles, was gefangen wird, mit dem Schirm oder dem Netz oder manchmal auch mit der bloßen Hand – all das wandert in ein kleines, mit Äther gefülltes Fläschchen, um dort schnell auszuzappeln.

Den Bummelgang des Intellektuellen kennt Jünger nicht; zu diesen Gängen gehört der vom Ziel bestimmte Schritt. Bis zu den Käfergründen wechselt das Tempo kaum, gehe es nun geradeaus oder rauf und runter. Und unablässig wird beobachtet. Ein Bussard kreist über der Lichtung und stößt wie ein Pfeil auf eine Feldmaus herunter. An der Wegkreuzung steht, halb in den Rain versunken, eines jener uralten, von Moos überzogenen Steinkreuze, bei dem die gedrungenen Balken alle noch gleich lang sind. Die Bauern nennen sie Schwedenkreuze. Daneben zeigt aufgewühlte Erde, wo Wildschweine nach Wurzeln gegraben haben.

Diese Gänge sind zusammen mit dem Schlaf die Kraftquellen, die dem nie aussetzenden Bewußtsein die Waage halten. Der durch die Arbeit entleerte Organismus beginnt sich wieder aufzuladen und kommt ins Gleichgewicht.

Am Mikroskop

Von etwa fünf bis sieben Uhr erstreckt sich eine zweite Arbeitszeit. Sie gilt den Nebenarbeiten. Zuerst wird die Ausbeute der Käferjagd gesichtet. Jünger übt sich da bewußt in der Wahrnehmung einfachster sichtbarer Fakten, »ohne Conclusionen machen zu wollen; es ist gewissermaßen auf unterster Stufe Exerzitium im Sehen«.

Die Tiere, zum Teil winzig klein, werden aus dem Ätherfläschchen geholt und mit Stecknadeln auf ein Korkplättchen gespießt. Dann wird unter dem Mikroskop eine erste, noch oberflächliche Bestimmung vorgenommen. Ihr Ergebnis wird später mit Hilfe der Handbücher überprüft und hierauf in die Kartei eingetragen. Findet sich etwas, was den Nachschlagewerken noch nicht bekannt ist, so wird das einer der entomologischen Fachzeitschriften mitgeteilt. Die »Entomologischen Blätter« brachten eben von der Ausbeute der letzten Reise:

»Rodolia Cardinalis Muls. Diese australische Coccinellide ist vor Jahren nach Südfrankreich zur Bekämpfung der an den Orangebäumen lebenden Schildläuse eingeführt worden. Ich klopfte sie im Juni und Juli der Jahre 1950 und 1951 am Cap d'Antibes von Meerstrandkiefern. Sie waren dort nicht selten.

Neben der Stammform und verschiedenen Spielarten kam auch die ab. obnubilatus vor, die Weise in der Wiener Entomologischen Zeitung XXXIX, p. 104, beschrieben hat. Da das Tier als eingebürgert gelten kann, muß sein Name den Rodolia-Arten des Winkler-Katalogs beigefügt werden.

Ernst Jünger, Wilflingen.«

Nun muß der Zeitschrift noch von der letzten Fahrt in Richtung Bodensee berichtet werden: »Corymbites Purpureus Poda, ein Käfer, den man meist nur vereinzelt trifft, begegnete mir in großer Anzahl in dem bei Ravensburg gelegenen Höll-Walde. Die Tiere krochen auf einer nur wenige Quadratmeter großen, weißen Sandbank umher, die mitten in einem dichten Baumbestand gelegen war. Sie verschwanden dort in den Nesteingängen einer Erdbiene und tauchten jedesmal nach einem Aufenthalt von etwa einer halben Minute wieder daraus hervor. Ich nahm sieben Käfer mit, die sich sämtlich als Männchen herausstellten. Die Bienen wurden von Herrn Clément, Ravensburg, als Andrena parvula K. bestimmt. Ernst Jünger, Wilflingen.«

Aber diese abendliche Arbeitszeit kann nicht nur am Mikroskop verbracht werden. Es müssen auch die Briefe erledigt werden, die eine persönliche Antwort verlangen. Und manche vorbereitende Arbeiten für die Manuskripte müssen getan werden.

Auspendeln

Um sieben Uhr ist Abendessen. Nachher legt sich Jünger noch mit einem Buch auf das Sofa im Wohnzimmer. Am Tisch daneben spielt die Frau des Hauses mit Sohn und Sekretär Skat. Bei diesem Spiel gilt es sich zu konzentrieren, wenn man darin, wie der Sekretär, ein Anfänger ist. Doch Jünger kennt keine einlinige Konzentration.

Der Sekretär muß sich an den verwirrenden Tatbestand erst gewöhnen. Zum einen liest Jünger in seinem Buch. Und wenn ihm eine Stelle darin Spaß macht, ließt er sie vor. Gleichzeitig aber nimmt er das Gespräch am Tisch mit, handle es nun vom Skat oder von anderem, und wirft hie und da eine Bemerkung dazwischen. Drittens aber geht ihm noch ein Gespräch dieses

wirrend; nicht immer merkt man gleich, wo angesetzt wird. Verwirrend sind auch die oft ungewohnten Größenordnungen. Kommt beispielsweise die Rede auf einen Gast, mit dem Jünger sich gut unterhalten hat, so kann sich ergeben, daß eine kleine Nebenbemerkung Jünger am eindrücklichsten geblieben ist. Verwirrend – aber dem Opus ist abzulesen, daß in all dem doch eine Ordnung stecken muß.

Gegen neun Uhr geht Jünger in sein Schlafzimmer. Dort liest er vielleicht noch eine Stunde und löscht dann. Doch damit ist der Zusammenhang keineswegs völlig abgebrochen. Jünger träumt jede Nacht. Was auf dem Grunde sich abspielt während der Nacht, greift dann auf das Bewußtsein über. Und wie Jünger am Tag bei der Arbeit genau dort weiterfährt, wo er am Tag zuvor aufgehört hat, so knüpft ein Traum an den andern an.

Die Träume laufen stets in der gleichen Landschaft mit genau umrissener Topographie ab. Aber mit jedem Traum schließt sich neues Gelände an: da ein Straßenzug, dort ein merkwürdiges Gebäude oder ein Moorstrich. Ähnlich steht es mit den Figuren, die sich in dieser Landschaft bewegen und dann an verschiedenen Stellen des von »submarinem Zusammenhang« geprägten Werkes auftauchen. Einzelne, wie Dorothea, halten immer gleiche Distanz. Andere, der Diakon beispielsweise, beginnen sich erst langsam vom Hintergrund zu lösen. Dritte wiederum, am anschaulichsten wohl der Oberförster, wachsen mehr und mehr, bis sie zuletzt im Buch als farbige, plastische Personen vor uns stehen, nachdem sie in früheren Schriften schon andeutungsweise aufgetaucht sind.

Ohne diesen ständigen Zustrom ins Bewußtsein – aus einem Bereich, der trotz aller Traumschärfe nur mit Ausläufern ins Bewußtsein ragt – ist Ernst Jüngers Werk nicht zu denken. Ein waghalsiger, unablässiger Ausgleich zwischen dem von unten Andrängenden und der bewußten Formkraft zieht sich durch dieses Werk. Von ihm geht die Spannung aus, die stets an Jünger zu spüren ist und zu seinem Vergleich mit einem nie aussetzenden Motor geführt hat. Er selber sagte einmal von seinem Arbeitstag: Ich arbeite vierundzwanzig Stunden am Tag.

24. Die Magniskribenz (I)

Mit vielen aus meiner Generation habe ich gemeinsam, daß für uns die Beschäftigung mit Dichtung die Stelle einnimmt, die früher die Auseinandersetzung mit Theologie und Philosophie innehatte. Von dem, was ich über meine Lieblingsdichter unter den Zeitgenossen – zuallererst Hans Henny Jahnn, dann Wilhelm Lehmann, Oskar Loerke, Georg Britting, Friedrich Georg Jünger, Ernst Wilhelm Eschmann – geschrieben habe, seien hier diese beiden Stücke über Heimito von Doderer abgedruckt. Doderer erleichtert dem Kritiker die Formulierung durch den fast pedantischen Parallelismus seiner Erzählung und seiner Theorie.

Spitznamen sind selten in der deutschen Literatur. Der Österreicher Heimito von Doderer (1896–1966) hat von Armin Eichholz einen angehängt erhalten: »Magniskribenz«. Der Kritiker wollte damit zweierlei sagen: daß da noch einmal ein Schriftsteller in die Rolle eines Rektors des Geistes und der Gewissen hineingewachsen sei, aber auch, daß diese Rolle nicht mehr ganz selbstverständlich wirke. Doderer war sich seiner paradoxen Situation durchaus bewußt, Geistesfürst in einer durcheinandergeratenen Zeit zu sein. Nicht zufällig hat er sich zeitlebens hinter einem Schutzpanzer von Skurrilität, hinter einem etwas chargierten Zelebrieren des k.-k. österreichischen Gesellschaftszeremonials verschanzt. Seine wirklichen Umrisse beginnen erst jetzt, aus Abstand, sichtbar zu werden.

Doderers Rang wird auf dem Hintergrund der Krise des Romans erkennbar. Der große Roman war seit Jahrhunderten eines der wesentlichsten Werkzeuge zur Erfassung der Wirklichkeit – und zwar der Wirklichkeit in ihrer Totalität. In den letzten Jahrzehnten aber leierte dieses Werkzeug zunehmend aus, es faßt die Wirklichkeit kaum mehr. Sie entglitt dem Romanschriftsteller mehr und mehr, sie reduzierte sich auf eine kleine Nuß in seiner Stirnhöhle. Die Einheit des Romans zerfiel in Gehirn- und Stil-Akrobatien einiger hoher Artisten auf der einen Seite und auf der andern Seite die bloße Dokumentation, die den Stoffhunger der Lesenden brutal und abstandlos befriedigt. Wirkungsvoll haben sich im Bereich der deutschen Literatur seit 1945 nur drei Schriftsteller gegen die Aushöhlung des

Romans gestellt: Hans Henny Jahnn mit seiner Trilogie »Fluß ohne Ufer« (1949–61); Wolf von Niebelschütz weniger mit dem überschätzten »Blauen Kammerherrn« als mit »Die Kinder der Finsternis« (1959); am glücklichsten Doderer mit seinen drei großen Romanen: »Die Strudlhofstiege« (1951), »Die Dämonen« (1956) und die unvollendete Tetralogie »Roman Nr. 7« (mit einem vollendeten ersten Teil »Die Wasserfälle von Slunj«, 1963, und einem Fragment »Der Grenzwald«, 1967).

Die Aushöhlung des Romans war für Doderer mehr als ein bloß literarisches Problem. Sein ganzes Leben lang bewegte ihn die eine große Frage, was mit dem Menschen geschieht, dem die Wirklichkeit auf ein dünnes Gerippe von Abstraktionen verdunstet. Dieses Restprodukt hat er die »zweite Wirklichkeit« genannt und damit etwas Ähnliches gemeint wie Hans Freyer mit den »sekundären Systemen« (in »Theorie des gegenwärtigen Zeitalters«, 1955). Das Verfehlen der Wirklichkeit als eines Ganzen ist denn auch die Krankheit, die uns alle aushöhlt – und die großen Konservativen erkennt man daran, daß sie hier ansetzen. Nur Ahnungslose meinen, es gehe den Konservativen um das Bewahren irgendwelcher Zustände oder gar um das Wiederherstellen vergangener Zustände. (Drum wäre wohl auch die Bezeichnung »Realist«, als Gegensatz zu »Utopist«, richtiger als das mißverständliche »konservativ«).

Wie hat Doderer dem Roman die Wirklichkeit wiedergegeben? Er affektierte, bloßer »Chronist« wirklich geschehener Ereignisse zu sein. Er war stolz auf lange Papierrollen, die komplizierte »Partituren« seiner Romane enthielten – Partituren, die angeblich vor dem Schreiben des ersten Satzes den Inhalt bis ins kleinste Detail festgelegt hatten. Das alles ist jedoch Vordergrund. Seit Ende der 20er Jahre rekonstruierte Doderer aus Erinnerung und Erfahrung eine komplette Welt in sich, aus der ein Vierteljahrhundert später die »Strudlhofstiege« und die »Dämonen« sich als reife Früchte ablösten. Wer ihn damals nach dem Erscheinen des zweiten dieser Wälzer traf, erschrak: Doderer war wie ausgepreßt, ausgelaugt. Und man registrierte dann Ende der 50er Jahre erlöst Symptome, die darauf schließen ließen, daß der Sechzigjährige noch einmal eine Welt in sich hatte ansetzen lassen – eine, die mit derjenigen der »Strudlhofstiege« und der »Dämonen« außer dem Schauplatz Wien

(vor und nach dem Ersten Weltkrieg) nichts gemein hatte. Doderer hat diese Alters-Tetralogie nicht vollenden können, aber ihr erster Band, »Die Wasserfälle von Slunj«, wurde zum schönsten, zauberhaftesten, unangestrengtesten aller seiner Bücher.

Doderer hat eine Welt in sich ansetzen lassen. Sein Leitspruch als Romancier, von seinem Lehrer Albert Paris Gütersloh formuliert, lautete: »Die Tiefe ist außen«. Das erinnert an den »nouveau roman«. Doch Doderer war kein Doktrinär, der sich in der sturen Beschreibung des Gegenständlichen erschöpfen mochte. Er öffnete nicht nur diese eine, sondern alle Schleusen der »Apperzeption« (wie er in der Terminologie seines anderen Lehrers, des Psychologen Hermann Swoboda, beharrlich sagte). Aber er ließ sich nicht einfach im Strom der Erinnerung treiben; im Gegensatz zu Proust und jeglichen Filiationen des Surrealismus wußte er aus dem Strom wieder auszusteigen. Das eigentliche Geheimnis Doderers ist die Balance eines scharfen Intellekts und einer äußerst empfänglichen Sensibilität. So wie Arnold Gehlen ist er eine eindrucksvolle Widerlegung des landläufigen Vorurteils vom »irrationalen« Konservativen. Der Konservative glaubt keineswegs, daß der Intellekt alles kann. Aber er weiß, daß das, was jenseits des Verstandes verankert ist, durch diesen artikuliert werden muß. So auch Doderer: nie wird sein scharfer Verstand selbstherrlich, nie verliert er den Kontakt mit der Wirklichkeit. Andererseits bleiben seine so gierigen Aufnahme-Organe nie unkontrolliert (»Gerüche sind platzende Blasen der Erinnerung«). Drum bietet auch Doderers Werk etwas, was unter seinen deutschen Zeitgenossen sonst nur noch das Opus Wilhelm Lehmanns bieten kann: ein Gleichgewicht von Dichtung und Theorie. Wie Lehmann eine Poetik von geistiger Präzision vorgelegt hat, die seinen Gedichten nichts wegnimmt, so hat Doderer in den »Tangenten, Tagebuch eines Schriftstellers 1949–1959« (1964) eine Philosophie vorgelegt, die sich wie die andere Seite seiner Romane liest. Und wir wissen nicht, als was er mehr überleben wird: als Denker oder Erzähler. Wir wissen bloß, daß das eine das andere voraussetzte.

Die großen Romane und die »Tangenten« bilden den Kern des Werkes, darum herum einige kostbare Erzählungen wie »Die Posaunen von Jericho« (1958). Alles andere ist Vorstufe,

wie das vor der »Strudlhofstiege« Erschienene, oder es ist (gewiß reizendes) Beiwerk, wie der Kranz von Doderers Skurrilitätsprosa in der Art der »Merowinger« oder der Voyeur-Story »Die erleuchteten Fenster« (die Liebhaber der unzähligen Fußtritte in den »Merowingern« mögen uns verzeihen). Beiwerk auch die Stellen, wo der Neuösterreicher (die Familie ist zu drei Vierteln von sogenannt »reichsdeutscher« Herkunft, vor allem aus der schwäbischen Genie-Ecke) sich allzu beflissen von »den Deutschen« distanziert. Der Kern des Werkes ist dort, wo »nichts passiert«, wo hinter dem Vorhang des »endlosen Klatsches«, den ein Kritiker einmal feststellen zu müssen meinte, eine unendliche Stille »hörbar« wird. Doderers Werk hat Funktionen, die über die der Literatur hinausreichen.

25. Die Magniskribenz (II)

Kein Schriftsteller entgeht dem »Tunnel«. Der eine muß ihn schon bei Lebzeiten passieren, nach dem Tode bleibt er keinem erspart. Der Autor löst sich von uns, entfernt sich in der Röhre, und wir warten mit einem gewissen Beben darauf, wie er die Prüfung des Tunnels, der Distanz übersteht. Vielleicht haben wir ihn, aus der Nähe, überschätzt – vielleicht kommt eine recht kleine Gestalt am andern Ende heraus, mit zwei Zeilen in der Literaturgeschichte, einem schmelzenden Kreis von Adepten und einer immer noch rührigen Witwe.

Andere, eine Minderzahl, bestehen die Probe. Oft allerdings sehen sie anders aus, wenn sie drüben herauskommen; wir erkennen, daß ihre Bedeutung gar nicht in dem liegt, was wir an ihnen besonders liebten. Aber sie haben sich bestätigt, und wir gehen daran, ihr Opus neu zu sehen und anders zu erschließen. Es kommt die Zeit der historisch-kritischen Gesamtausgaben und des unvermeidlichen Streits der Deuter, es kommen die Mitteilungen der »Freunde von . . .« (dies vor allem in literarischen Ländern wie Frankreich) und der alljährliche Gang zum Grab.

Doderers Grab liegt in Grinzing. Gleichwohl steht seine Sa-

stammte aus der Heilbronner Gegend), und deshalb hat er manchmal zu viel aufs k.u.k.-Pedal gedrückt. Wohl jeder deutsche Leser der unvergleichlichen »Strudlhofstiege« hatte, sofern er nicht prinzipiell austrophil war, damit einige Schwierigkeiten auf den ersten hundert Seiten dieses Romans.

Übrigens war Doderers Abgott selbst ein solcher zugereister Wiener: Beethoven. Das und manches andere erfährt man aus einem Sammelwerk des Dodererschen Freundeskreises, das Xaver Graf Schaffgotsch sechs Jahre nach dem Tod des Autors unter dem Titel »Erinnerungen an Heimito von Doderer« im Biederstein Verlag herausgegeben hat, ein gegen dreißig Zeugnisse umfassender Band von zweihundert Seiten. Neben den spärlichen biographischen Angaben in Dietrich Webers Doderer-Monographie von 1962 und einigen verlagsoffiziösen Aufstellungen ist das die einzige biographische Quelle, die wir bisher zu Doderer besitzen. Sie steht einem vieltausendseitigen Werk gegenüber, das unablässig mit dem autobiographischen Bezug spielt, doch die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit bewußt im Unklaren läßt.

In dem Erinnerungsband stehen Belangloses, aufgepluderte Eitelkeit, dokumentarisch Wichtiges unvermittelt nebeneinander. Er gibt ein treffendes Porträt des Freundeskreises, um den man nicht herumkam, wenn man Doderer kannte. Der Meister schleppte den Besuch aus Paris gerne zu Leuten, über deren Bedeutung er vorher raunte, die er dann überschwenglich begrüßte und mit faustdicken Komplimenten zudeckte. Es schwirrte von »Dus«, doch wußte man nie genau, ob es das Adels-Du oder das Bohème-Du war; beides lief ineinander über in dieser Kaiserstadt, in der die Tapeten etwas zerschlissen waren und die Intimität reichlich mit Falltüren versehen. Man erlebt in dem Buch den ganzen »Doderer-Zirkus« nochmal, diesen Kreis halbgarer, sich gegenseitig lobender Literaten, den der Autor um sich herum tolerierte. (Es gab bloß einzelne Exkommunikationen; einer, der eben noch als ein außergewöhnliches literarisches Talent gepriesen worden war, konnte plötzlich nicht vorhanden, inexistent, sein.)

Gibt das Erinnerungsbuch aber ein ebenso treffendes Porträt von Doderer selbst? Man erfährt unendlich viel über die Art, wie er sich inszenierte, über die Ticks seiner Lebensführung,

über seine Wohnungen, seine Cafés und Beisels. Wer einmal (wie der Schreibende) von Doderer über die Stätten der »Strudlhofstiege« geführt wurde – »dort drüben, an jenem Tisch saß der Stangeler mit Paula Schachl . . .« –, erfährt mit leichter Ernüchterung, daß das ein oft geübtes Zeremoniell war. Überhaupt ist die ganze »Biographie«, die da entfaltet wird, nur ein einziges Zeremoniell. Über den Menschen. Doderer erfährt man – außer in zwei, drei Sätzen seiner Schwester Astrid – nichts, überhaupt nichts.

Vielleicht lüftet später einmal jemand, der ihm nahestand, den Vorhang ein wenig und macht uns bewußt, wie unbekannt uns der Mensch Doderer hinter dem Weaner Maskenspiel geblieben ist – dem altösterreichischen Formelkram, hinter dem er sich so gern versteckte. Vielleicht. Aber wir wären auch nicht erstaunt, wenn dann hinter der Fassade gar kein »Mensch« sichtbar würde, sondern nur eine unendliche Besessenheit, Wirklichkeit dem Wort einzuverleiben.

In dem Erinnerungsbändchen findet sich eine sehr bezeichnende Stelle: eine jener begeisterten Leserinnen, die man in Wien etwas boshaft »Strudlhofziegen« nannte, berichtet von ihrer Trauer über die Schleifung des Hauses zum Blauen Einhorn (im Alsergrund), das im Roman eine so zentrale Rolle spielt. Zu ihrer Verblüffung war Doderer selbst die Nachricht völlig gleichgültig. Das Haus hatte seinen Dienst getan, als Anstoß; es war nicht mehr wichtig. Es war in einen völlig anderen Bereich versetzt.

Das hat den Rezensenten nachdenklich gemacht. Er ist nämlich, seit er Doderer 1951 für sich entdeckte, nie nach Wien gefahren, ohne die Strudlhofstiege, drunten im Alsergrund, aufzusuchen. Vielleicht ist auch das bloß steriler Fetischismus? Daß der Österreichische Gewerkschaftsbund die bereits ihrer alten Lampen beraubte Stiege nun durch einen danebengepflanzten Betonklotz zu Tode quetscht, ist einer jener städtebaulichen Skandale, die sich in Wien zur Zeit häufen. (Und es ist ungerecht gegenüber Doderer, der am Ende seines Lebens, wie es sich für einen ehemaligen »illegalen« Nationalsozialisten von vor 1938 ziemte, Wahlpropaganda für die SPÖ machte.)

Aber auf Doderers Werk und dessen Weiterleben hat das überhaupt keinen Einfluß. Vielleicht sollte man die Stiege ein-

reißen. Man würde dann dem von einer kleinen Sekte gehegten Vorurteil, Heimito von Doderer sei ein Wiener Heimatdichter (wenn auch höheren Grades) gewesen, wenigstens diesen berühmtesten Boden entziehen.

26. »Nazis 1966«

Die Tätigkeit des politischen Publizisten ist in mancher Hinsicht unbefriedigend. Beispielsweise sieht er nur selten eine unmittelbare Wirkung dessen, was er schreibt. Er sucht das, was in der Luft liegt, zu formulieren, und ist ihm eine solche Formulierung gelungen, so versickert sie sogleich in das »allgemeine politische Bewußtsein«. Es wirkt dann halb komisch und halb auch frustrierend auf ihn, wenn ihn jemand mit Eifer zu etwas zu bekehren sucht, was er selber 14 Tage früher, jedoch präziser formuliert, in die Welt gesetzt hat. Man verzeihe deshalb, wenn ich den Abschnitt »Fettnäpfchen« mit meinem einzigen Artikel aus 30 Jahren publizistischer Arbeit beginne, der eine sofortige und sichtbare Wirkung hatte – und zwar eine wie Steppenbrand.

Nachdem man während der fünfziger Jahre die Deutschen als potentielle antibolschewistische Infanterie etwas besser behandelt hatte, setzte mit den bis heute ungeklärten Hakenkreuz-Schmierereien der Jahreswende 1959/1960, in- und außerhalb Deutschlands, eine neue antideutsche Welle ein. Es war zu spüren, daß hinter den von den Massenmedien hochgeputschten Ereignissen auch Provokation stecken mußte. Es kam also darauf an, Provokateure in flagranti zu erwischen. Das gelang erstmals mit der »Affäre Paris-Match« von 1966. Als mir Nr. 897 vom 18. Juni 1966 dieser Illustrierten in München in die Hände geriet, kamen mir die Fotos von den angeblichen Nazi-Partys in dieser Stadt sogleich nicht geheuer vor. Und der Reporter-Equipe von »Paris-Match«, welche diese angeblichen Enthüllungsfotos gestellt hatte, war ein folgenreicher Fehler unterlaufen: sie ließ in ihrer Reportage irgendwo den Namen »Peter Breuer« stehen. Mit zwei Telefonanten hatte ich den

Sachverhalt raus, fuhr zu Dr. Breuer und legte ihm die Reportage vor. Den von dort zur »Welt« nach Hamburg durchtelefonierten Artikel drucke ich hier unverändert ab; er traf dort eine Stunde vor Redaktionsschluß ein und erschien in der norddeutschen Ausgabe noch am 20. Juni. Die Recherchen der nächsten Tage ergaben dann, daß die Fotomodelle junge Deutsche waren, welche von den französischen Journalisten aus einer Bar in Schwabing mitgebracht worden waren . .

Die Illustrierte »Paris Match« hatte bisher den Ruf besonderer Seriosität und wurde in dieser Eigenschaft gerade gegenüber gewissen bundesrepublikanischen Produkten hervorgehoben. Nun, damit scheint es zu Ende zu sein. Kürzlich berichteten wir (die WELT vom 16./17. Juni) über die in massigen Schlagzeilen verbreitete Falschmeldung von »Paris Match«, beim Begräbnis von Sepp Dietrich in Ludwigsburg hätten 5000 ehemalige SS-Leute das Horst-Wessel-Lied gesungen. Die Chefredaktion der französischen illustrierten Zeitschrift wurde sogleich in mehreren Briefen auf die Unrichtigkeit dieser Meldung hingewiesen. Sie hat sich jedoch brieflich – unter anderem dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber – geweigert, die Falschmeldung zu berichtigen.

Aber nicht genug damit. In seiner Nummer 897 vom 18. Juni bringt »Paris Match« eine achtseitige, reich illustrierte Reportage »Nazis 1966« von einem gewissen Charles Taousson. Die Fotos sind mehrheitlich Aufnahmen von NPD-Versammlungen und NPD-Chefs. Man kann darüber streiten, ob es naiv oder eher abgeschmackt ist, Papa Thielen als »neuen Führer« vorzustellen. Uns interessieren hier zwei andere Riesenfotos. Es sind die eigentlichen Knüller der Reportage.

Auf ihnen sieht man laut Begleittext »Heimwehkranke nach dem Dritten Reich« mit NS-Kopfbedeckungen und Hakenkreuzarmbinden. Sie grölen und heben vor Miniatur-Hitler-Büsten den Arm zum Hitler-Gruß, Titel: »›Naziparty‹ in Bayern: ›Sie‹ leihen sich die Uniformen aus, ›sie‹ holen die Reliqien des Reiches hervor, trinken Bier, ›sie‹ singen im Chor das ›Horst-Wessel-Lied‹.« Einer hat sich auch gleich noch ein Eisernes Kreuz an den offenen Kragen gehängt.

Allerdings – wer diese beiden Fotos genauer anschaut, wird

stutzig. Zunächst: Diese Heimwehkranken sind Jünglinge nicht weit über 20. Wie sollen sie Heimweh haben nach etwas, was sie gar nicht mehr kennen können? Dann haben sie für »Neonazis« erstaunlich lange Haare. Es fehlen nur wenige Zentimeter zu den Beatles-Frisuren.

Monsieur Taousson hat eine Unvorsichtigkeit begangen. Er hat einen »Peter Breuer« in München als Besitzer der Uniformen genannt. Und wir erinnerten uns eines bekannten Münchner Originals, des Alfred-Weber-Schülers Dr. Peter Breuer, der eine der größten Kostümsammlungen der Bundesrepublik besitzt und von Kostümverleih und -verkauf an Museen, Film, Theater und Sammler lebt. Man findet bei ihm alles, von Bergleutetrachten und Diplomatenröcken bis zu den Uniformen sämtlicher kriegführender Mächte des letzten Weltkrieges. Sogar Westpoint gehört zu seinen Kunden.

Breuer hat auch einen stattlichen Bestand an Uniformen und Requisiten aus dem Dritten Reich. Diese Abteilung wird vom Filmgewerbe besonders eifrig benützt. Dr. Breuer machte sich daher keine besonderen Gedanken, als vor einigen Wochen eine Gruppe junger Franzosen samt einem Dolmetscher bei ihm auftauchte. Sie ließen sich vor seinen Regalen in SS-Uniformen mit erhobener Hand fotografieren. Und zuletzt mieteten sie sich Armbinden, einige Mützen und eine riesengroße Hakenkreuzfahne, die sie mitnahmen und nach einiger Zeit wieder zurückbrachten.

Der Leihschein trägt das Datum vom 2. Mai, ist auf »Paris Match« ausgestellt und verzeichnet als Leihgebühr den Betrag von 200 DM.

Breuers Erstaunen war groß, als er in der genannten Nummer des »Match« blätterte. Er erkannte auf den beiden Fotos sofort seine französischen Kunden wieder, die da mit kaum unterdrücktem Lachen »Nazi-Party in Bayern« mimten: das eine Mal in seinem Kostümlager, das zweite Mal vermutlich in einem Hotelzimmer.

Dabei ist das neckische Goldkettchen am erhobenen Grußarm des einen Pseudo-Nazis aufschlußreich. Man erinnert sich, daß die »Neue Welle« im französischen Film gern junge französische Décadents zeigt, die nach einigen Drinks zu Wagners Musik sich deutsche Stahlhelme aufsetzen und tiefsinnige Worte

von Todeslust lallen. Auch bei Jean Genet ist inzwischen der SS-Mann als besonders pikantes erotisches Reizobjekt aufgetaucht. Man sieht, wozu geschichtliche Katastrophen in ihren letzten Ausläufern gut sind. Hier ist eigentlich nur noch der klassische Spruch am Platz: Der letzte Reiz ist der Hustenreiz.

Aber das ist etwas, was die Franzosen unter sich ausmachen müssen. Für die Deutschen sind diese Dinge eine zu ernste und zu fürchterliche Angelegenheit, als daß sie zum Zeitvertreib für sich langweilende Blasierte werden könnte. Was uns hier allein angeht, ist der Umstand, daß so offensichtlich gestellte Fotos in einem Blatt wie dem »Paris Match« erscheinen konnten. Die Redaktion hat zumindest ihre Sorgfaltspflicht gröblich verletzt: Eine Reportage, die so diffamierend wirkt, sollte vor ihrer Veröffentlichung aufs genaueste geprüft werden.

27. »Paris-Match« kann's nicht lassen

Die Blamage des »Paris-Match« – und mit ihm des »Daily Express«, der jene gestellten Fotos mit der Überschrift »Für Hitler – ein Gruß von den Nazis« auch gebracht hatte – blieb nicht ohne Wirkung. Von da ab war die antideutsche Stimmungsmache genötigt, sich etwas subtilerer Mittel zu bedienen. Immerhin kam es zu einem Rückfall von »Paris-Match«, nämlich im Olympia-Jahr 1972. Darüber berichtete ich wiederum in der »Welt«.

Eine Begegnung am Rande der Olympiade. Vor dem Münchner Amerika-Haus radebrecht eine Französin mit einer Münchnerin. Ich biete mich als Dolmetsch an und werde gefragt, ob das Amerika-Haus wirklich von Hitler gebaut worden sei. Offensichtlich kann die Touristin den nüchternen Zweckbau ohne Profile und ohne Prachtsteine nicht mit ihrer Vorstellung von NS-Architektur zusammenreimen. Ich frage sie, wer sie denn auf diese unsinnige Idee gebracht habe. Zögernd streckt sie mir einen aus »Paris-Match« herausgerissenen Olympia-Stadtplan von München hin, der nicht nur mit gastronomischen Symbolen, sondern auch mit – Hakenkreuzen übersät ist. Sogleich steigt in mir die Erinnerung an die von »Paris-Match« inszenierte angebliche Geheimversammlung von »Nazis« in München hoch, die im Juni 1966 in der WELT als Schwindel entlarvt wurde, und ich gebe der Dame zu bedenken, daß die Pariser Illustrierte für die Bewältigung der deutschen NS-Vergangenheit vielleicht doch nicht das seriöseste Organ sei. Dieser Zweifel an einer nationalen französischen Institution läßt den Plan im Handtäschchen verschwinden und bringt die Konversation zu einem raschen Ende.

Inzwischen aber habe ich mir Nr. 1215 von »Paris-Match« verschafft und überprüft, was die Redaktion unter dem Titel »Ganz München für Sie« ihren Lesern als Wegweiser nach Bayern mitgegeben hat. Da gibt es Abschnitte über die Museen (mit einer Villa Lambach), über die »enormen Bräuhäuser« und über die »heißen Straßen« (o Pech: das angepriesene »Eros Center« in der Zweigstraße ist inzwischen geschlossen worden). Es gibt aber auch ein Kapitel »Erinnerungen an vorgestern«, wo

die erwähnten Hakenkreuze auf dem Stadtplan erläutert werden.

Wir wollen nicht darüber rechten, daß der Bürgerbräukeller (Ausgangspunkt des Hitlerputsches 1923) vom rechten auf das linke Isar-Ufer verlegt wird. Es ist uns auch egal, daß »Paris-Match« seine Leser zu den Carlton-Teestuben schickt, »wo Hitler Bier zu trinken und apokalyptisch zu träumen pflegte.« Nicht nur trank Hitler dort Schokolade, sondern es gibt diese Teestuben längst nicht mehr – der von seiner Illustrierten nasgeführte Franzose wird dort zu seiner Enttäuschung vor einer Ablage des Pariser Bijoutiers Cartier stehen.

Bei einer Angabe dieses braunen Itinerariums blieb mir jedoch wirklich einige Augenblick der Atem weg. Zum nördlichsten Hakenkreuz, tief in Schwabing drin, findet sich im Text folgende Erläuterung: »71. Souvenirs und Uniformen (Ankauf und Vermietung): in der Herzogstraße.« Dort findet sich jener Kostümverleih von Dr. Peter Breuer, wo im Juni 1966 die Reporter von »Paris-Match« unter falschen Angaben jene SA-Uniformen mieteten, in denen sie die von ihnen angeheuerten deutschen Statisten dann »Nazi-Verschwörung« mimen ließen. Ist es Selbstironie, wenn »Paris-Match« diesen Kostümverleih unter den braunen Gedenkstätten anführt? Wollte sich die Redaktion an Dr. Breuer rächen, von dem sie damals wegen Irreführung und Verleumdung verklagt worden ist? Oder will »Paris-Match« mit dieser Eintragung erneut behaupten, seine Reporter hätten damals, 1966, in München wirkliche Versammlungen einer in brauner Uniform geheim tagenden NSDAP entdeckt?

28. Links ab zum Feuilleton. Merkwürdiges aus der FAZ

Es ist nichts Seltenes, daß das Feuilleton einer Zeitung links von ihrem politischen Teil und, mehr noch, von ihrem Wirtschaftsteil steht. Erstaunlich war hingegen, daß auf dem Höhepunkt der Kulturrevolution das Feuilleton der FAZ mit flatternder Rosa-Fahne sich an die Spitze zu setzen suchte. Seither hat sich in der FAZ einiges geändert, auch im Feuilleton und auch personell. Soll man also nicht den Mantel der Nächstenliebe über die Blöße von damals breiten? Nun, das Feuilleton der FAZ hat auch heute noch lange nicht die Qualität des politischen und des Wirtschaftsteils erreicht, und darüber hinaus ist das, worüber hier berichtet wird, etwas, was bei günstigem Klima jederzeit wieder hervorbrechen kann. Auch bei einer so feinen Dame wie der FAZ. Der »Bayernkurier« hatte im Sommer 1969 den Mut, diese Polemik zu bringen.

Vor kurzem kam uns eine Rezension vor Augen, in der die Rede war von »Hamsuns faschistischen Ideen, von denen Wiechert & Co. beeinflußt wurden«. Das ist – um es hart, aber deutlich zu sagen – gerülpst. Selten ist so etwas allerdings nicht mehr. Es erscheinen immer mehr Publikationensorgane auf dem Markt, in denen alles, was von der gerade herrschenden Konvention abweicht, mit solchen diffamierenden Schlagworten totgeschlagen wird. Erstaunlich ist an dem Zitat allein der Ort, an dem es zu finden ist. Es wurde gedruckt in einem Blatt, das mit Recht auf seine Tradition liberaler Offenheit und differenzierender Behutsamkeit stolz ist. Die Worte sind zu lesen im Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, das vor nicht allzu langer Zeit noch von einem Friedrich Sieburg geleitet wurde.

Man könnte über den Vorgang hinweggehen, wenn es sich um einen einmaligen Ausrutscher handelte. Er ist aber nur ein Glied in einer langen Kette von Symptomen, die dem enttäuschten Liebhaber dieses einst führenden Feuilletons seit zweieinhalb bis drei Jahren auffallen. Und diese Feststellungen sind für den, der sie mit dem Blick auf die Tradition der »Frankfur-

zu Felde zieht.« Wobei das einschränkende »oft« insofern seine Berechtigung hat, als auch das Feuilleton der FAZ noch lesenswert ist, wenn alternde Löwen (und Löwinnen), wie Karl Korn und Margret Boveri, sich dort noch zu einem Prankenhieb herbeilassen.

Solche vereinzelte Genüsse ändern aber nichts daran, daß das Feuilleton der FAZ sein Gesicht erschreckend verändert hat. Einfach von einer Linksschwenkung zu sprechen, wäre eine ähnliche Simplifikation wie jene Hamsun-Stelle. Es scheint nun einmal zu den Regeln der Publizistik in einem liberalen Staat zu gehören, daß das Feuilleton um eine oder mehrere Nuancen weiter links steht als der politische oder der Wirtschaftsteil. (Man denke nur an die verblichene »Deutsche Zeitung« und ihren von Heinrich Vormweg so klug geleiteten Kulturteil. Aber Vormweg hat sich inzwischen auch arg verändert.) Jede Gesellschaft braucht eine gescheite Linke, und die Bundesrepublik leidet gerade darunter, daß es in ihrem Umkreis zur Zeit nur Karikaturen einer geistigen Linken gibt.

Was also ist es, das den Kulturteil der FAZ seit einer gewissen Zeit so pervers ihrer Tradition zuwider färbt? Man mag es als eine widrige Mischung von Primitivität und Polizeigeist definieren. Was die Primitivität betrifft, so darf man sich nicht durch Äußerlichkeiten wie die Übernahme des pseudowissenschaftlichen Slangs der APO täuschen lassen. Wenn mitten auf der Feuilletonseite der FAZ »reflektieren Jugendliche ihre Situation« zu lesen ist, so kann man daran ablesen, daß die Glossen der FAZ-Herausgeber Korn und Benckiser über gutes Deutsch nicht einmal in ihrem eigenen Blatte mehr ernst genommen werden. Welche Primitivität sich hinter dem scheingelehrten Slang verbirgt, merkt man, wenn mann immer wieder in einer aufdringlichen Weise, die man zumindest an diesem Orte nicht ge-

Buches, an dem gerügt wird, daß es nicht sage, weshalb Mexiko die kalifornischen und texanischen Gebiete verlor. Man höre und staune: durch einen »Angriffskrieg der USA«. Man wundert sich über die zweckentfremdete Vokabel aus der Vietnam-Kampagne und ist historisch verstimmt, weil man bisher der Ansicht war, daß in Sachen Eroberung des »Goldenen Westens« die Rechnung gleich zu gleich aufgehe.

Aber man sollte in Sachen historischer Gerechtigkeit nicht zu viel erwarten von einer jungen Kritikerschar, deren einer (Werner Spies) eine tiefschürfende Untersuchung über den Pop-Maler Lindner mit dem Satz beginnt: »Wollte sich Lindners in Leder und Fell gezwängte Pygmalion ihrem Schöpfer erkenntlich zeigen, müßte dieser überwältigt zu Boden gehen.« Es kann jeder Zeitung passieren, daß sie auf einen Mitarbeiter stößt, der nicht weiß, daß Pygmalion männlichen Geschlechts ist. Was jedoch alarmiert, ist der Umstand, daß so etwas unbeanstandet den Filter von Kulturredaktion und Korrektorat passiert. In den großen Zeiten der FAZ wäre der Fehler allerspätestens dem Korrektor aufgefallen. Heute hält es die Kulturredaktion nicht einmal für nötig, dem in seine Galathea verliebten Bildhauer in einer Berichtigung sein wahres Geschlecht zurückzuerstatten.

Nun ließe man sich diese Primitivisierung noch gefallen, wenn sie von freundlicher Heiterkeit wäre. Man könnte sie dann entschuldigen als Rücktauchen in die Kindlichkeit, die Raum schafft für neue Schöpfung. Die in Frage stehende Primitivität ist aber nur sauer. Ihr geht gerade das ab, was echte Liberalität auszeichnet: der Humor. Das zeigt sich etwa bei der starren Hilflosigkeit der jungen FAZ-Kritikergarde vor der modernen Provokationskunst. Lassen sich die Besucher der »Documenta« durch Pop Art zum Mitmachen mit dem eigenen Kugelschreiber inspirieren, so jammert der dorthin abkommandierte FAZ-Kritiker gleich: »Das Publikum nimmt die Objekte nicht als Kunstwerke ernst...« Und reagieren die Kinobesucher auf einen Film, der 52 Minuten lang das gleiche unbewegte Gesicht zeigt, mit Eierwurf auf die Leinwand, so ist gleich die FAZ-Gouvernante zur Stelle. Sie beklagt das »törichte Mißverständnis« des Underground-Films, »seine Stilmittel seien identisch mit Langeweile«.

Aber auch die humorlose Langeweile ließe man sich noch gefallen. Schlimm wird es erst, wenn Primitivität und tierischer Ernst sich mit Aufpasser-Gesinnung verquicken. Groteskerweise ist das alte Stammblatt der Liberalität in Deutschland zumindest mit seinem Kulturteil zu einem Organ geworden, das jeden »Abweichler« von der allgemeinen »Gleichschaltung« sofort zur Lynchung freigibt. Als ein junger Münchner Verleger erklärte, er werde nicht an die verpolitisierte Frankfurter Buchmesse gehen, war es nicht etwa die »Frankfurter Rundschau«, die als erste Alarm schlug – nein, es war die »Frankfurter Allgemeine«, die das sofort als Anschlag auf die Liberalität brandmarkte. Die Liberalität ist also, nach Meinung des FAZ-Feuilletons, auf seiten derjenigen, die Sprechchöre für Gespräch halten und Exkremente für Argumente.

Daß es so weit mit der FAZ kommen konnte, ist ein Teil der deutschen Misere. Wenn Deutschland zugrunde geht, dann nicht an der Revolution, sondern an der Feigheit des Establishments. Als im April 1968 auch in der Bundesrepublik die Anarcho-Revolte, die so lange schon schwelte, an die Oberfläche trat, verhielt sich die Generation der »Belasteten«, der Über-50-Jährigen, in den Redaktionen »schlau«. Sie delegierte die Auseinandersetzung mit dieser Revolte an die Jungen, die 1945 zu jung gewesen waren, um sich zu komprimittieren. Aber diesen Jungen fehlte gerade das, was sie am dringendsten gebraucht hätten: die praktische Erfahrung des Totalitarismus. Sie hatten nur Politologie. Darum ging die Operation schief.

Niemand illustrierte das deutlicher als das Feuilleton-Starlet, das sich die alten Herrn der FAZ als Feigenblatt auserwählt hatten. Sie holten es von der »Welt«, wo sich die drei Musketiere des jungen Feuilletons – Günter Zehm, Hans-Dietrich Sander und Karl-Heinz Bohrer – prächtig aufgeblättert hatten. Sie pickten sich mit gutem Instinkt den Richtigen heraus. Zehm und Sander taugten nicht, weil sie bei Ulbricht im Gefängnis gesessen hatten. Denen konnte man in Sachen Totalitarismus nichts vormachen. Bohrer hingegen kannte nur den Wohlstand des Westens und litt natürlich darunter. Er war der Mann der Stunde.

Und man erlebte im Frühjahr 1968 das pittoreske Schauspiel, daß im Leibblatt des Establishments, wenn auch hinten im

Feuilleton, ein Redakteur saß, der jede dialektische Nuance der auf der Straße anrollenden Revolte mitdachte und diese sorgsam auf gedankliche Unebenheiten aufmerksam machte. Bohrer jonglierte mit Adornos Formeln und denen von Habermas wie ein geeichter Barmixer, erhielt dafür den Joseph-Drexel-Preis für nonkonformistischen Journalismus – und es lag gewiß nicht an ihm, wenn aus der Revolte keine Revolution wurde. Inzwischen aber ist die Langweile der Wohlstandsgesellschaft auch wieder in die Redaktionsstuben der FAZ eingekehrt, und die alten Herren zogen Dr. Bohrer etwas aus der Frontlinie zurück.

Was ist von dem Intermezzo geblieben? Zunächst einmal ein Grau in Grau gemaltes FAZ-Feuilleton. Wenn scho nix aus der Revolution geworden ist, soll auch kein Mensch mehr sei Freid haben. Wer sich in Dr. Bohrers FAZ-Feuilleton darüber informieren will, was geistig in Deutschland und der Welt vorgeht, ist arg aufgeschmissen. Denn man kann sich im voraus an den Fingern aufzählen, was jeweils am Wochenende drankommt: nur das, was an den Literaturbörsen von Greenwich Village und Chelsea, vielleicht noch der Via Veneto, notiert wird. Schon Arno Schmidt muß bei andern Redaktionen unterschlüpfen, weil er zu viel Saft hat.

Was aber bleibt für die FAZ als Ganzes? Ein Rudolf Kircher vielleicht. (Für zeitgeschichtlich Interessierte: Rudolf Kircher war das braune Aushängeschild der »Frankfurter« im Dritten Reich.) Kommt die Revolution wirklich, dann kann man sagen: Karl Heinz Bohrer war ihr Prophet. Kommt sie nicht, so kann man sagen: Es war ja nur das Feuilleton ...

(PS: Alle Zitate sind Ausgaben der FAZ seit dem Frühjahr 1968 entnommen.)

29. Guernica

1970 verfolgte ich einige Monate lang in der ausländischen Presse die Wiederaufnahme des Falles Guernica. Als keine der großen deutschen Tageszeitungen ihre Leser über diesen Zusammenbruch eines antideutschen Mythos zu unterrichten wagte, schrieb ich diesen Bericht. Wieder war es der »Bayernkurier«, der das Schweigen zu durchbrechen wagte.

Daß echte Historiker und Amateurgeschichtsschreiber sich seit längerer Zeit um den Brand des Reichstages in der Nacht vom 27. Februar 1933 streiten, ist bekannt. Anfänglich hatte es als selbstverständlich gegolten, daß die Nationalsozialisten ihn selbst angezündet hatten – und zwar deshalb, weil sie damals den Brand sogleich zum Vorwand für ein härteres Anziehen der Gleichschaltungsschraube nahmen. An ihrer Brandstiftung begann man erst zu zweifeln, als ein persönlich gar nicht Interessierter, nämlich ein sozialdemokratischer Beamter des Verfassungsschutzes, über dem Aktenstudium zu stutzen begann. Und der Zank um die Entdeckungen des hannoveranischen Regierungsrates Tobias wäre nicht so giftig geworden, wenn der Reichstagsbrand sich nicht längst zu einem weltweiten Mythos ausgeweitet gehabt hätte. Es kam sogar so weit, daß Golo Mann sagte, es sei schon möglich, daß die Nazis den Reichstag nicht angezündet hätten, doch halte er es für »volkspädagogisch unwillkommen«, davon zu sprechen. Ist es auch »volkspädagogisch unwillkommen«, zu berichten, daß gegenwärtig außerhalb Deutschlands ein recht ähnlicher Streit um einen ähnlichen zeitgeschichtlichen Mythos entbrannt ist? Diesmal geht es um die baskische Stadt Guernica, die – wie bisher als gesichert feststand – während des Spanischen Bürgerkrieges am 26. April 1937 von der Luftwaffe des deutschen Expeditionskorps, der »Legion Condor«, zerstört worden sein soll.

Der Name »Guernica« hat für den zweiten Weltkrieg und seine unmittelbare Vorgeschichte einen Symbolrang, der nur noch mit dem von Stalingrad oder dem von Hiroshima vergleichbar ist. Daran hat Picassos berühmtes »Guernica«-Bild von 1937, heute im Museum of Modern Art in New York, den Hauptanteil: dieses wandgroße Bild gilt als das größte Kunst-

werk, das der Widerstand gegen Hitler hervorgebracht hat; es machte »Guernica« zum Synonym für den Luftterror gegen eine wehrlose Zivilbevölkerung. Es hat für die Intellektuellen auf der ganzen Welt, bis in die Rechte hinein, einen Gefühlswert wie nur noch die Dreigroschenoper oder die Marseillaise. Kein Wunder also, daß die Leidenschaften sofort zu kochen begannen, als jemand diesen Mythos in Frage stellte.

In Frage gestellt wird er übrigens schon lange, doch ohne Wirkung, weil das bisher nur von seiten der Betroffenen geschah. Da der Guernica-Mythos dem Franco-Regime wie nichts anderes in der Welt draußen geschadet hat, wundert sich auch niemand darüber, daß das nationalspanische Lager seit dem Frühjahr 1937 behauptet, die Basken hätten damals vor ihrem Rückzug ihre »heilige Stadt« Guernica selbst zerstört. (In Guernica steht die heilige Eiche, unter der die spanischen Herrscher jeweils die Respektierung der baskischen Sonderrechte beschworen.) Die ersten Bedenken stiegen auf, als nach 1945 ein Telegrammwechsel von 1937 zwischen deutschen Amtsstellen aufgefunden wurde, die darüber staunten, daß die Zerstörung Guernicas den Deutschen aufs Konto geschrieben wurde. Da es sich um geheime Texte handelte, also nicht der Zwang zur Heuchelei bestand, schien das eine gewisse Beweiskraft zu haben. Dem standen jedoch Worte des Bedauerns über die Bombardierung Guernicas gegenüber, die nach Kriegsende von Göring und vom deutschen Flieger-As Galland geäußert wurden. Der Chef der deutschen Luftwaffe und der damals selber in Spanien eingesetzte Kampfflieger mußten es ja wissen. Damals kam auch die Version auf, Guernica sei von den Deutschen »aus Versehen« bombardiert worden – eine These, die im Grunde die Grausigkeit des Vorwurfs nur verstärkte.

Daß der spanische Schriftsteller Luis Bolin in seinem Buch »Spanien, die vitalen Jahre« (Madrid 1967) einen ganzen Berg von Belegen dafür auftürmte, daß die zurückweichenden Basken den Großteil der Zerstörungen in Guernica durch Sprengen der Häuser selbst verursacht hätten – auch das vermochte die andere Waagschale nicht herunterzudrücken: dieser abenteuerliche Mann gehörte zu denen, die im Sommer 1936 Franco zur Flucht aus seiner kanarischen Verbannung verhalfen; er gilt

weise Augenzeugenberichte von überlebenden Einwohnern von Guernica vorlegen, die alle besagten, daß die Stadt von deutschen Flugzeugen in Trümmer gelegt worden sei.

So wäre es wohl bei der These von der deutschen Zerstörung Guernicas geblieben, wenn nicht – wie in der Reichtstagsbrand-Affäre – der »unbeteiligte Dritte« aufgetaucht wäre. Er nahte sich nicht in Gestalt eines sozialdemokratischen Verfassungsschützers, sondern in Gestalt eines jeglicher Vorliebe für Deutschland oder den Faschismus unverdächtigen Engländers namens Brian Crozier, der zur Zeit der Zerstörung von Guernica noch in die Schule ging. Er scheint jenem Typ des Engländers zuzugehören, der so »sport« ist, daß er gerade dem Gegner gerecht zu werden sucht. Und der sich in eine Wahrheit, die er einmal gefunden zu haben glaubt, wie eine Bulldogge verbeißt. Das bewies er mit seiner »Franco«-Biographie (deutsch im Bechtle-Verlag), in der er trotz anfänglicher Antipathie zu einem ziemlich ausgewogenen Bild des umstrittenen spanischen Staatschefs kommt. Der Fall Guernica bleibt in dem Buch allerdings noch in der Schwebe: Crozier referiert darin, was für und was gegen eine Schuld der Deutschen spricht.

Inzwischen aber konnte Crozier eine Aussage des englischen Vizeluftmarschalls Sir Archibald James, eines früheren Abgeordneten, auf Band nehmen, der Spanien während des Bürgerkrieges mehrmals mit englischen Parlamentskollegen zusammen bereiste. In der Pariser Zeitschrift »La Quinzaine Litteraire« (Nr. 86) hat Crozier nun Auszüge aus dieser bereits vielumraunten Aussage veröffentlicht. Der sowohl als Flieger wie als ehemaliger Attaché an der englischen Botschaft in Madrid sachverständige Sir James führt darin über eine Besichtigung Guernicas wenige Tage nach dem 26. April 1937 aus: »Nach dreieinhalbjährigem Dienst in der Luftwaffe während des ersten Weltkrieges hatte ich gewisse Kenntnisse über Bombardements aus der Luft. Ich brachte mehrere Stunden damit zu, die Situation im Detail zu prüfen. Was ich konstatierte, war, daß drei Viertel der Stadt bis auf den Boden systematisch niedergebrannt waren, soweit man die soliden spanischen Häuser niederbrennen kann. Die Brände waren völlig einheitlicher Art. Einer der wenigen Bewohner, die zurückgeblieben waren, erklärte mir, daß Flugzeuge die Stadt überflogen hätten und

Bomben abgeworfen worden seien. Ich machte mich also auf die Suche nach Bombentrichtern. Meine Untersuchung der zerstörten drei Viertel der Stadt brachten jedoch keinerlei Schaden zutage, den man Bomben hätte zuschreiben können. Andererseits habe ich die Stadt zwei- oder dreimal durchquert und dabei etwa 100 Yards außerhalb der Stadtgrenze ein halbes Dutzend Bombenkrater entdeckt, und zwar vom Typus der Bomben, die im ersten Weltkrieg 20-Pfund-Bomben gewesen wären. Zusammenfassend läßt sich über die Zerstörungen sagen: das nordwestliche Viereck der Stadt, in dem sich das Rathaus, die heilige Eiche und die Kathedrale befanden, war völlig unversehrt. Kein Zeichen einer Zerstörung, von welcher Art auch immer. In den andern drei Vierecken . . war die Zerstörung vollständig und vom Feuer verursacht.«

Daß gerade der den Basken heilige Bezirk Guernicas unberührt blieb, ist für Crozier eines der Hauptargumente für eine baskische Selbstzerstörung – auch ein kulturhistorisch respektvolles deutsches Kommando hätte schließlich beim Flächenbombardement einer relativ kleinen Stadt wie Guernica Mühe gehabt, gerade den Bereich um die heilige Eiche auszusparen. Aber Croziers These hat sich noch nicht durchgesetzt – im Gegenteil: er ist inzwischen von Engländern, die auf rotspanischer Seite gekämpft hatten, schwer unter Beschuß genommen worden. Und dieser Streit ist inzwischen so publik geworden, daß in Deutschland zum mindesten über ihn referiert werden muß. Da ein solcher Bericht bei vielen Deutschen aus besten Motiven Unbehagen hervorruft, ist uns dabei wohl bewußt. Man sollte sich jedoch davor hüten, »volkspädagogisch unwillkommene« Wahrheiten, falls sie wirklich Wahrheiten sind, zu verschweigen. Das wäre nur Wasser auf die Mühlen jener, die auch wirklich begangene Verbrechen in den Bereich der Legenden verweisen wollen.

30. Leserbrief in der »Zeit«

Diesen Brief schrieb ich 1970 nach der Lektüre einer nichts beschönigenden Darstellung des Zustandes der philosophischen Fakultät, »Leichenrede auf eine Fakultät«, von dem Germanistik-Professor Walter Killy. Bei Beginn der Kulturrevolution war Killy der große Ankläger in seinem Fach gewesen, der mit der germanistischen Tradition brechen wollte; jetzt auf dem Höhepunkt der Kulturrevolution an den deutschen Universitäten, setzte er sich auf einen Lehrstuhl in der Schweiz ab.

Nun ist also auch Walther Killy so weit! Nun stellt auch er wie ein Neugeborener fest, was wir Konservative seit vielen Jahren tauben Ohren predigen: Wir stehen einer totalitären Bewegung gegenüber, die getreu der Formel von Huey Long »im Namen der Demokratie einherkommt« und jeden Widerstand gegen sich als »undemokratisch«, »faschistisch« und weiß was noch diffamiert. Und das unter dem ahnungslosen Beifall unserer trojanischen Esel, der Liberalen.

Killys Beschreibung der heutigen Verfassung der Universität ist sehr genau und richtig. Wir vermissen in ihr bloß ein nicht unwesentliches Detail: Die Killys lieferten jahrelang die Argumente für eine revolutionäre Fraktion, der es um nichts als die nackte Macht geht (das Reformgerede ist für jene Ahnungslosen). Das merken die Killys eben erst, wenn sie den Sowjet in der Wohnung haben. Seit einigen Wochen häufen sich in der Presse solche Haltet-den-Dieb-Klagen von liberalen Zauberlehrlingen mittlerer und älterer Jahrgänge. Die Prominentesten unter ihnen waren Horkheimer und Topitsch. Sie erinnern peinlich an alte Huren, die mit dem Schwinden ihrer Reize den Vorzug der Tugend entdecken.

Topitsch beispielsweise merkt heute noch nicht, daß seine lebenslange Minierarbeit an jenem Fundament von längst unbewußt gewordenen Gewohnheiten, das Voraussetzung jedes sozialen Kontaktes bleibt, erst freie Bahn für die Revolutionäre geschaffen hat, über deren Auftritt er nun jammert (und vor denen er sich mutig aus Heidelberg ins ferne Graz abgesetzt hat). Bestünde unsere Gesellschaft nur aus Killys, Topitschs, Horkheimern, so würde ich sagen: Die Revolution hat recht.

31. Jäher Blick auf Dichter

Dichter zu besuchen – das ist ein groteskes Mißverständnis. Was man dabei antrifft, ist der bloße Rest, der nach dem Bücherschreiben übrigblieb. Zwar gibt sich dieser Rest fast immer redlich Mühe, doch etwas Bedeutendes zu sagen; der Buch und Autor verwechselnde Besucher soll nicht allzu enttäuscht wegreisen. Aber das macht die Geschichte meist nur noch peinlicher.

Soll man also auch wegschauen, wenn man zufällig einem Dichter begegnet, etwa auf der Straße? Die Erfahrung zeigt, daß man dann einen Blick schräg von der Seite riskieren darf. Solange der Dichter sich unbeobachtet fühlt, haftet an ihm noch etwas von dem, was er in seine Bücher steckt. Bloß darf er nicht merken, daß man ihn erkannt hat – sonst ist der Zauber gleich dahin.

Im langen Gang, der sich quer durch den Münchner Hauptbahnhof zieht, fiel mir kürzlich der Mantel eines in gleicher Richtung gehenden Mannes auf. Er wirkte wie der Mantel eines Clowns in der Manege: sackartig, grobgewürfelt und von einem zu hellen Beige. Als zweites fiel mir der Gang der untersetzten Gestalt in dem zu großen Mantel auf: Es war weder die Bahnhofshast noch das Bahnhofsbummeln, sondern etwas Drittes – ein intensiv beobachtendes, zögerndes Gehen, das ein mit automatenhafter Regelmäßigkeit aufgesetzter Stock skandierte. Dann stach mir der totenkopfähnliche Schädel ins Auge. Beim Überholen bestätigte mir ein rascher Blick auf das Profil mit den zugleich toten und lauernden Augen und dem Boxerkinn: Es war Jean Genet, der verrufenste aller »poètes maudits«.

Die Verlockung war zu groß, diesen Mann nochmals zu sehen. Am Ende des Ganges schlug ich einen Bogen. Ich kreuzte

Genet, als er grad einige Schritte auf eine Neonhalle zu tat. Es war das Handgepäck, und er wandte sich wieder dem Hauptstrom des langen Ganges zu. Einen zweiten Bogen schlug ich nicht mehr – ich wollte nicht wissen, wohin er ging. Und ich war froh, daß ihm im fremden Land das beobachtende Auge nicht aufgefallen war. (Eben stieß ich im Pariser Boulevardblatt »Minute« auf ein Foto Genets: Im gleichen Mantel hebt er wutverzerrten Gesichtes die Faust gegen die Fotolinse . .)

Einmal allerdings habe ich den Zauber bewußt gebrochen. Das war, als ich in den fünfziger Jahren an der Seite Ernst Jüngers im sommerlichen, menschenleeren Paris Faulkner begegnete. Am untern Ende der Champs-Elysées kam er uns entgegen, überraschend klein, mit dem durchgedrückten Kreuz, das zierliche Gestalten oft haben, keck etwas nach außen gehend. Hier muß ich einfügen, daß Jünger, gerade weil er ein großer Beobachter ist, stets wenig Sinn für das Individuelle der menschlichen Physiognomien gehabt hat. Und ich hätte mich sehr geärgert, wenn er nicht gewußt hätte, daß der uns entgegenkommende Mann der von ihm hochgeachtete Autor war. So zischte ich ihm denn sekretärlich beflissen zu: »Da kommt Faulkner!«

Faulkner muß das gemerkt haben. Er ging nonchalant, aber mit prüfendem Blick auf Jünger vorüber. Um mir die Gestalt mit den Ledereinsätzen auf den Ellbogen und dem Kragen des saloppen Sportanzuges nochmals einzuprägen, wandte ich mich um. In diesem Augenblick schaute sich auch Faulkner nochmals um, blickte aber, ertappt, gleich wieder gradaus. Ernst Jünger hatte sich nicht umgedreht.

Faulkner und Genet zählen nicht zu den Dichtern, unter deren Bann ich einmal stand. Bei der Begegnung mit Autoren, deren Bände man immer wieder zur Hand nimmt, steht mehr auf dem Spiel. Während der Jahre, die ich in Paris lebte, kämpfte ich immer wieder mit dem Wunsch, Henry de Montherlant aufzusuchen. Es kam nie dazu, weil er als sehr abweisend und menschenscheu, ja sogar hochfahrend gilt. Aber ich bin ihm um 1960 einmal im Menschengewühl einer Pariser Straße begegnet.

Es war an der Kreuzung des Boulevard Saint-Germain mit der Rue du Bac, nahe seiner Wohnung am Quai Voltaire. Montherlant kam mir ohne Mantel entgegen, auch er überraschend klein. Er fühlte sich offensichtlich unbeobachtet, erschien grüb-

lerisch abwesend, der Mund wie mit dem Lineal gezogen, und das eine Bein zog er etwas nach. (Wie mir Freunde von ihm später sagten, läßt der Dichter der »Olympiques« sich, wenn er sich beobachtet weiß, die Verwundung aus dem ersten Weltkrieg nicht anmerken.)

Wie er so mit seltsam eingezogenem Genick und schleppendem Schritt an mir vorbeiging, das adelige, zwar gealterte, aber immer noch schöne Gesicht unter dem Bürstenschnitt wie von mächtigem Druck zusammengepreßt – das griff ans Herz. In diesem Augenblick verstand ich das Werk Montherlants. Was an ihm extravagant schien, der oft aufleuchtende Zynismus, die snobistische Lust an der Provokation, die für das eigene Begräbnis zurechtgelegte antike Gesichtsmaske – das alles fügte sich nun ein. Und ich war wohlvorbereitet, als ich zwei, drei Jahre später Montherlants Altersroman »Le Chaos et la Nuit« las, eines der erstaunlichsten Bücher, die in unserer Zeit über das Sterben und den Tod geschrieben wurden.

Immerhin, mein Lehrer Walter Muschg hatte uns Studenten gelehrt, daß die höchste Art von Dichtung diejenige sei, vor der man gar nicht mehr an »Kunst« denke. In ihr werde der Dichter zum Seher, durch den Urkräfte sprächen. Grimmig ließ Muschg einmal fallen: »Jeder Literaturhistoriker begegnet einmal unter den Lebenden einem solchen Dichter – dann wird ihm alles, was sonst in seiner Zeit geschrieben wird, zu Sirup!«

Eine Nationalliteratur erträgt wohl nur einen solchen Dichter aufs Mal. Dreimal bin ich in zeitgenössischer Literatur von solcher Gewalt ergriffen worden (wenn auch in einem der drei Fälle nur über das Medium der Übersetzung) – es waren ein Franzose, ein Deutscher und ein Norweger, die nun alle tot sind. Mit Céline und mit Hans Henny Jahnn habe ich die Begegnung erzwungen. Vor dem dritten stand ich einmal unvermutet während des Krieges, am »Knie« in Berlin. Damals war ich knapp zwanzig Jahre alt und stand vor Knut Hamsun.

Hamsun war damals noch ein kühn aufgereckter »großer Herr« – er scheint sich erst nach dem Kriege, während der bekannten Ereignisse um seine Person, in den schlohweiß-gebeugten Greis verwandelt zu haben, den wir aus den Fotos der letzten Lebensjahre kennen. Zwar bin ich nicht zu kurz geraten, aber der Mann, der da mit schräg aufgesetztem hellgrauem Hut

und silbernem Schnurrbart vor mir stand, schaute in der Erinnerung von hoch oben auf mich herunter. Ich muß ihn recht töricht angestarrt haben. Das hat wohl den Zauber gerettet. Auf jeden Fall ist mir das Lächeln unvergeßlich, mit dem er diese Huldigung entgegennahm. Es war eine Mischung aus spöttischer Ironie und kameradschaftlichem Zuwinken, sozusagen vom Pferd herunter, das mich aus den Augen des großen Wanderers anblitzte. Dann ging Hamsum schräg an mir vorbei, weil ich in meiner Erstarrung keine Anstalten machte, ihm den Weg freizugeben. Ich wagte nicht, mich umzublicken.

32. Besuch bei Céline

Lous-Ferdinand Céline, der große Berserker der französischen Dichtung, ist tot. Als in der Zeitung die erste zaghafte Meldung erschien, er sei schwer krank, war er in Wirklichkeit schon tot und begraben. Anfangs wußte man nicht einmal, wo er begraben liegt. Allmählich drangen Nachrichten über die näheren Umstände seines Todes durch, die von ihm selbst erfunden sein könnten. Während die Witwe mit wenigen Freunden auf dem Friedhof war wurde in die Wohnung eingebrochen und ein Teil der Manuskripte gestohlen (Unbekannte boten sie dann hier und dort Antiquariaten zum Kauf). Nicht mitgenommen hatten die Diebe das Manuskript, an dem er zuletzt gearbeitet hatte und das noch auf dem Arbeitstisch lag. Der letzte, abgebrochene Satz handelte von den Chinesen, die bis Cognac vordringen und dort in der Versoffenheit untergehen.

Célines Einbruch in die von Académie Française und Sorbonne sorgsam gehegten Gärten der Literatur im Jahre 1932 ist das letzte große Ereignis der französischen Dichtung. (Nicht der Literatur.) Sein damals erschienener erster Roman »Voyage au bout de la nuit« (Reise ans Ende der Nacht – der Titel ist dem Beresina-Lied der mit Napoleon nach Rußland ziehenden Schweizer entnommen) mit seinem Hereinholen nicht nur des Argots, sondern vor allem der wirklich gesprochenen, der gelebten, gekeuchten Sprache hat der Dichtung seines Landes noch einmal neue Kraft zugeführt. Männer wie Sartre, Malraux haben über alle ideologischen Gegensätze hinweg immer wieder dankbar anerkannt, daß ohne diesen Dammbruch das Meiste nicht möglich gewesen wäre, was seither in Frankreich außerhalb des klassischen Schemas geschrieben worden ist.

Céline ist in der Folge der Gefangene dieses ersten großen Wurfes geblieben. Was er später geschrieben hat, war im Grunde nichts als eine Kette immer neuer Abwandlungen der »Reise ans Ende der Nacht«, ein wilder und ungefüger, doch auch verschämter Zartheit fähiger Strom von Prosa, in der immer wieder drei Punkte die sonst üblichen Satzzeichen ersetzen. Und diese Punkte sind Atemzeichen, denn bei dieser Dichtung ist der Druck nur ein Notbehelf; sie muß gehört werden. Die Kenner hüten als einen besonderen Schatz die Schallplatten, auf denen

der Dichter selbst oder Schauspieler wie Arletty und Pierre Brasseur diese Prosa lesen. Dann spürt man plötzlich, welchen Rhythmus sie hat – man spürt die »gewisse Melodie«, deren nur wenige Dichter fähig sind.

In den letzten Jahren hat Céline als menschenscheuer Sonderling in einem verfallenen Haus der westlichen Banlieue gelebt. In die Praxis dieses Armenarztes kam kaum noch jemand – denn ein Arzt, der nicht wie seine französischen Kollegen die Medikamente bündelweise verschrieb und das Honorar meist vergaß, konnte doch nichts taugen. Er lebte von dem, was seine tapfere und wesentlich jüngere Frau durch Ballettstunden und Heilgymnastik einbrachte. Vor etwa drei oder vier Jahren habe ich dort den Mann aufgesucht, der nun 67jährig gestorben ist.

Die Empfehlung eines seiner wenigen Freunde hatte uns – einem Schweizer halbrussischer Abstammung und mir – die sonst verschlossene Tür geöffnet. Die Einleitung des Besuches erfolgte nach französischem Ritual: ich schrieb einen Brief, in dem ich ankündigte, daß ich dann und wann anrufen würde, um zu fragen, ob ich ihn besuchen dürfe. (Anrufe eines Fremden ohne briefliche Vorwarnung gelten in Frankreich als grober Verstoß; gar an einer Wohnungstüre ohne Vorwarnung einfach zu läuten, ist ein übler Eingriff in die Intimsphäre.) Schreiben Sie, daß Sie aus der Schweiz kommen, hatte man mich gewarnt; Céline will keine Franzosen mehr sehen, und auch keine Deutschen.

Ein eigenartiges Gefühl: nach über Jahre sich hinziehender Lektüre der Bücher Célines seine Stimme an Telefon zu hören: rauh, spröde, wie geborsten, und doch merkwürdig vibrierend. Gut, wir dürfen kommen. Er gibt Tag und Stunde an. »Aber keine Fotos – ich mag das nicht – das ist etwas für die ...« (er zieht die Worte verachtungsvoll in die Länge) »... Journaliiiisten, die Cinéaaaasten ...«

Zur angegebenen Stunde stehen wir vor der Gartentüre. »Docteur Destouches« – das ist Célines bürgerlicher Name – steht auf einem verrosteten Schild; daneben, auf einem etwas blankeren, werden die Ballettstunden von Madame Lucette Almanzor, seiner Frau, angekündigt. Wir sind am Rande von Meudon, in der Tristesse der Banlieue-Landschaft, die aus lauter Bruchstücken besteht: angefangene Straßen, angebrochene

Gärten, aus Versehen hergepflanzte Häuser im falschen Stil. Das Haus hinten im Garten ist ein klassizistischer Bau, über den inzwischen Armut und Einsamkeit gekrochen sind. Da jemand auf unser Läuten hin gewinkt hat, betreten wir den Garten und gehen auf das Haus zu. Der lange Weg führt vorbei an den dänischen Doggen und den Wolfshunden, mit denen sich der Menschenhasser Céline umgibt; sie fletschen ihre Zähne hinter einem Gittergeflecht und dann hinter einer Glastüre im Kellergeschoß des Hauses. Das Geheul der Hunde hinter der Türe gellt weniger schrill in die Ohren als das der in den Käfig gesperrten Tiere, aber die Dämpfung durch das Glas macht den Ton bedrohlicher.

Die Gestalt, die aus dem Fenster im Erdgeschoß winkte, steht nun neben der Hausecke. Es ist Céline. Sein Anblick wird mir unvergeßlich bleiben. Er trägt einen verschlissenen Schlafrock, schlotternde Hosen und Pantoffeln. Ein Hemd hat er nicht an; im Ausschnitt des Schlafrockes sieht man ein Tricot, ein Stück Hals, darüber ein enggeschlungenes Halstuch. Das ungeschnittene Haar hängt tief in den Nacken; die Bartstoppeln sind zentimeterlang. Er hebt die Augen nicht, als er uns abgewandt die Hand reicht. Und er hebt sie auch nicht, als wir im Ordinationszimmer, im Erdgeschoß, Platz nehmen.

Auch dieses Zimmer wird mir unvergeßlich bleiben. Der breite Tisch, die Stühle, sind von Papieren und Büchern wie von einer geologischen Schichtung überzogen. Mitten auf dem Tisch, auf den Papieren, schläft mit langgestreckten Beinen eine Katze. Als später einmal der Papagei in dem Käfig an der Wand heiser krächzt, wippt sie kurz hoch, schlummert aber in unveränderter Stellung weiter. Hinter dem auf seinem Stuhl zusammengesunkenen Dichter sind bunte Karten an die Wand geheftet. Von weitem sehen sie wie Ikonen aus; einmal komme ich näher und entdecke, daß es Muskelpräparate sind.

»Was wollen Sie denn von mir?«, stößt Céline hervor. »Ich habe nichts mehr zu sagen.« Das ist er also. Wir sind froh, daß er bei Kriegsende Zuflucht in Dänemark gefunden hatte, daß also die Franzosen damals mit ihm nicht umspringen konnten wie die Norweger mit ihrem großen Dichter, Hamsun, und die Amerikaner mit Ezra Pound. Das Gespräch läßt sich nicht glücklich an. Wir haben eine Flasche kostbaren alten Pommards

mitgebracht, die wir Céline überreichen wollen. Er winkt gelangweilt ab: »Trinken Sie das auf meine Gesundheit – ich nähre mich nur noch von Wasser und Nudeln.« Natürlich, wir haben die vielen Stellen in seinen Büchern vergessen, in denen er die Franzosen als ein durch Alkohol verblödetes Volk beschimpft. Das Gespräch schleppt sich mühsam hin. Lebhafter wird es nur, als Céline etwa eine Minute lang – es ist ein blendendes Kabarett – höhnisch Sätze aneinander flicht, die Beispiele für das sein sollen, was in Frankreich als »guter Stil« gilt. Er fügt bei, außer ihm hätten nur drei Männer wirklichen Stil in der französischen Literatur von heute: der junge Morand, der Barbusse von »Le Feu« und dann Ramuz. (Der letzte Name ist keine Schmeichelei für den Besuch; auch sonst kommt Céline oft auf Ramuz zurück.)

Aber das Gespräch erlahmt wieder, Céline hat seine Augen immer noch nicht gehoben. Resigniert setze ich zu einer Abschiedsformel an und sage mir: Du hättest wissen sollen, daß es keinen Sinn hat, einen großen Mann zu besuchen. Doch da kommt mir ein etwas teuflischer Einfall. Ich möchte diesen weggetretenen Mann da wecken, ich sehe ihn sicher nie wieder, ich will, daß er mir sein Gesicht zeigt, das ich in Gedanken so oft vor mir hatte. Und ich spüre instinktiv und blitzschnell, wie ich ihn aus seiner Maske sprengen kann. 1951 war Céline aus dem Exil zurückgekehrt. Von 1951 ab erschien in Paris die französische Übersetzung von Ernst Jüngers »Strahlungen«, seinen Tagebüchern aus dem Zweiten Weltkrieg. In diesen Tagebüchern findet sich ein explosives Gespräch, das Jünger während der deutschen Besetzung Frankreichs mit einem Franzosen führt. Der Franzose tritt unter Pseudonym auf, aber der französische Übersetzer schrieb, ohne Wissen Jüngers, statt Pseudonym einfach: Céline. Aus dieser Indiskretion entsprang ein Rattenschwanz von für beide Seiten unangenehmen Dingen; man ging sogar vor Gericht. Für Celine war das Unangenehmste, daß die bei seiner Rückkehr nach Frankreich eingeschlafene Diskussion über seine angebliche »Collaboration« mit den Deutschen nun jäh wieder aufflammte. Das alles geht mir blitzschnell durch den Kopf und ich sage Céline, da er uns freundlicherweise empfangen habe, wolle ich ihm doch nicht verschweigen, daß ich der Sekretär von Jünger gewesen sei.

Die Wirkung ist erstaunlich. Zum ersten Male hebt Céline seinen Kopf, zum ersten Male schauen mich seine Augen an. Und seinem Mund entströmt eine lange Kette kalter Flüche – jener Flüche, die sich so zahlreich in seinen Büchern finden. Zwei Ausdrücke wiederholen sich immer wieder: »... ce petit boche là ... cette espèce de flic ..« Das Unheimliche dabei ist, daß Céline sich gar nicht aufregt, gar nicht die Stimme hebt. Er ist nicht hysterisch, oder dann ist es eine Hysterie auf Eis. Die Nennung des Namens hat ihn geweckt. Er begleitet uns durch den Gang zur Haustüre und plaudert fast jovial mit uns. Er schaut sich meinen Begleiter von der Seite her an und läßt fallen: »Sie haben da einen schönen Bart ... einen Bart wie Trotzki ...« Mein Begleiter zuckt zusammen, ich greife ein, Céline wirft abwiegelnd ein: »Oh, Trotzki war ein ›malin‹ ...« Das heißt: pfiffig, klug, mit einem Akzent zum Verschlagenen hin; für Céline ist es auf jeden Fall ein positives Wort, denn er hat kurz vorher seine Katze auch »malin« genannt. (Der Céline-Leser weiß von ihm, daß er mit seiner Lieblingskatze Bébert in einem vor den Bauch gehängten Beutel durch das brennende Deutschland des Zusammenbruchs gezogen ist.)

Céline begleitet uns in den Garten. Das Gespräch wird immer lebendiger. Im Haus dauerte es etwa zehn Minuten; hier draußen wird es gute Dreiviertelstunden weitergehen, während die geifernden Hunde in ihren Gehäusen röhren. Ein wracker Greis hatte uns empfangen. Nun steht ein erstaunlich jung wirkender Céline vor uns. (Später sagt mir ein Mann, der ihn kennt: »Das war schon immer so, schon zur Zeit der ›Reise ans Ende der Nacht‹. Wenn man einen Abend lang mit Céline zusammen war, so hatte man an zwei Punkten dieses Abends das Gefühl, daß er gestorben sei. Dazwischen aber sprühte er ...«)

Es brechen nun aus Céline mit überwältigender Kraft die alten, ewigen Inhalte seiner Bücher hervor, nichts ist erloschen, weder der Haß noch das, was bei ihm von Grobheit überdeckte Liebe ist. So stellt man sich einen keltischen Barden vor. Mein Begleiter fragt ihn, ob die häufige Erwähnung der Kelten in seinem Werk nur Zufall sei. »Keineswegs«, antwortet Céline, »meine erste Frau war Bretonin. Und dann – was sagt man von den Kelten? Dichter waren sie – das bin ich; schmutzig

waren sie – das bin ich auch; Säufer waren sie – nein, das bin ich nicht, ich besaufe mich nicht ...« Aus der langen Kette von Bildern, von Worten ist mir noch in Erinnerung, wie er auf eine benachbarte, verlassene Villa weist. Dort hat früher einmal ein General seinen Ruhestand verbracht, der im 19. Jahrhundert, bei einer der vielen Unruhen in Paris, die Insurgenten hat zusammenschießen lassen. Céline spricht nicht mit Abscheu von ihm, auch nicht mit Behagen, sondern mit einer Art von bestätigendem Hohn. Manchmal blickt er auch in der Richtung, wo Paris liegt – wo die rauchige Dunstglocke die große Stadt anzeigt. Er war schon lange nicht mehr dort, wird auch nicht mehr hingehen.

Allmählich beginnt das Feuer wieder zu erlöschen, Céline sinkt wieder in sich zusammen, wir verabschieden uns. Gebeugt tappt der Dichter ins Haus zurück, in sein Ordinationszimmer, in dem ihn niemand mehr besucht, weil zu wenig blitzende Apparate drin stehen. Während wir unter einem letzten röchelnden Gurgeln der Hundebiester den vernachlässigten Garten verlassen, geht uns durch den Kopf, was Céline sagte, als ich einmal die Redewendung »les Français« verwendet hatte. »Die Franzosen?«, hatte er heiser gelacht, »das gibt es doch gar nicht mehr! Ich bin der letzte Franzose ...«

33. Island

Soll man Jugendträume verwirklichen? Seit ich als Junge die ersten Sagas gelesen hatte, träumte ich von einer Fahrt nach dem fernen »Thule«. Das war für mich eine weniger bunte Welt als die der Märchen, als die von Don Quichotte und Tyll Ulenspiegel. Ich stellte mir Island kahler vor, aber auch weiträumiger und unbedingter. Es war die Welt des Ernstes jenseits des bloßen Spiels; es war die Frühe, der Anfang, aus dem sich geformte Geschichte erst langsam herausschälte. So lag Island irgendwo wohlverpackt in mir und meldete sich nur selten. Irgendwann muß ich aber einmal Joseph Breitbach gegenüber eine Bemerkung über Island gemacht haben. Er, der so gerne Menschen erzog, indem er ihnen Bücher in die Hand drückte, die sie gar nicht lesen wollten – er also steckte mir einmal maliziös ein schmales Bändchen zu: »Lesen Sie das, das wird Sie kurieren ...« Es war ein burlesker »Reisebericht« des Franzosen Jacques Lanzmann, der auf der Vulkaninsel sehr gelitten haben muß. Auf jeden Fall prustete ich immer wieder laut los bei dieser Schilderung eines Jahrhunderte dahindösenden Fischervölkchens, das durch die amerikanische Besetzung seit dem Zweiten Weltkrieg zur Coca-Cola-Zivilisation erweckt wurde und sich nun damit vergnügt, in US-Straßenkreuzern auf der einzigen Asphaltstraße des Landes zwischen der Hauptstadt Reykjavik und dem amerikanischen Stützpunkt Keflavik hin und her zu brausen.

Diese Lektüre liegt auch schon weit zurück. Sie hat sich, zusammen mit bissigen Bemerkungen anderer Globetrotter, als Gegengewicht zu den Jugendträumen in mir abgelagert. Dieses Gegengewicht war wohl schuld, daß ich mich eines Tages für eine Islandfahrt gewappnet fühlte. Den Ausschlag gab ein skeptischer älterer Freund: »Jehen Se ruhig, die alten Jermanen sind zwar nicht mehr da, aber ihre Landschaft haben se dajelassen ...« Ich nahm sogar das Flugzeug – schließlich ist ein moderner Liniendampfer auch kein wikingisches Drachenschiff mehr, und mit dem Flugzeug hatte ich einige Tage mehr für Island übrig.

Wer im meist verhangenen Norden mit dem Flugzeug reist, sieht von einem Land fast immer zuerst die Landebahn des

Flugplatzes. In Island hatte ich Glück. Die Wolken öffneten sich früher. Unter mir lag in strahlender Sonne eine Ortschaft. Die Straßen mit dem Lineal gezogen. Und ihnen entlang, in immer gleichen Abständen das immer gleich häßliche Häuschen, aus Blech oder Beton. Die einzige Abwechslung war, daß die einen Dächer giftgrün, die anderen in ebenso scheußlichem Himbeerrot gestrichen waren. Der erste Schlag saß.

Die zweite Überraschung erlebte ich nach der Landung gleich auf dem Flughafen. Die Sprache, die um mich herum ertönte, klang wie Schwyzerdütsch. Und die Gesichter waren mir vertraut: wie zu Hause hinter der biederen Miene eine eigenartige Mischung von Selbstzufriedenheit und Unbehagen. Die Neutralität scheint mehr zu verbinden als der Breitengrad trennt. Ich hatte die große Verfremdung erhofft und schien in der alten Heimat gelandet zu sein. Eines war aber doch anders. Der Zöllner fragte mich recht eindringlich, ob ich Alkohol mitgebracht habe. Nun begriff ich, wehalb die stupsnäsig-blaßblonde Stewardeß der Loftleidir (Icelandic Airlines) so erstaunt geguckt hatte, als ich während des Flugs im Gegensatz zu meiner Umgebung den reichlich angebotenen Schnäpsen einen Fruchtsaft vorgezogen hatte: Ich war in einem Land mit Prohibition angekommen.

Der dritte Schlag traf nicht mein Herz, sondern meinen Geldbeutel. Im Zentrum von Reykjavik angekommen, setzte ich mich in ein von Teenagern bevölkertes Café, um mich von den Strapazen eines Propellerfluges über den Atlantik zu erholen. Als ich für den Tee und zwei Stück Gebäck umgerechnet acht Deutsche Mark bezahlte, schaute ich verwundert auf die Schüler um mich herum: die schien der Preis nicht an der Konsumation zu stören. Als mich dann im Hotel ein mäßiges Nachtessen 35 Mark kostete, begriff ich die Sachlage: in München hatte ich zunächst meine guten DM zum Phantasiekurs 1 : 4 in Dollar-Reiseschecks umgetauscht; den Isländern aber war für ihre Kronen von der amerikanischen Schutzmacht offensichtlich ein ähnlicher Phantasiekurs eingeräumt worden. So hatten mich die Herren der Welt zweimal geschröpft, ehe ich überhaupt zum Zahlen kam.

So stand ich denn leicht ernüchtert an der zweihundert Meter langen Hauptstraße der Hauptstadt und schaute mir das

Nachtleben an. Mangels Alkohol scheint es vor allem aus Kinos mit amerikanischen Filmen zu bestehen. Und dem Korso an besagten zweihundert Metern: den Kaugummi von einer wohlgeformten Kinnbacke zur anderen schiebend, schauen Schulmädchen in superkurzen Miniröckchen stier Jünglingen nach, die in Jeeps und großen Amerikawagen mit auf höchste Lautstärke gestellten Radios das Straßenstück rauf und runter fahren. Der Fremde aber rätselt schon am zweiten Tag, wieso die Isländer am frühen Morgen alle verlegen wegschauen, als ob sie die ganze Nacht durch gesündigt hätten.

Immerhin – auch der Fremde, der erst Reykjavik kennt, merkt bald, daß es noch ein anderes Island gibt. Er ahnt es spätestens, wenn er im Hotelzimmer den Warmwasserhahn aufdreht: aus der satten Wärme des Wassers, das sich wie ein Handschuh um die Hände legt, steigt ihm ein feiner Schwefelgeruch entgegen. Es kommt aus jenen Gegenden im Landesinneren, wo es überall unter der Erdkruste blubbert, wo aus unzähligen Löchern Dampf aufsteigt, wo Geysire alle fünf Minuten aus Warmwassertümpeln haushoch aufschießen. (Bloß der Große Geysir im Haukadalur tut seit elf Jahren den Touristen den Gefallen nicht mehr, läßt sich auch durch Schmierseife nicht reizen – man muß mit einem kleinen, dreißig Meter weiter, vorliebnehmen.) Die großen Kessel auf dem Hügel über Reykjavik enthalten weder Gas noch Benzin; sie sammeln das aus dem Landesinneren in Pipelines hergeleitete heiße Wasser, mit dem die Hauptstadt geheizt wird.

Solche Kessel als Wahrzeichen der Hauptstadt – das ist typisch für Island. Die Anlagen, die der Mensch zu seinem Nutzen errichtet, stehen brutal, ohne Beschönigung da. Fast alles, was an Menschenwerk sichtbar ist, schmerzt durch seine ästhetische Lieblosigkeit. Das Nationalmuseum, die Universität wären in unseren Breiten etwas bessere Fabriken. Auf dem Austurvollur, dem ohne Großzügigkeit angelegten Platz im Zentrum von Reykjavik, sucht man neben dem Hotel Borg und dem Telegraphenamt lange nach Althing, dem Parlament. Zuletzt entdeckt man, daß es ein unscheinbares, dunkles Haus ist, das bloß mit seinen Hausteinen auffällt. Das kleine Holzkirchlein daneben, mit vorgeblendetem Steinportal, ist die lutherische Kathedrale. Reykjavik wirkt wie eine improvisierte Budenstadt.

Gewiß, der isländische Stein ist zu hart oder zu bröckelig, um beim Bauen verwendet werden zu können. Darum waren die Häuser lange nur aus Holz; neuerdings sind sie mehr aus Beton oder anderen künstlichen Materialen. Das erklärt aber nicht alles. Auch nicht, daß wir uns hier fern vom Kernbereich der europäischen Geschichte befinden, in dem der Mensch lernte, sich selbst monumentale Akzente zu setzen. Man wird das Gefühl nicht los, daß hier der Mensch von Anfang an darauf verzichtet hat, sich gegen eine übermächtige Natur durchzusetzen. Darum sind fast alle Behausungen wie zufällig irgendwohin gespuckt. Und man ist froh, wenn man keine mehr sieht.

Ob diese Menschen der Natur innerlich etwas entgegensetzen – in der Dichtung, wie früher in den Sagas, in der Religion, wie früher in der Edda, in der Musik? Um das beurteilen zu können, müßte man länger hier wohnen, müßte man die Landessprache verstehen. Vor allem aber darf man die Proportionen von Mensch und Raum nicht vergessen. Island ist so groß wie Bayern und Baden-Württemberg zusammen. Auf dieser Fläche wohnen jedoch, sehr unregelmäßig verstreut, mit viel unbewohntem Ödland, nur etwa 180 000 Menschen – also so viel wie in Aachen.

Darum verliert sich auch manches im Privaten. Der Touristenautobus fährt an einem Haus vorbei: »Dort drüben das Haus unseres Literaturnobelpreisträgers Halldor Laxness. Übrigens sehen Sie gerade, wie er im Garten arbeitet.« Der Nobelpreisträger hebt den Kopf, macht eine Bewegung mit der Hand. Soll man winken? Der Bus hält in Reykjavik vor einem von Plastiken umstellten Atelierhaus. Man steigt aus, der Fremdenführer ruft in die Sprechanlage: »Wir sind da!« Es tönt zurück: »Ja, ich komme.« Im Atelier steht dann der Bildhauer Asmundur Sveinsson in Filzpantoffeln zwischen seinen Plastiken, von denen seine Frau Ansichtskarten verkauft. (Übrigens ein begabter Bildhauer, der mit einem eigenwilligen, an die Lavabrocken des Landes erinnernden Expressionismus begann; später hat er dann, wie anscheinend die meisten isländischen Bildhauer und Maler, sich den jeweiligen Moden von Paris und New York anbequemt.)

Ähnlich zufällig wirken die zahlreichen, oft etwas unbeholfenen Denkmäler, die in der Hauptstadt herumstehen. Wo sie

nicht den Wikingern gelten, die lange vor Kolumbus Amerika entdeckten, wirken sie wie Aufmerksamkeiten, die man innerhalb einer Familie austauscht. Sie passen zu den »Bäumen«, die der Stolz eines Parks am Rande der Stadt sind: nach unseren Begriffen sind das stärkere Sträucher. Auch das macht Island aus: es ist ein Land ohne Bäume – dieser gebrechliche Teil der Natur kann sich offensichtlich gegen die Fundamente der Natur nicht durchsetzen. Es ist nicht der Mensch allein, der kapituliert hat.

Wer das eigentliche Island erleben will, muß weg von den schmalen Strichen der Zivilisation an der Küste und in ein paar Tälern. Sie wirkt wie ein abwaschbarer Schimmel, ein bißchen Fischfang und Viehzucht, ein paar mit US-Hilfe errichtete Prestige-Fabriken. Asphaltstraßen gibt es außer derjenigen von Jacques Lanzmann wirklich nur in den paar größeren Ortschaften. Sie müßten sonst wohl der Natur ständig abgekämpft werden. Im Land drin sind sie einfach aus Lava-Erde aufgeschüttet – und es fährt sich erstaunlich gut darauf.

Auf diesen in der Landschaft sich verlierenden Straßen stößt ins Innere vor, wer nicht das längst zum Volksbeförderungsmittel gewordene Flugzeug benützen will. Es geht durch endlose Lavafelder, vorbei an vereinzelten, in der Weite sich verlierenden Schafen und Ponnys, die mit den Fischen und den Vögeln zusammen die Fauna auszumachen scheinen. Und mehr und mehr wird man in der Einsamkeit von jenem »Island-Gefühl« gepackt, das keiner vergißt, der es einmal erlebt hat.

Das Klima ist kaum anders als bei uns – dafür sorgt der Golfstrom. Man darf sich durch den Namen »Eisland« nicht täuschen lassen: es gibt dort nicht mehr Schnee als in München. Und verwirrenderweise sind die großen Gletscher gegen die Südküste zu gelagert, während das »grüne« Island, um den Myvatn-See, im Norden, gegen den Pol zu liegt. Anders ist natürlich das Licht: im Sommer wird es nie richtig dunkel, im Winter bleibt man im Dämmer. Der größte Unterschied liegt allerdings im Charakter der isländischen Landschaft.

Man darf sich nicht bei den »Knalleffekten« aufhalten, zu denen die Touristen gelotst werden: den Geysiren, deren man bald müde wird, den Wasserfällen, welche alle europäischen an Pracht übertreffen, den bizarren Lavafelsen. Was die isländi-

sche Landschaft auszeichnet, ist, daß sie eine »Landschaft an sich« ist, ohne jedes Beiwerk, dafür von einer fast brutalen Intensität. Unvergeßlich ist beispielsweise der Kleifarvatn-See bei den Schwefelquellen von Krisuvik. Bei uns wird ein See von grünen Hügeln begleitet, von Kirchlein und Burgen bekränzt, von Schifflein belebt. Dieser See liegt wie ein großes klares Auge in absolut kahlen und schwarzen Bergen, inmitten einer fast hörbaren Stille. Die »Idee See« sozusagen.

So ist alle isländische Landschaft. Eine Ebene ist unendlich eben und flach und weit und in der Ferne von verhalten-pathetischen Bergen bekränzt, die das noch unterstreichen. Ein Gletscher wirkt wie ein vereistes Meer, bis man die Krümmung entdeckt. Die unendlichen Grün-rost-gelb-Abstufungen in den Heidekräutern des isländischen Herbstes prägen sich so ein, weil sie das monotone Stahlblau der Berge zum Hintergrund haben und die Luft fernsichtig klar ist. Eine Welt, in der einem oft das Herz jäh stille steht. So stellt man sich eine Landschaft vor, in die sich ein Mensch zum Sterben zurückzieht.

Es ist nicht leicht, mit einer solchen Natur zu leben. Man denke daran, wenn man wieder in die Siedlungen an der Küste zurückkehrt.

34. Die Bild-Maschinen des Pierre Bonnard

Es gibt eine Bruderschaft von Männern, die in der Malerei nur »gebaute Bilder« lieben. Sie geben nichts auf das, was gemeinhin als »malerisch« gilt – nichts auf den Schmelz der Töne, nichts auf den spontanen Pinselstrich, nichts auf den Reiz des Verschwimmenden und Ungefähren. Sie wollen »Architektur« in der unarchitektonischsten der bildenden Künste, und Farben werden für sie erst dort farbig, wo sie den Aufbau gliedern. Ihr Gott ist der große Raffael (unsere Urgroßväter sahen richtig), ihre Götter sind Giotto, Piero della Francesca, Poussin, dann Seurat (also Italiener und Franzosen, kein Deutscher). Und sie betrauern, daß Puvis de Chavannes, der einzige Wandmaler des 19. Jahrhunderts, mehr Gelehrter als Handwerker war (außerdem nicht schwindelfrei, so daß er statt der Wände selbst nur Leinwände bemalte, die dann an den Mauern aufgezogen wurden).

»Gebaute Bilder« – das ist oft eine versteckte Eigenschaft. Nicht überall ist es so überdeutlich wie bei Puvis. Es gibt Maler, die Meister des flüchtigen Reizes zu sein scheinen, aber bei genauerem Sehen stehen ihre Bilder wie Erz. Der größte unter ihnen ist Pierre Bonnard (1867–1947). Sein Werk ist eine der schlimmsten unter den vielen verpaßten Chancen der deutschen Museen. Man kaufte van Goghs, Cézannes, Picassos – Bonnard, diesen Großen, ließ man aus. Was an Gemälden von ihm in deutschen Galerien hängt, ist höchstens eine Visitenkarte, und

es geben kann.« Wie das gemeint ist, merkt man eine Etage tiefer, wenn man von kunstsinnigen Besuchern zu hören bekommt: »Haben Sie dort das zauberhafte Rosa gesehen?« – »Wie keck ist doch diese Katze abseits ins Bild gesetzt!« Man schaut sich diese Bilder also an wie irgendeinen Renoir. Man begnügt sich mit der Haut dieser Bilder, wo doch so viel drunter steckt. Die Rosas sind wirklich zauberhaft und die Katzen keck – aber Bonnard ist mehr als bloße »peinture«, so meisterlich er sie auch beherrscht.

Wir verrieten bereits, daß wir Pierre Bonnard zur höchsten Kategorie der Malerei, die der Bilderbauer, rechnen. Für diese Kategorie hat einer einmal den paradoxen Begriff »Bild-Maschinen« geprägt: Damit wollte er die unvergeßliche Mischung von Organisation, Spannung und Sensibilität kennzeichnen, die ein Bild in diesem potenzierten Sinn – jenseits der zufällig gerahmten Leinwand – ausmacht. Je länger man in der Bonnard-Ausstellung umherwandert, desto mehr bekommt man Mut, den Begriff der »Bild-Maschine« auch auf diesen Maler anzuwenden.

Das wirkt zunächst befremdend angesichts seines Malers, der die Wirklichkeit stets von ihrer flüchtigsten Seite zu nehmen scheint. Was ist »gebaut« an diesen lässig-molligen Mädchenakten in Badewannen oder vor Toilettentischen? Was an den hingestreuten Früchten, den im Glück des Zufalls erhaschten Sonnenlandschaften?

Malt Bonnard einen Tisch oder sonst ein Möbel, dann fast immer aus einem ausgefallenen Winkel, der alle Schwere aufhebt. Rechtwinkligen Verhältnissen, die doch als das A und O der Bildordnung gelten, weicht er aus. Malt er eine Mehrzahl von Personen, so scheint er auf ihre absichtliche Gruppierung zu verzichten.

Aber eben: Es ist nur scheinbar Impressionismus. Die Bildarchitektur wird zwingender, weil sie nicht im Gegenstand vorkomponiert ist. Dafür sind Linie, Fläche und Farbe eines und treten nie auseinander. Weshalb auch jede Schwarzweiß-Reproduktion nach Bonnard-Gemälden nicht mehr als eine Erinnerungsstütze sein kann.

Gehen wir ein paar Schritte zurück. Bonnard ist ein weit schwierigerer Maler, als die Haut seiner Bilder ahnen läßt. In

dieser Gesamtschau seines Werkes fällt auf, daß er im Grunde keine Entwicklung hat, von Anfang an fertig ist. Gewiß, der Kunsthistoriker entdeckt da Jugendstilromantik, dort Anklänge an Roussel oder an die neuromantische Stilisierung von Maurice Denis sowie anderes Datierungsmaterial. Bonnard übernimmt solche Dinge unbefangen, weil es ihm nicht so wichtig ist. »Stil« interessiert ihn nicht.

Sieht man im Pariser Museum für moderne Kunst seine Bilder neben denen seines Freundes Vuillard, so fällt es leicht, an letzerem einen Gruppenstil zu definieren. Bei Bonnard hat das Schwierigkeiten, er paßt nicht ganz hinein – so wie an dem braven Signac der Pointillismus besser zu erläutern ist als an dem genialen Seurat. Bonnard hat aber nicht einmal eine »Handschrift« wie sie etwa an jedem Bild von Cézanne, Toulouse-Lautrec oder van Gogh feststellbar ist – und wie sie manchen Künstlern zuweilen zur Masche entartet.

Gibt es aber nicht andere Maler der letzten hundert Jahre, die eindeutiger »gebaute« Bilder malten? Das ist eine optische Täuschung im genauesten Sinne des Wortes. Schuld daran sind nämlich die fotografischen Reproduktionen, die in diesem Zeitraum die andeutenden Umrißstiche früherer Zeiten ersetzen und mehr und mehr eine Eigenexistenz neben dem Original führen.

Selbst der Liebhaber blättert heute mehr in Kunstbüchern, als er in Galerien geht. Ein Bild verändert sich jedoch in der Verkleinerung. Was in ihr monumental wirkt, ist es im Original nicht unbedingt.

Erst vor dem Bild selbst merken wir, wo die Bildfläche nicht durchorganisiert ist, wo jene Spannung ausbleibt, die mit zur Monumentalität gehört. Stilisierung allein ist jedoch noch keine Monumentalität im Sinne jener »Bild-Maschine«. Cézanne ist durch die Kunstbücher zum Klassiker der Moderne geworden. Der »Cézannismus« von Morandis Frühzeit beispielsweise beruhte bloß auf der Kenntnis von Reproduktionen; Cézanne-Originale hat Morandi erst später und spärlich kennengelernt.

Seit etwa achtzig Jahren strebt die Malerei wieder zum gebauten Bild; man war der Bildauflösung unter romantischem, realistischem und zuletzt impressionistischem Vorzeichen müde geworden. Aber die meisten, die den Weg zurück zum Bild in

diesem Sinne suchten, griffen zur Reduktion, zum Destillat. Durch fortschreitendes Ausscheiden von Wirklichkeit suchte man des Bildes wieder habhaft zu werden. Es geht ein gerader Weg von Cézannes »Montagne Sainte-Victoire« zu jenen Tafeln Mondrians, die nur noch aus rechtwinklig sich schneidenden Geraden bestehen. Dieser Weg ist jedoch nicht der einzige Weg der Malerei, wie uns Heere von Kunstkritikern einzureden suchen – es ist bloß einer neben anderen.

Bonnard ist der große antimodernistische Moderne unter den Malern unserer Zeit. Er hat die Monumentalität nicht durch das Zurückgreifen auf monumentale Inhalte zu erzwingen gesucht – davor warnte ihn das großartige Scheitern eines Puvis de Chavannes. Was für Poussin noch selbstverständlicher Besitz war, ist es für uns nicht mehr. Bonnard hat aber auch nicht reduziert. Er beließ der Wirklichkeit ihre Fülle. In seinen letzten Bildern, um 1946 bis 1947, ist sie so prall da wie in den ersten um 1888 bis 1889. Und es ist *unsere* Wirklichkeit in ihrer ganzen Zufälligkeit. Aber Zufälligkeit im Stoff ist noch nicht Zufall im Bild. Ihn gibt es bei Bonnard nicht. Weil nichts ausgeschieden ist, geht die Spannung durch jeden Quadratzentimeter seiner Bilder.

Wer das hier Gesagte nicht glaubt, kann leicht die Probe aufs Exempel machen. Er schaue sich in einem der Säle die Bilder zunächst von nahe an, um ihren Hautreichtum ganz in sich aufzusaugen. Dann gehe er zur gegenüberliegenden Wand und sehe sich dieselben Bilder aus der Ferne an – unabhängig von Haut und Inhalt. Dann schließt sich das zufällig, lässig Scheinende zur großen Form zusammen. Schreitet der Betrachter dann wieder langsam auf die Bilder zu, wird sich diese Form für seinen Blick nicht mehr verlieren, aber sie scheint nun vom Schmelz des Details, vom Reiz des Dargestellten wie elektrisch aufgeladen.

Es ist nicht billige Sucht nach Paradoxien, wenn wir in diesem »Maler heiterer Lebensfreude« den Künstler sehen, der mit den Mitteln seiner unmonumentalen Zeit der Monumentalste ist. Um einen entniedlichten Bonnard wird gebeten.

35. Von der Gnade, Baier zu sein

Als der Freistaat Bayern 1973 in Karlsruhe gegen den Grundvertrag klagte, erhielt ich von der Zürcher »Weltwoche« den Auftrag, den Schweizern zu erklären, weshalb Bayern »immer ein Extrazügli machen« müsse.

München. – Natürlich hätte auch ein von der CDU regiertes Land wie Rheinland-Pfalz oder Baden-Württemberg vor dem Bundesverfassungsgericht gegen den Grundvertrag klagen können. Aber Ministerpräsident Kohl oder Ministerpräsident Filbinger hätten damit doch ziemlich unliebsames Aufsehen erregt. Daß es das CSU-Land Bayern war, das klagte, dürfte hingegen bei den übrigen Bundesrepublikanern kaum Überraschung hervorgerufen haben. Bayern ist anders – das ist auch eine Art Grundgesetz der Bundesrepublik, und es wird von den einen mit schicksalergebenem Grimm und von den andern mit Schmunzeln hingenommen.

Man hat die Rolle Bayerns in der Bundesrepublik mit derjenigen Preußens in der Weimarer Republik verglichen, und das stimmt zum Teil: gegen Bayern etwas durchzusetzen, ist nicht leicht. Gewiß ist Bayern nicht, wie Preußen das war, größer und volksreicher als die andern Länder zusammen; flächenmäßig macht der »Freistaat Bayern« ein schwaches Drittel der Gesamtfläche der Bundesrepublik aus, und seine 9½ Millionen Einwohner werden von den 13½ Millionen Nordrhein-Westfalens übertroffen. Aber eines hat Bayern mit dem Preußen von damals gemeinsam: so wie es damals »Wahlpreußen« gab, so gibt es heute »Wahlbayern«, und jedermann kann sich darunter mehr als einen »Preißn« im Loden-Look vorstellen. Ein »Wahlhesse« oder ein »Wahlwürttemberger« hingegen ist undenkbar, da fehlt einfach, bei allem Respekt, eine Dimension. Bayer zu sein, ist jedoch offensichtlich ein charismatischer Gnadenzustand, an dem auch andere teilhaben möchten.

Das hatte im Grunde auch ein kluger Mann wie Carlo Schmid durchaus eingesehen; sein vielzitierter böser Spruch, hinter Ulm beginne bereits der Balkan, darf wohl als Ausdruck einer doppelten Frustration aufgefaßt werden: erstens ist er »nur« Schwabe (immerhin mit einer Mutter aus einer charismatischen

Einzelgängernation, aus Frankreich), zweitens war er einer der Väter der bundesrepublikanischen Verfassung. Als solcher hat es Carlo Schmid – bei seinem bekannten Stolz auf *alle* Produkte seiner Feder, nicht nur seine Baudelaire-Übersetzungen – nie ganz verwunden, daß Bayern 1949 als einziges Bundesland gegen das Grundgesetz stimmte, um so von der ersten Stunde der zweiten deutschen Republik an die Sonderstellung des »Freistaates Bayern« innerhalb dieser Bundesrepublik zu unterstreichen. Bevor wir uns jedoch der Frage zuwenden, wovon die Bayern frei sein möchten, behalten wir Carlo Schmids Frustration heuristisch noch im Auge und fragen uns, ob er nicht zu kurz gezielt hat. Warum gerade Ulm? Warum nicht »hinter Augsburg«? In Ulm beginnt nämlich Bayern wohl staatsrechtlich. Aber beginnt es dort auch seelisch?

Voraussetzung jeder Beschäftigung mit der bayerischen Frage ist, daß man sich des Unterschiedes (und des Abgrundes) zwischen »Bayern« und »Baiern« bewußt ist. Bayern mit »y« ist das staatliche Gebilde, das dynastische Beharrlichkeit und dynastischer Zufall im Laufe der Jahrhunderte zusammengebastelt haben; die Baiern mit »i« hingegen sind der Stamm, der in jenem Staat mit Franken, Oberpfälzern und Schwaben kohabitiert (die Rheinpfälzer wurden nach 1945 abgetrennt, damit der Freistaat auch seine Irredenta hat). Die Baiern wiederum gliedern sich in Oberbaiern und Niederbaiern. Das ist eine Art Klassengegensatz: die Oberbaiern halten sich für die Feineren; die Niederbaiern hingegen gelten als etwas derbe »Ruechen«, die nicht ministrabel seien und es in München allerhöchstens bis zum Staatssekretär bringen könnten. Oberammergau liegt in Oberbayern. Vilshofen mit seinem berühmten politischen Aschermittwoch hingegen in Niederbayern. Aber das sind für den Außenstehenden doch nur Nuancen. Gemessen an den mit bedeutend weniger Barockvitalität versehenen Franken und Schwaben sind die Baiern natürlich ein einheitlicher Block.

Allerdings, um ein letztes Mal heuristisch bei Carlo Schmids Stoßseufzer anzusetzen: beginnt »das Andere«, das spezifisch Bairische, nicht überhaupt erst hinter München? Die Baiern sind nämlich, zum mindesten auf den ersten Blick, gar nicht so dominant im Staate Bayern, wie man das auf Grund ihres Vorsprunges an – modisch gesagt – »Qualität des Lebens« eigentlich

annehmen sollte. Sie spielen keineswegs die Serben, welche die Kroaten und Slowenen dieses Freistaates an die Wand drücken. Im Gegenteil: die Baiern lieben es, sich als kolonisierten Stamm darzustellen. Früher hieß es, in München regierten die Franken (das war zur Zeit der Ministerpräsidenten Seidel und Ehard, welche die CSU »liberalisierten«). Heute sagt man das gleiche den Schwaben aus dem Allgäu und der Augsburger Gegend nach. Tatsache ist, daß der bayerische Landtag noch von dem Franken Hanauer präsidiert wird; der Ministerpräsident und Landesvater Goppel ist Oberpfälzer; die starken Männer des Kabinetts, Wirtschaftsminister Jaumann und Innenminister Merk sind Schwaben. Dem stehen als bayerische Aktivposten immerhin Franz Josef Strauß und der fernsehwirksame Bonner Vertreter Bayerns, Heubl, gegenüber, sonst aber nur ein nicht mehr als Kronprinz geltender Finanzminister Huber und ein noch nicht als solcher geltender Umweltminister Streibl. Noch eigenartiger verhält es sich bei der Opposition: der glücklose bisherige SP-Chef Bayerns, Gabert, ist Sudetendeutscher; sein energischer Nachfolger Hans-Jochen Vogel, aus mehrheitlich baierischer Familie, aber in Norddeutschland geboren und zusätzlich mit dem unbaierischen »Jochen« belastet, wußte das durch ein gewollt volkstümliches Idiom auszugleichen.

Zählt man da so der Reihe nach auf – und die politischen Verhältnisse haben natürlich ihre Entsprechung im Kulturellen, in der Wirtschaft, im täglichen Leben –, so wird der mit Bayern nicht Vertraute kaum verstehen, wie ein solches Sammelsurium ein derartiges Gewicht in der deutschen Politik haben kann. Wer jedoch als »Zugroaster« einige Zeit im Freistaat lebt, macht bald zwei aufschlußreiche Erfahrungen. Zunächst stellt er mit Verwunderung fest, mit welcher selbstbewußten Gelassenheit die Baiern ihre »Überfremdung« ertragen, die ja nicht bloß eine durch Franken und Schwaben ist – jedes Jahr wandert auch eine fünfstellige Zahl von Menschen aus der übrigen Bundesrepublik und dem Ausland zu. Die vielzitierten Witze gegen die »Preißn« sind gar nicht so bös gemeint, sondern in erster Linie ein Mittel ritueller bajuwarischer Selbstdarstellung. Dies nämlich ist die zweite, spätere Erfahrung, die der Zugereiste macht: wie sehr sich, auf Umwegen und nicht immer sogleich erkennbar, dieses Bajuwarische doch wieder durchsetzt.

Das gelingt ihm sogar in der Anderthalb-Millionen-Stadt München. Keine andere deutsche Großstadt hat sich so sehr wie diese, bei allem polypenhaften Wachstum, ihre Prägekraft bewahrt. Sie wird vom Land um sie herum nicht als Wasserkopf empfunden; jeder bayerische Bauer erlebt sie immer noch als seine Hauptstadt. Der Slogan von der »Weltstadt mit Herz« ist nicht so töricht, sofern man »Herz« nicht schnulzig versteht. Die Baiern sind kein sentimentaler Stamm – das sieht man schon daran, wie gut sich bei ihnen, nicht nur in Sachen München, Tradition und Moderne vertragen. In das an Alster und Wupper konstruierte Klischee vom »rückständigen Bayern« paßt nicht nur nicht, daß es in Bayern prozentual weniger Zwergschulen und mehr neue Universitäten gibt als im »roten Hessen« – auch die Entwicklung der Wirtschaft ist aufschlußreich. Während an Ruhr und Niederrhein deutliche Zeichen von Arteriosklerose feststellbar sind, verlagert sich das industrielle Schwergewicht der Bundesrepublik immer mehr nach Süden, nach Bayern und natürlich auch ins Musterländle Baden-Württemberg.

Was ist denn nun das Geheimnis dieser bayerischen Lebensart, die sich auch gegen die Dampfwalze der »industriellen Gesellschaft« noch durchzusetzen weiß und jedem bayerischen Produkt seinen besonderen Pfiff gibt, sei es nun ein BMW-Wagen (der »bayerische Rolls-Royce«), der »Kaiser Franz« (Bekkenbauer) oder ein Münchner Juso, der eben anders ist als einer aus Frankfurt? Einen Aufschluß gibt die Geistesgeschichte, mit ihrem Blick aus großer Distanz. Bayern ist bekanntlich keine der deutschen »Genielandschaften« (als solche gelten Schwaben und Sachsen). Keiner der großen deutschen Philosophen, kein großer Dichter kommt aus dem Kerngebiet des baierischen Stammes. Der »große Einsame«, der eine Sache ohne Rücksicht auf die Welt um ihn herum zu Ende denkt – das ist offensichtlich keine bairische Angelegenheit. Bei »bayerischer Kultur« denken wir zunächst an jene wunderbaren »Gesamtkunstwerke«, die sich insbesondere während des Barocks über die Landschaft zwischen Alpen und Donau verbreitet haben: jene Klöster, Kirchen und auch Schlösser, in denen Architekten, Bildhauer, Maler, Stukkateuere, Musikanten zusammen mit einem die Selbstdarstellung liebenden Stamm ein permanentes Schau-

spiel aufführen, das bis heute ganze Ortschaften, ganze Täler prägt.

Das schauspielerische, sich selbst inszenierende, in das Ritual verliebte Wesen kennzeichnet den Bayern, und zwar mehr als nur seine Oberfläche. Hinter Ulm beginnt nicht der Balkan, aber es beginnt doch, innerhalb Deutschlands, der Süden. Das, was von fernher als »typisch deutsch« gilt – die Verwechslung von Denken und Wirklichkeit; die Sucht, alles *ad absurdum* zu führen; die Besoffenheit an »Weltanschauungen« und der dazu gehörige Mangel an konkret-politischem Instinkt – von all dem spürt man die Bayern weit weniger. Daß die Welt nicht aufgeht, daß wir immer nur Stückwerk in Händen haben, daß der Idealstaat nie kommen wird – der Norddeutsche merkt das vielleicht, wenn's hochkommt, ganz am Ende seines Lebens. Für den Baiern ist es selbstverständliche Voraussetzung, ganz von Anfang an, davon redet man gar nicht mehr. Ihm kommt es darauf an, daß das Stück in Händen ein schönes Stück ist: machen wir eine Schau, stellen wir die Welt dar als das, was sie ist – als ein Spiel von Gegensätzen, in dem wir unsere Rolle zu übernehmen haben.

Vielleicht ist es gerade das, was den eigentlichen Charme des bajuwarischen Lebensstils ausmacht: jeder hat seine Rolle, jeder spielt sie gern, aber keiner mit tierischem Ernst. In diesen Tagen wurde oft gefragt, ob denn die Bayern bei ihrer Klage vor dem Bundesverfassungsgericht mit einem Erfolg gerechnet hätten. Das ist, was man in Bayern eine saudumme Frage nennt. »Einer mußte doch klagen ...« Anderes Beispiel: In Bayern würde ein Politiker nie über Frauengeschichten stürzen, im Gegenteil: die Franz Josef Strauß angedichteten Weibergeschichten haben ihm hier mit zu seiner Popularität verholfen. Als ihm ein Nachrichtenmagazin aus Norddeutschland gar Geschichten mit Negerinnen anhängte, hörten wir einen CSU-Redner in einer großen Versammlung unter tobender Begeisterung sagen: »Wann dös stimmt, so zeigt es, daß unser Franz Josef koa Rassist is!« Undenkbar in jeder anderen deutschen Landschaft.

Wir sagten, daß *gegen* Bayern in der Bundesrepublik nicht leicht etwas zu unternehmen sei. Was aber kann man *mit* Bayern unternehmen? Man kann sich Bayern in der Opposition besser vorstellen als am Steuer der Bundesrepublik. Einem Poli-

tiker aus Bayern gehen die Allgemeinheiten nicht so leicht von den Lippen, mit denen man heute Politik macht; er hat keine Idealsysteme anzubieten, weil er zugleich auch das Gegenteil sieht, und die Umwege, die man in der Wirklichkeit gehen muß. Bayern ist die Vendée der Bundesrepublik (hier geht selbst Sozis einem Wittelsbacher gegenüber die »Königliche Hoheit!« leicht von den Lippen), und als solche ist es gerade heute unentbehrlich.

PERSÖNLICHES

36. Nach der Hexenjagd

Am 28. Feburar 1967 erhielt ich in der Aula der Münchner Universität aus der Hand von Konrad Adenauer den ersten Konrad-Adenauer-Preis für Publizistik. Mit mir erhielt Bernt von Heiseler den Adenauer-Preis für Dichtung und Ludwig Freund den Adenauer-Preis für Wissenschaft. Noch während der Feier brach in den Massenmedien der Sturm los gegen diesen Preis, der in der Bundesrepublik als erster großer, unter Assistenz der Spitzen von Staat und Gesellschaft verliehene Preis an Männer ging, die nicht links von der Mitte standen. Ludwig Freund wurde, als Jude, geschont; der Sturm konzentrierte sich auf Heiseler und mich. Für eine Dokumentation der Deutschland-Stiftung, welche die Adenauer-Preise verleiht, schrieb ich, unter dem Schock dieser Hexenjagd, den folgenden Rückblick.

Über einen Mangel an Angriffen habe ich mich nie beklagen können. Mein erstes Buch, »Die Konservatie Revolution« von 1950, wurde von Männern wie Hans Zehrer, Rudolf Kircher, Michael Freund, und Wilhelm Stapel zerrissen. Ein späteres, etwas verunglücktes Buch war Anlaß eines wahren Schlachtfestes, das der nun verstorbene Roland Marwitz mit mir anstellte. Liberale Geister wie Hans Barth, Max Rychner, François Bondy und Paul Sethe sind mir mit feineren Instrumenten zu Leibe gerückt und haben mit ironischer Sympathie nicht gespart. Alle diese Angriffe haben mir weitergeholfen. Ich trage keinem von ihnen nach, denn sie setzen bei unbestreitbaren Schwächen an, und ich habe aus ihnen gelernt.

Was vom Tag der Verleihung des Adenauer-Preises an über mich hinwegbrauste, war etwas anderes: mit 46 Jahren war ich

zum ersten Male Objekt einer Hexenjagd. Jetzt ging es nicht mehr um das, was ich geschrieben oder gesagt hatte. Daß ich zur Schieß-Scheibe geworden war, hing kaum mehr mit meiner Person zusammen. Nun griffen mich Leute an, die offensichtlich nie etwas von mir gelesen, die nicht einmal die Bücher in die Hand genommen hatten, über die sie schimpften – Leute, für die schon ein Ernst Jünger kaum etwas Besseres als ein KZ-Scherge war. Ein paar von Simplifikateuren in die Luft gestäubte Parolen genügten; sie wurden von den andern nachgesprochen, abgeschrieben. Als ein auf seine Dokumentation stolzes Nachrichtenmagazin mich zum 56jährigen ernannte, tauchte ich als solcher sogar in einer Wochenzeitung auf, deren Equipe ich während langer Jahre angehört hatte. Und wenn genug abgeschrieben war, wurde ebenso skrupellos hinzuerfunden.

Eine auf ihre wissenschaftliche Attitüde stolze Zeitschrift österreichischer Akademiker berichtete, mit längeren wörtlichen Zitaten, über eine Rede, die ich im Escorial gehalten hatte, und sie beschrieb genau das Mienenspiel Otto von Habsburgs während meiner Rede. Leider waren die Zitate nicht von mir; leider war ich bei Erscheinen dieses Artikels noch nie im Leben in Spanien gewesen (ich habe das dann nachgeholt, auch den Escorial). Der »Schweizerische Beobachter«, Hüter eidgenössischer Rechtgläubigkeit, polemisierte ergrimmt gegen ein Buch »Die deutschen Fürsten« von Mohler. Die so aufmerksam beobachtende Redaktion hatte anscheinend vage von meinem Buch »Was die Deutschen fürchten« gehört. Fritz Hufen denunzierte meine »antiwelsche« Gesinnung. Das verwunderte mich doch sehr, nachdem ich jahrelang als »gaullistischer« Wanderprediger für ein enges Zusammengehen mit Frankreich durch Städte und Städtchen gezogen war. Aber für Hufen konnte wohl ein »Rechter« nicht anders als »antiwelsch« sein. Und angesichts der Angriffe von links fehlte auch nicht der Schuß in den Rücken. Erbost über meine Weigerung, sein ständiger Mitarbeiter zu werden, gab der Herausgeber einer als »national« geltenden Wochenzeitung das Pseudonym preis, unter dem ich drei Jahre zuvor in seinem Blatt zwei Artikel veröffentlicht hatte, die ich anderswo nicht unterbringen konnte. Nun hatte die Linke ihre Munition: »Mohler ist Mitarbeiter der x-Zeitung!« Man hütete sich, aus den Artikeln zu zitieren (der eine war eine Verteidi-

gung von Adenauers Frankreich-Politik, der andere ein Aufruf zum Zusammengehen mit Rotchina). Aber meine Feinde werden für die nächsten zehn Jahre wissen, was sie über mich zu sagen haben: »Mohler ist Mitarbeiter der x-Zeitung!« ...

Eine solche Hexenjagd ist nicht so leicht durchzustehen, wie ich mir das theoretisch gedacht hatte. An die geballte Ladung unartikulierten Hasses, die einem da ins Gesicht fliegt, muß man sich erst gewöhnen. In den ersten Tagen wagt man kaum den Rundfunk anzudrehen: schrill tönt einem entgegen, mit welcher Brandmarke man gestempelt wird. Nach einiger Zeit aber setzt sich eine dicke Haut an. Bald gibt man das Dementieren und das Berichtigen auf. Man merkt, daß man für die einen von vornherein ein Böser, für die andern ein Guter geworden ist. Die Vorsichtigen (und Belasteten) unter den Bekannten legen einige Distanz zwischen sich und den Gebrandmarkten; dafür senden ein paar Eigenwillige aus dem andern Lager, die sich das leisten können, Sympatiezeichen über den Graben herüber. Unvermittelt findet man sich als Requisit des geistigen Bürgerkrieges wieder, der in Deutschland so lange schon unter der Decke schwelt und bei solchen Anlässen kurz an die Oberfläche tritt.

Ohne Spuren geht eine solche Hexenjagd nicht vorüber. Es setzt Narben ab, manchmal auch eine schwärende Wunde. Man fragt sich: bin ich wirklich dieser Popanz, der mir aus dem vom Ausschnittbüro zugesandten Material entgegenblickt? Habe ich Anlaß zu solchen Vergröberungen gegeben? So fragte auch ich mich, ob ich wirklich ein so schlechter Demokrat, ein so schlechter Schweizer sei, wie da behauptet wurde.

Es gibt ein schweizerisches Staatsbewußtsein, ein Bewußtsein gemeinsamer Geschichte – sagen wir: einen gesamtschweizerischen Patriotismus, über die vier Landessprachen hinweg. Ein gesamtschweizerisches Heimatgefühl gibt es hingegen nicht, oder doch nur für Neubürger, deren einer Elternteil noch hochdeutsch spricht. Für den echten Schweizer ist Heimat etwas viel Konkreteres, Überschaubares. Vielleicht bin ich kein guter Schweizer – sicherlich aber ein guter Basler. Heimat ist für mich die Stadt am Rheinknie und die Landschaft, in der sie liegt. Der eine unserer Stadtheiligen, Jakob Burckhardt, Inbegriff patrizischer Isolation nach stürmischer Jugend, hatte allerdings nie viel Geltung für mich. Sein Antipode Bachofen war

mir vertrauter, auch er ein Patrizier, aber weit ausgreifend über die Stadtgrenzen mit seinem Sinn für das Untergründige. Heimat ist mir nicht bloß die autarke Polis und ihr Hinterland im Jura, das Baselbiet; Heimat erstreckt sich auch über die Staatsgrenzen hinweg. Zu ihr gehört im Badischen das Markgräflerland, in das man zum Forellenessen zog, um dann gegen Abend noch auf dem andern Rheinufer im Elsaß drüben einen Gewürztraminer zu trinken.

Gewiß, die Wanderungen ins Badische hörten eines Tages auf. Wir waren dort auf einen Umzug gestoßen, der mit knallenden Bannern und dumpfen Trommeln daherzog. Der Schüler, der sich neugierig dem Umzug näherte, wurde vom Vater, einem schweizer Beamten, mit einer Barschheit beiseite gerufen, die er an ihm sonst nicht gewohnt war. Von da ab wanderte man nur noch ins Elsaß. Tief innen aber blieb die Landschaft am Dreiländereck eine Einheit. Überall hörte man, mit geringen Abwandlungen nur, dieselbe vertraute Mundart. Auf der einen Seite war das Deutsche Reich, auf der andern Frankreich. Aber die Kriegerdenkmäler in den Dörfern des Sundgaus unterschieden sich für das Kind kaum von denen im Breisgau; sie färbten die Landschaft mit der gleichen Schwermut wie die gesprengten Betonkuppeln des Isteiner Klotzes und die endlosen Gräberfelder, die verrostenden Unterstände am Hartmanswei-ler Kopf. Von Westen her schoben sich die vaubanschen Fortifikationen durch die Burgunder Pforte gegen den Rhein zu, und der Militärklassik Ludwigs XIV. antwortete das wilhelmische Pathos der wiederaufgebauten Hohkönigsburg. Dazwischen aber lagen die romanischen Kirchen, die Pfalzen – Zeugen der Kaiserzeit, in der das alles noch eine Einheit war.

Ich war ein Kind der Grenze. Ein paar Schritte, und man war drüben. Wer an der Grenze aufwächst, nimmt sie nie so wörtlich wie der, welcher sie bloß aus dem Atlas kennt. Ich erinnere mich gut des ersten Tages des Zweiten Weltkrieges. Mit einem deutschen Freund, dem die Politik den Staat verschlossen hatte, dessen Paß er noch besaß, erklomm ich einen Hügel an der Grenze. Wir schauten hinunter in die Rheinebene, gegen den Kaiserstuhl und westlich zur Maginotlinie, durch die wir ein paar Tage zuvor auf der hastigen Rückkehr von Paris geradelt waren. Die Ebene lag unberührt im Sonnenglanz; kein Kano-

zum Münster, das Kaiser Heinrich II. dort hat errichten lassen, wo schon der römische Sonnentempel stand. Wenn ich über die Jurahöhen wandere, auf denen ich einst mit meinem Pfadfinderstamm die Zelte aufschlug, wo die Epen des Dichters meiner Jugend, Carl Spitteler, spielen, weiß ich, wohin ich gehöre. Was später hinzukam, sind konzentrische Ringe um den einen Mittelpunkt.

Habe ich die Brücken zur Heimat abgebrochen, als ich mich dem deutschen Ostfeldzug anschließen wollte? Ideologisch bereitete mich auf diesen Schritt nichts vor. Ich begann damals der Familie zu entwachsen, aus der bündischen Gemeinschaft war ich längst ausgeschert, ich verkehrte fast nur noch in Kreisen der

wegt hatte, verflüchtigten sich wie ein Spuk. Als ich während des ersten russischen Winters »schwarz« über die elsäßische Grenze ging, mit der Absicht, als Freiwilliger in die Waffen-SS einzutreten, tat ich das nicht als Antikommunist. (Antikommunist wurde ich erst später, und es war mir immer weniger wichtig als das, *wofür* ich war.) Vielmehr war ich nun in den größten der konzentrischen Ringe eingetreten. Man weiß sehr wenig über die Freiwilligen, die damals aus allen europäischen Ländern zu den deutschen Waffen strömten. Längst nicht alle waren Parteigänger Hitlers; viele von ihnen verhielten sich gegenüber dem totalitären Staat und seinen Kommissaren recht kritisch. Aber sie waren alle überzeugt, daß es um das Schicksal ihres Kontinentes ging, und sie wollten mit Verantwortung tragen, nicht beiseite stehen.

Daß das so einfach nicht war, haben wir zu spüren bekommen. Ich selber bin nicht SS-Mann geworden. Lange saß ich in einem Auffanglager herum. Daß mein Fall verdächtig war, habe ich erst nach dem Krieg von einem Manne erfahren, über dessen Schreibtisch damals meine Akten wanderten. Noch ehe in meiner Sache ein positiver oder negativer Entscheid gefällt worden war, entschloß ich mich selber, aus dem Zug wieder auszusteigen. Der totalitäre Staat hatte sich mir von einer Seite gezeigt, die dem Freiwilligen seinen Überschwang bald austrieb: Geheimdienstleute suchten den aus dem neutralen Ausland hereingeflogenen Vogel dienstbar zu machen. Zugleich aber merkte ich, wie wenig geschlossen, wie kompliziert dieser totalitäre Staat war: ich konnte aussteigen, weil einzelne wie der Dichter Gerhard Schumann ihre Hand über mich hielten. Es war wohl die Marke des »idealistischen Narren«, die mich davor beschützte, in die Maschinerie zu geraten und verheizt zu werden. Die Hilfe, die ich damals erfuhr, hat mich zu differenzieren gelehrt, auch in der Politik; ich habe damals gelernt, daß die entscheidenden Fronten nicht immer von den Parolen gesetzt werden, sondern quer durch Organisationen, Systeme und – Völker laufen.

Das hat mich, trotz aller Ernüchterung, daran gehindert, mich bei meiner Rückkehr in die Schweiz durch das Einstimmen in den üblichen deutschfeindlichen Chor freizukaufen. Deutsche Freunde hatten mir noch vor Kriegsende ein legales Ausreisevi-

sum aus dem Reich verschafft. In der Schweiz wurde ich vom Gericht meiner Division wegen »unerlaubtem Grenzübertritt, versuchter Schwächung der Wehrkraft und Dienstversäumnis« zu Festungshaft verurteilt. An die Haft schloß sich eine lange Krankheit und Aufenthalt im Sanatorium an – Zeit genug, über manches klar zu werden. Damals gab ich das Studium der Kunstgeschichte auf und wandte mich dem zu, was mich seither beschäftigt: Studium der deutschen Problematik, Studium der Erschütterungen unseres Jahrhunderts. Dabei hatte sich in mir als Frucht der gemachten Erfahrungen der hartnäckige Wille festgesetzt, mein Urteil nie mehr durch die jeweils marktgängigen Parolen bestimmen zu lassen.

Bin ich ein »schlechter Demokrat«? Es kommt mich ein Lächeln an, wenn ich mir die ansehe, welche mir das gemeinhin vorhalten. Ich bin der Sohn einfacher Leute; mein Vater hatte einen kleinen Hof als dritter Sohn verlassen, um sich in der Stadt durchzuschlagen, und man mußte in unserer Familie jeden Franken umdrehen, ehe man ihn ausgab. Von klein auf hatte ich einen wachen Sinn für jede Form von »establishment«, in der eine bequem gewordene Schicht mit pseudo-demokratischer Phraseologie ihre Pfründen abzusichern sucht. Jener Vorfahre, der am 24. Juli 1653 auf Geheiß der Basler Patrizier als Bauernrebell vor den Toren der Stadt geköpft wurde, ist mir gegenwärtig. Nicht ohne Bewegung sehe ich den Stich mit der »Execution der vornembsten Rebellen, Baslischen Underthanen«, wo als fünfter von sechs Enthaupteten jener Jakob Mohler, aus Diegten im oberen Baselbiet, gezeigt wird. Die Selbstverständlichkeit, mit der mein Vater seine Pflicht als Beamter tat, hat mich jedoch davor bewahrt, solche »establishments« mit dem Ganzen gleichzusetzen und Opposition um der Opposition willen zu treiben. Dazu fehlt mir das schlechte Gewissen sorgenfreier Bürgersöhne.

Als Schweizer ist mir die Volkssouveränität etwas Selbstverständliches. Als Schweizer weiß ich aber auch, daß Demokratie genau wie Heimat etwas recht Konkretes ist, und ich setze mich gegen jede Tyrannis von Abstraktionen zur Wehr. Nichts ist mir verhaßter als jene Hohepriester, die so genau wissen, was »Demokratie« ist, daß sie dem Volk von Grund auf mißtrauen und es von jeder unmittelbaren Einwirkung auf die Politik fernzu-

halten suchen. Und ich habe mich von klein auf zur Wehr gesetzt gegen die falschen Priester, die »Demokratie« mit Mittelmäßigkeit und Behagen im Winkel gleichsetzen wollen. Ich kann die Stunde genau bezeichnen, in der ich mich, als Student, von der Linken zu lösen begann. Im Basler Filmklub, »Le Bon Film« der damals zu einem erheblichen Teil aus deutschen Emigranten bestand, schaute ich mir Jean Renoirs Film über die Französische Revolution, »La Marseillaise« von 1938, an. In diesem Film – wohl dem eindrücklichsten, der über die große Revolution gedreht worden ist – tritt auch die Schweizergarde auf (die allerdings in der französischen Ton-Version zum Befremden des Schweizers schwäbisch statt alemannisch spricht). Bei der Szene, in welcher der die Tuilerien stürmende Mob die letzten, schwerverwundet am Boden liegenden Schweizergardisten zertrampelt, wurde um mich herum Beifall geklatscht. Obwohl ich sonst auf der Seite von Danton und Saint-Just stand, setzte in diesem Augenblick bei mir etwas aus. Ich konnte mich der Frage nicht erwehren: was hast Du mit Leuten gemein, die Beifall klatschen beim Untergang jener Schweizer, die den letzten heroischen Gang unserer Geschichte gingen? Daß deren Opfer im Dienste eines fremden Königs stattfand, dem die eigenen Soldaten längst davongelaufen waren, störte mich nicht. Das Absurde machte grade seine Größe aus. Noch heute läuft mir ein Schauer über den Rücken beim Spruch HELVETIORUM FIDEI AC VIRTUTI, der in Luzern in das von Thorwaldsen entworfene Löwendenkmal für die Schweizergarde eingemeißelt ist.

Ein nichtschweizerischer Alemanne (und Politologe), Hans Maier, hat mich einmal mit wohlwollender Ironie auf die Formel zu bringen versucht: »Mohler = vom Unbehagen im Kleinstaat zur Force de frappe«. Die Formel ist so übel nicht, wenn man in de Gaulles »bombinette« das sieht, was sie ist – die Notwehrwaffe des Kleineren, der nicht bloßes Manipulationsobjekt der Großen sein will. Und was das Unbehagen betrifft: ich stehe zu dem, was ich mitbekommen habe, ohne mich mit ihm zu begnügen. Zu viele meiner Landsleute sind in Nabelschau erstarrt. Und diese Nabelschau setzt sich zu leicht in eine ebenso unverbindliche, weil im Abstrakten bleibende Intergrationsseligkeit um. Die größere Einheit, in die auch wir Schwei-

zer hineingehören, ist nun einmal das konkrete Europa, mit seinen Vorzügen und Schwächen, mit seiner Vielfalt, die nicht in technokratischer Gleichmacherei untergehen darf. In »Was die Deutschen fürchten« schrieb ich: so »kann man allenfalls ein Texas schaffen, und dann wird man immer auf ein Texas stoßen, das noch mehr produziert und noch größer ist«. Man kann sich gewiß ein idealeres Europa vorstellen als das von de Gaulle entworfene – dieses hat jedoch den Vorteil, verwirklichbar zu sein.

Es ist zu verwirklichen, weil es nichts von dem unterschlägt, was die Erfahrung eines Schweizer, eines Deutschen, eines Europäers meines Alters ist. Es nimmt den Menschen so, wie er ist – in seiner Schwäche *und* seiner Größe. Wir wissen, wessen der Mensch fähig ist, im Bösen wie im Guten. Darum sind wir gegen Vereinfachungen empfindlich geworden. Weder von Interessengruppen noch im Namen einer Utopie – und schon gar nicht von der üblichen Mischung aus beidem – wollen wir uns das rauben lassen, was wir haben. Das ist die Lehre der Gräberfelder unter den Weinbergen, in der weiten Ebene, an beiden Ufern des Stroms.

37. Erinnerung an einen Freund

Es gibt einen Grad der Freundschaft, in dem es der verbalen Verständigung nicht mehr bedarf, weil man sich unmittelbarer verständigt – einen Grad der Freundschaft, dessen Spannung gerade deshalb nie nachläßt, weil man sich im gleichen Rhythmus befindet. Ich hatte zweimal das Glück einer solchen Freundschaft. Beide Male ist sie abgebrochen. Von Marcel Hepp (2. Juli 1936 bis 9. Oktober 1970), der so viel jünger war *als ich, hatte ich gehofft, daß er einmal die Worte an meinem Grab sprechen werde. Nun mußte ich ihm – als einer aus seiner Mannschaft und im Namen der Mannschaft des »Bayernkurier« – diesen Nachruf schreiben. Marcel Hepp war eine der großen Hoffnungen der jungen Rechten.*

Am 9. Oktober ist der Geschäftsführende Herausgeber des »Bayernkurier«, Marcel Hepp, nach neunmonatiger schwerer Krankheit in einer Heidelberger Klinik gestorben. Unser Freund Marcel Hepp ist nur vierunddreißig Jahre alt geworden. Sein Leben war jäh und schwungvoll; nun ist es abgebrochen. »Marcel Hepp« – das war in wenigen Jahren zum Synonym eines politischen Temperamentes, einer unbedingten, Kompromisse verachtenden Haltung geworden. Marcel Hepp war für seine politischen Gegner so unverdaulich, weil er so jung war. Er widerlegte allein schon durch seine Existenz, daß die Jugend nur auf der Linken zu finden sei. So wie er mit seiner rasanten, unbekümmerten Intelligenz die verkörperte Widerlegung der abgeklapperten These war, der Geist stehe links. Er paßte nicht in die künstliche Welt, welche sich unsere Meinungsmacher zurechtgezimmert haben. Und er hatte den Mut, nicht das Knie vor ihr zu beugen. Er war ein schwäbischer Dickschädel aus dem Oberland zwischen Alb und Bodensee, das von barocken Kirchen wie von Gottesburgen übersät ist. Man spürte ihm an, daß er aus der Welt des Katholizismus kam, und zwar eines von Selbstzweifeln noch unangekränkelten Katholizismus, der sicher und fest, ohne Frömmeln, in der Kontinuität seiner Tradition stand. So nannte er denn auch die Studentengruppen, die er während seines Studiums von 1956 bis 1960 zusammen mit seinem Bruder Robert an den Universitäten Tübingen und

Erlangen aufbaute, »Katholische Front«; später weitete er sie unter dem Namen »Konservative Front« auch auf Nichtkatholiken aus.

Diese Studentengruppen sind in der bewegten deutschen Hochschulgeschichte dieser Nachkriegszeit bereits legendär geworden. Sie führten an den deutschen Universitäten den modern-aktionistischen Stil mit Go-Ins, Teach-Ins ein; von ihnen erst hat die APO später, zu ganz anderen Zwecken, einen äußerlichen Teil des Vorgehens übernommen. Sie waren ein frühes Zeichen dafür, daß ein auf seinen Lorbeeren ausruhendes Establishment nicht bloß auf die Schein-Opposition des linken Gegen-Establishments stößt. Die damaligen Flugblätter der »Konservativen Front« mit ihrer eigenartigen Mischung aus scharfer Argumentation und Pop-Ulk, lange vor aller Pop-Art, werden von zeitgeschichtlichen Sammlern als kostbare Raritäten gehütet; ein halb erschreckter Beobachter hat sie damals als »eine Mixtur aus Thomas von Aquin, Carl Schmitt und Enzensberger« umschrieben. Diese rebellische Seite an Marcel Hepp scheint Familientradition zu ein. Sein frühestes politisches Erlebnis hatte der damals achtjährige Bub, als er erleben mußte, wie die Gestapo einen Tag nach dem 20. Juli 1944 den Vater wegen regimefeindlicher Tätigkeit abführte. Daß man gegen die kompakte Mehrheit für das stehen kann, ja stehen soll, was man für richtig hält, war so schon dem Kind eine Selbstverständlichkeit. Daß er aus einer der wenigen deutschen Familien stammte, die wirklich und nicht nur in rückwärtiger Stilisierung Widerstand geleistet hatte, ließ ihn nur in schallendes Gelächter ausbrechen, wenn einer der linken Meinungsfürsten mit brauner Vergangenheit ausgerechnet ihn, Hepp, auf die braune Karre zu verfrachten suchte. Er hatte nun einmal keine Vergangenheit zu bewältigen.

Aber das alles, Schwabentum, Katholizismus, Familientradition des Nonkonformismus erklärt allein noch nicht die fast provokatorische Unbefangenheit, die Marcel Hepp eigene Mischung aus Einsicht in das Unveränderliche und tatenfrohem Anpacken jeder ihm an Herzen liegenden Sache, ohne Rücksicht auf Konventionen und Tabus. Daß er aus einem kleinen schwäbischen Dorf kam –, daraus hat er nie ein Hehl gemacht und war stolz darauf. Mit einer Mischung aus Spott und Mit-

leid stand er jenen Generationsgenossen aus begüterten Familien gegenüber, die aus schlechtem Gewissen den Kopfsprung in den allmählich modisch werdenden Neomarxismus vollzogen. Aber auch diese Unverbrauchtheit des aus dem Volke Kommenden erklärt den eigenartigen Reiz seiner Person nicht ganz. Die Person ist in ihrem Kern unauflösbar. Das gehörte eben alles zusammen: die Scheu, seine Gefühle zu zeigen; der Hang, selbst seinen Freunden die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, auch wo sie unangenehm war; das jungenhafte Lachen, mit dem er Spannungen überbrückte; aber auch die Sturheit, mit der er an etwas festhielt, wenn es ihm um des Ganzen willen geboten schien. Dies war wohl das Erstaunlichste an Marcel Hepp: daß ein junger Mann wie er, der sich nie recht zu dem entschließen konnte, was man eine »bürgerliche Existenz« nennt – daß ein solcher junger Mann einen so ausgeprägten Sinn hatte für das, was den individuellen Wünschen und Süchten übergeordnet war. Eine romantischere Zeit hätte es »das Gemeinwohl« genannt, wieder eine andere »das Reich«. Er nannte es nüchtern den Staat. Bis zuletzt hing in seinem Zimmer das Bild seines großen schwäbischen Landsmannes Hegel an der Wand. Aus dieser Einstellung zum Staat heraus entschloß er sich auch, trotz seiner intensiven theologischen und geschichtsphilosophischen Interessen, zum Studium der Jurisprudenz.

Nachdem er das zweite juristische Staatsexamen abgelegt hatte, zog es ihn zu der Partei und dem Politiker, denen er sich am nächsten fühlte. Am 1. März 1965 trat der Schwabe als Sachbearbeiter im Referat »Öffentlichkeitsarbeit« in die Landesleitung der CSU ein. Nach der studentischen Politik, die stark eine Gigantomachie großer Ideen gewesen war, sah er im Einstieg in die praktische Politik mit all ihrer Kleinarbeit, aber auch ihrem unmittelbaren Bezug zur Wirklichkeit eine heilsame Disziplinierung. Diese Disziplinierung fiel Marcel Hepp bei seiner explosiven Mischung einer schnellschaltenden Intelligenz, eines leidenschaftlichen Temperaments und eines starken Willens nicht immer leicht, und er machte es auch seinen Parteifreunden nicht immer leicht. Aber man wußte in der CSU seine besonderen Fähigkeiten zu schätzen und einzusetzen. Schon im Herbst 1965 wurde er zum persönlichen Referenten des Landesvorsitzenden der CSU, Franz Josef Strauß, ernannt, und am

1. Mai 1967 wurde ihm in der Nachfolge von Alfons Dalma das Amt des Geschäftsführenden Herausgebers unserer Zeitung, als Vertreter ihres Herausgebers Franz Joseph Strauß, übertragen.

In der Geschichte unserer Zeitung ist der Name von Marcel Hepp mit zwei großen Kampagnen verbunden. Zunächst sammelte er, noch während der Großen Koalition, um den »Bayernkurier« die Gegner des Atomsperrvertrages in CSU und CDU – was in der schwierigen Lage der »Opposition innerhalb der Koalition« die rechte Mischung von federnder Taktik und Unbedingtheit in der Sache erforderte. Nach der Bildung der SPD/FDP-Koalition blieb der Kurs der gleiche, aber es brauchten keine taktischen Rücksichten mehr genommen zu werden. Diese Zeit war der Höhepunkt der publizistischen Tätigkeit von Marcel Hepp. Er setzte an zu jenen unerbittlichen Angriffen auf die verhängnisvolle Außenpolitik der neuen Bundesregierung, die den Verantwortlichen für diese Politik oft geradezu die Luft wegnahmen – die den »Bayernkurier« zu einem Eckpfeiler der Opposition und streckenweise in In- und Ausland zum meistzitierten deutschen Blatt machten. Wenn es der gegenwärtigen Bundesregierung schwerfällt, ihre bedenkliche Politik hinter einem Vorhang schöner Worte glatt über die Bühne zu bringen, so hat Marcel Hepp mit teil an dem Verdienst daran.

Vor neun Monaten ist Marcel Hepp durch eine heimtückische Krankheit mitten aus diesem Kampf gerissen worden. Er hat sich nie geschont; es erfüllte seine Freunde immer mit Sorgen, wie bedenkenlos er mit seinen Kräften umging. Die Sache ging ihm vor. Er hinterläßt eine Frau, eine während seiner Krankheit geborene Tochter, mit denen wir uns verbunden fühlen. Er hinterläßt viele Freunde, für welche die Erinnerung an ihn eine Verpflichtung ist.

Quellenangaben

(Abkürzungen: bearb. = bearbeitet / erw. = erweitert)

1. Aus »Formeln deutscher Politik. Sechs Praktiker und Theoretiker stellen sich: Walter Scheel. Hans Reif. Freiherr von und zu Guttenberg, Armin Mohler. Günther Müller, Hans Jürgen Wischnewski«, hrsg. H. J. Schoeps u. Ch. Dannenmann, München 1969, Bechtle Verlag. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.
2. Bayernkurier, 2. 1. 1971.
3. Criticon, 12: Juli/Aug. 1972.
4. Criticon, 21: Jan./Febr. 1974.
5. Introduction nach dem Manuskript; Rest nach den Konferenz-Unterlagen (hektographiert).
6. Bayernkurier, 6. 12. 1969.
7. Bayernkurier 17. 10. 1970.
8. Bayernkurier 26. 9. 1970.
9. Criticon, 19: Sept./Okt. 1973.
10. Student, Juni 1969.
11. Die Welt, 2. 7. 1966.
12. Bayernkurier, 23. 8. 1969.
13. Aus »Rekonstruktion des Konservatismus«, hrsg. Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Freiburg i. Br. 1972, Verlag Rombach. (bearb.) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.
14. Die Tat (Zürich), 3. 7. 1957. (bearb.).
15. Aus »Politiker des 20. Jahrhunderts, II«, hrsg. Rolf K. Hocevar, Hans Maier, Paul-Ludwig Weinacht, München 1971, Verlag C. H. Beck. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.
16. Criticon, 20: Nov./Dez. 1973.
17. Aus »Konservatismus International«, hrsg. Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Stuttgart 1973, Seewald Verlag. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.
18. Criticon 18: Juli/Aug. 1973.
19. Criticon, 19: Sept./Okt. 1973.
20. Die Welt, 24. 4. 1965.
21. Historisch-Politisches Buch, 1968/8; dann erw. in Bayernkurier, 30. 10. 1971.
22. Criticon, 7: Sept./Okt. 1971 (bearb.).
23. Aus »Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger«, hrsg. Armin Mohler, Zürich 1955, Verlag der Arche. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages (bearb.).
24. Criticon, 3: Nov./Dez. 1970.
25. Die Welt (Welt des Buches), 15. 2. 1973. (erw.).
26. Die Welt, norddeutsche Ausgabe: 20. 6. 1966, süddeutsche Ausgabe 21. 6. 1966.
27. Die Welt, 14. 9. 1972.

28. Bayernkurier, 9. 8. 1969.
29. Bayernkurier, 14. 2. 1970.
30. Die Zeit, 10. 7. 1970.
31. Die Welt (Geistige Welt), 30. 4. 1966.
32. Die Tat (Zürich), 8. 7. 1961 (erw.).
33. Bayernkurier, 19. 10. 1968.
34. Die Welt, 18. 11. 1966 (erw.).
35. Weltwoche (Zürich), 27. 6. 1973.
36. Aus »Die Deutschland-Stiftung. Eine Dokumentation«, Würzburg 1967, Verlag Holzner (erw.). Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.
37. Bayernkurier, 17. 10. 1970. Mit freundlicher Erlaubnis der Mitunterzeichner.

Den Anstoß zu diesem Buch gab mir, vor Jahren schon, mein Freund Ludwig Blanck-Conrady. Mein Freund Werner Macho hat sich auch bei diesem Buch die Mühe einer Durcharbeitung des Manuskriptes gemacht. Beiden bin ich herzlich dankbar; daß ich nicht alle ihre Ratschläge befolgt habe, wird sie nicht überraschen.

Vita Armin Mohler

Geb. 12. April 1920 in Basel als Sohn eines Eisenbahnbeamten und Schweizerbürger; Vater protestantischer Bauernsohn aus dem Baselbiet, Mutter (geb. Weingartner) katholische Handwerkerstochter aus Luzern; seit 1949 verheiratet mit Edith Weiland (als Auslandsdeutsche in Basel geboren); zwei Söhne.

Ausbildung: 1938 Matura (Abitur) am Realgymnasium Basel; 1938 bis 1949 (unterbrochen durch Wehrdienst in Schweizer Armee und Werkstudentenarbeit) Studium der Philosophie, Kunstgeschichte und Germanistik in Basel und Berlin (hier 1942); 1949 in Basel Promotion zum Dr. phil. mit den Doktorvätern Herman Schmalenbach und Karl Jaspers.

Beruf: 1949–1953 Sekretär von Ernst Jünger in Ravensburg und Wilflingen; 1953–1961 Auslandsberichterstatter (für französische Innen- und Außenpolitik) schweizerischer, deutscher und österreichischer Blätter in Paris; seit 1961 in München wohnhaft, dort in der Carl Friedrich von Siemens Stiftung tätig, seit 1964 als deren Geschäftsführer.

Akademischer Werdegang: 1967 Habilitation und Venia legendi für Wissenschaft von der Politik (als Ersthabilitierter dieses neuen Faches in Österreich) an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck; dort seit 1967 Lehrveranstaltungen als Universitäts-Dozent; 1972 verweigert die SPÖ-Kultusministerin Firnberg aus politischen Gründen die von der Universität vorgeschlagene Ernennung zum Ordinarius in Innsbruck.

Hexenjagdszenen: Bei der ersten Verleihung der Adenauer-Preise (also der ersten »großen« Preise, die, zunächst unter Assistenz der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, nicht links von der Mitte vergeben wurden) erhält M. aus der Hand des Altkanzlers den ersten Adenauer-Preis für Publizistik und bezahlt dafür als Objekt einer über zwei Jahre dauernden Hexenjagd, von der sich sein »Image« noch nicht ganz erholt hat.

Jugendsünden (laut Munzinger-Archiv vom 26. 4. 1973): »Nach jugendlichen Sympathien für die äußerste Linke (angeregt durch den Kontakt mit deutschen Emigranten) und Wehrdienst in der Schweizer Armee des Zweiten Weltkrieges ging M. Anfang 1942 unter dem Eindruck des Rußlandkrieges ›schwarz‹ als Kriegsfreiwilliger nach Deutschland. Er gehörte und gehört, wie er selbst sagt, zu den ›schwarzen Schafen unter den Deutschschweizern, die das Schicksal Deutschlands immer auch für das ihre gehalten haben‹. Auf Grund enttäuschender Erlebnisse, u. a. nachrichtendienstliche Bearbeitung in einem Auffanglager in Stuttgart, wurde er jedoch nicht Soldat, sondern kehrte nach kurzem Studium in Berlin Ende 1942 legal in die Schweiz zurück, wo ihn Militärgericht und Festungshaft erwarteten. Danach und während des folgenden Studiums fand er mehr und mehr aus einer extremistischen Position zu einer konservativen Position, zu deren Konstanten aber stets die Verbundenheit mit Deutschland gehörte. Einer politischen Organisation hat M. nie angehört.« Soweit das Munzinger-Archiv.

Literarische Tätigkeit

Selbständige Schriften

1950 »*Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932.* Grundriß ihrer Weltanschauungen«, Stuttgart: Vorwerk (287 S.).
Nebenausgabe als »Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel... Gedruckt bei Chr. Belser, Stuttgart 1950«, S. 7–10 verändert

1958 »*Die französische Rechte.* Vom Kampf um Frankreichs Ideologienpanzer« (Konservative Schriftenreihe, hrsg. Hans-Joachim von Merkatz, Bd. 3), München: Isar Verlag (86 S.).
Spanische Übersetzung von Joaquin de Aguilera Gamoneda: »La Derecha francesa«, Madrid: Ediciones Europa 1960, 152 S., Bd. 11 einer gleichnamigen Reihe mit Kennan, Halecki, Acheson, Marcel Reding u. a.

1963 »*Die Fünfte Republik.* Was steht hinter de Gaulle?« (Piper Paperback) München: Piper (331 S. mit 38 S. Tabellen).
1967 von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck als Habilitationsschrift angenommen.

1965 »*Was die Deutschen fürchten.* Angst vor der Politik – Angst vor der Geschichte – Angst vor der Macht«; Stuttgart: Seewald (249 S., 3 Schaubilder); 2. Aufl. 1966.
Überarbeitet und erweitert als Ullstein Taschenbuch Nr. 551, Frankfurt/Main: Ullstein 1966, 188 S.; 2. Aufl. 1967.

1968 »*Vergangenheitsbewältigung.* Von der Läuterung zur Manipulation« (Zeitpolitische Schriftenreihe, Bd. 2), Stuttgart: Seewald (102 S.).
Nebenausgabe für die Studiengesellschaft für Zeitprobleme, Bad Godesberg, ohne die Widmung an Paul Carell. – Im Mohler-Artikel Bd. 12, 1971, der Brockhaus-Enzyklopädie wird diese Schrift fälschlich unter dem ursprünglich vorgesehenen Titel »Die andere Eskalation« geführt.

1972 »*Sex und Politik*« (Rombach Hochschul Paperback, hrsg. Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Bd. 49), Freiburg/Breisgau: Rombach (88 S.).

1972 »*Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932.* Ein Handbuch. Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Fassung«; Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (XXX, 554 S.); 2. Aufl. der Zweiten Fassung 1974 (gleiche Seitenzahl, stärkeres Papier).
Auch im Buchhandel erhältlich.

Mitverfasser

1949 *»Anhang«*, S. 367–379 in Gerhard Nebel, »Ernst Jünger. Abenteuer des Geistes«; Wuppertal: Marées-Verlag.

1958 *»Friedrich Georg Jünger zum 60. Geburtstag.* 1. September 1958«, zusammen mit Benno v. Wiese, Privatdruck der Verlage Carl Hanser und Vittorio Klostermann (38 S.).

1965 *»A propos Strauss. Eine Dokumentation.* Mit einem Vorwort von Konrad Adenauer hrsg. Studiengesellschaft für staatspolitische Öffentlichkeitsarbeit in Frankfurt/Main«, ohne Verfasserangaben; Stuttgart: Seewald.
Von M. die »Einleitung« S. 11–23.

Herausgeber

1955 *»Die Schleife.* Dokumente zum Weg von Ernst Jünger. Zusammengestellt von Armin Mohler«; Zürich: Verlag der Arche (153 S., 5 Taf., 2 Faks.).

1955 *»Freundschaftliche Begegnungen.* Festschrift für Ernst Jünger zum 60. Geburtstag. Hrsg. Armin Mohler« Frankfurt/Main: Klostermann (232 S., 1 Taf.).
Von M. »Begegnungen bei Ernst Jünger«, S. 196–206.

Kommentierte Textausgaben

1953 *»Ernst Jünger. Eine Auswahl«* (Deutsche Ausgaben, Bd. 58); Bielefeld: Velhagen & Klasing (177 S.).
Außerdem mit Einleitungen und Bibliographien versehene Ausgaben in Reclams Universal-Bibliothek (Nr. 7796, 7867, 7829) von: Ernst Jünger, »Capriccios« (1953), Friedrich Georg Jünger, »Der weiße Hase« (1955), Georg Britting, »Der Eisläufer« (1956).

Größere Beiträge in Sammelwerken

Neben den Beiträgen 1, 13, 15, 17, 23, 36 des vorliegenden Bandes wird hier nur eine kleine Auswahl gegeben. Es handelt sich um Beiträge, deren Themata in diesem Band nicht vertreten sind.

Über die Geschichte der technokratischen Bewegung:

»Der Weg der ›Technokratie‹ von Amerika nach Frankreich«, S. 579 bis 596 in: Epirrhosis, Festgabe für Carl Schmitt, hrsg. Hans Barion u. a., Bd. 2; Berlin: Duncker & Humblot 1968;

»Howard Scott und die ›Technocracy‹. Zur Geschichte der technokratischen Bewegung, II«, S. 249–297, in: Standorte im Zeitstrom, Festschrift für Arnold Gehlen, hrsg. E. Forsthoff u. R. Hörstel; Frankfurt/Main: Athenäum 1974.

Monographien über Lieblingsmaler:

»Balthus«, S. 190–191, in: Kindlers Malerei Lexikon, Bd. I, 1964;
»Giorgio Morandi«, S. 479–481, in: do, IV, 1967;
»José Clemente Orozco«, S. 630–632, in: do, IV, 1967;
»Puvis de Chavannes«, S. 827–830, in: do, IV, 1967;
»Diego Rivera«, S. 95–98, in: do, V, 1968;
»David Alfaro Siqueiros«, S. 354–356, in: do, V, 1968.

Zur Lyrik:

»Albin Zollinger: An die Ströme«, S. 215–217, in: Mein Gedicht, Begegnungen mit deutscher Lyrik, hrsg. Dieter E. Zimmer; Wiesbaden: Limes 1961.

Zu den deutsch-französischen Beziehungen:

»Frankreich, der platonische Partner«, S. 121–133, in: Deutschlands Außenpolitik seit 1955, hrsg. H. Reuther; Stuttgart: Seewald 1965.

Zur deutschen Situation:

»Wie man einen Krieg zweimal verliert«, S. 20–26, in: Wohin treibt Deutschland?, hrsg. S. Kappe-Hardenberg, Velbert: Blick u. Bild Verlag 1973.

Journalistische Tätigkeit

1937–1946 Erlernung des journalistischen Handwerks von der Pike auf in der Basler Lokalpresse

1946–1947 Sprung in die anspruchsvolle Publizistik durch von Peter Schmid ermöglichte Grundsatz-Artikel in der Zürcher »Weltwoche«

1953–1961 Pariser Korrespondent für »Die Tat«, Zürich; außerdem für »Die Zeit«, Hamburg (1955–60), »Christ und Welt«, Stuttgart (1960–61), »Die Furche«, Wien (1957–61)

1961–1964 nach Rückkehr aus Paris vor allem in »Christ und Welt« tätig (bis zur Kurswendung dieses Blattes 1964)

seit 1965 von Hans Zehrer 1965 an »Die Welt« geholt und dort bis 1971 unter Vertrag, seither freier Mitarbeiter; außerdem seit 1965 Mitarbeit am »Bayernkurier«.

Mitarbeit an Zeitschriften: bis zum Adenauer-Preis vor allem »Merkur« und »Der Monat«; seit 1970 in erster Linie »Criticón. Konservative Zeitschrift«, hrsg. Caspar v. Schrenck-Notzing u. Hanns Klatz.

Personenregister

Register der Periodica

Register der Organisationen und Institutionen

(Allzu allgemeine Gruppenbezeichnungen wie »Kommunisten«, »Volksrepublikaner« sind weggelassen.)

Armin Mohler
Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932

Ein Handbuch. Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Fassung. XXX, 554 Seiten.

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

(Preis: für Mitglieder der Buchgesellschaft Gzl. DM 49,50; im Buchhandel Gzl. DM 75,–.)

Die »Neue Zürcher Zeitung« schrieb am 11. 3. 1973 über dieses Buch:

»Das Buch ist 1950 in erster Auflage erschienen (es war 1949 von Herman Schmalenbach und Karl Jaspers als Dissertation angenommen worden). Zum erstenmal wurde darin die Auseinandersetzung über das Denken und das Verhalten der konservativen Intelligenz in Deutschland von vagen, bisweilen emotional entstellten Thesen weggelenkt: durch reiche Hinweise auf prüfbares Material. Die Neuausgabe geht in solcher Dokumentation noch viel weiter. Sie trägt das Kennzeichen ›Handbuch‹ zu Recht. Für die Forschung, für das Nachdenken über ›Konservative Revolution‹ (›Deutsche Bewegung‹), Nationalismus, Nationalsozialismus ist Mohlers Arbeit unentbehrlich.«

Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« schrieb am 9. 4. 1973:

»Ein Werk, das nicht nur einen zum Mythos gewordenen ideenpolitischen Komplex behandelt, sondern inzwischen selbst fast schon zu einem Mythos geworden ist. Es enthält, neben dem inhaltlich unveränderten Text, aus dem der Verfasser nur den ihm allzu aufdringlich erscheinenden existentialistischen Jargon seiner Jugend getilgt hat, eine mindestens um das Zehnfache erweiterte kommentierende Bibliographie, die, doppelt so umfangreich wie der darstellende Teil des Buches, in der politikwissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Literatur der Gegenwart beispiellos ist. Die Etikettierung des Opus als ›Handbuch‹ ist deshalb mehr als angemessen. Es ist dies ein höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes, zugleich aber auch ein engagiertes Buch: Mohler steht dem Gegenstand seiner Arbeit mit jener ›Sympathie‹ gegenüber, die nach der Doktrin der klassischen deutschen Geschichtsschreibung wissenschaftliche Objektivität nicht nur nicht ausschließt, sondern überhaupt erst ermöglicht. ... daß der Autor der von ihm behandelten Bewegung zugesteht, mit epochalen Problemen gerungen und darauf eine mögliche Antwort versucht zu haben.«